

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.

Zehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Der Todtenkopf.

Roman

von

Friedrich Meister.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Neunzehntes Kapitel.

Es war um die Mittagsstunde. Else befand sich auf ihrem Zimmer, gedankenvoll an ihrem Nähtischchen sitzend. Da schweifte ihr Blick zufällig zum Fenster hinaus über die Landstraße; dort bot sich ihr ein seltenes Bild dar. Fünf Soldaten mit Ober- und Untergewehr, in Dreispitz und Gamaschen, kamen gegen das Gut heranmarschirt; ihre Waffen, Knöpfe und Schnallen blitzten in der Sonne.

Unter ihrem Fenster, in der Hausthür, stand ihr Vater; auch er beobachtete die näher kommenden Soldaten.

Else's erster Gedanke war, daß Gustav vielleicht einer von den Fünfen wäre; sie überzeugte sich jedoch bald von ihrem Irrthum. Trotzdem betrachtete sie die Krieger unverwandt und mit hohem Interesse; sie fragte sich, ob sie wohl von demselben Regimente wären, bei welchem Jener sich hatte anwerben lassen, und ob er um diese Zeit noch in Kolberg sei.

Die Soldaten machten vor der Thüre des Gutshofes Halt. Der Besitzer begrüßte sie mit jovialem Kopfnicken.

„Schönes Marschirwetter heute," sagte er. „Wohin soll's gehen?"

„Das Wetter ist gut genug," versetzte der Korporal, der die kleine Schaar befehligte. „Könnt Ihr mir sagen, wo hier herum eine Wittwe Höhn wohnt?"

„Da müßt Ihr durch die Stadt und zum Norderthor wieder hinaus, dort wohnt sie; jedes Kind zeigt Euch das Haus. Könnt auch dort rechts den Feldweg gehen, um die Stadtmauer herum, bis Ihr an's Norderthor kommt. Gehört Ihr zu dem Regiment, in dem der Sohn der Frau Dienste genommen hat?"

Else neigte sich eifrig lauschend aus ihrem kleinen Fenster heraus.

„Zu dem Regiment gehören wir, Schwerin heißt's. Dem Höhn aber ist der bunte Rock wieder leid geworden und da hat er sich selber beurlaubt."

„Was? Er ist doch nicht desertirt?"

„Gewiß ist er das, und wir suchen ihn. Wenn Ihr uns etwas über seinen Aufenthalt vermelden könnt, so erspart Ihr uns Zeit und Mühe."

„Warum mag er davongelaufen sein?" fragte der Gutsbesitzer, das Verlangen des Korporals außer Acht lassend.

„Wahrscheinlich, weil er mehr Marschgepäck auf dem Gewissen hatte, als er schleppen konnte."

„Wie ist das zu verstehen?"

Else lauschte mit pochenden Schläfen.

„So genau wissen wir's justement auch nicht," berichtete der Korporal, den Gewehrkolben auf den Boden setzend. „Aber wir werden's schon erfahren, wenn wir ihn nur erst erwischt haben. Er konnte gar nicht schnell genug zum Land hinaus und nach Böhmen kommen, wo die nächste Bataille sein sollte, wie es allgemein hieß; als dann aber die Meldung von dem Friedensschluß bei uns

eintraf, da knurrte und brummte er und hatte sich gefährlich, wie ein hungriger Hund, dem man einen Knochen weggenommen hat. In der Nacht darauf konnte keiner der Kameraden, die mit ihm auf der Stube lagen, ein Auge zuthun, weil er im Schlafe schrie und stöhnte und Reden führte, daß Allen das Grausen ankam."

„Was hatte er denn zu reden und zu schreien?"

„Allerlei Mordszeug; von Todten und Gespenstern, von einem Zuber, den er von einer Brücke in ein tiefes Wasser geworfen hat; der Zuber aber muß ein Mensch gewesen sein, wie seine Kameraden meinen, vielleicht ein Mann, der so ähnlich hieß. Am andern Morgen, als sie ihn deswegen befragen wollten, da sah er sie blos von unten herauf an und sagte, er hätte einen bösen Traum gehabt. Nach dem Appell aber war er verschwunden, und Keiner hat ihn wiedergesehen. Wahrscheinlich hat er sich gefürchtet, im Schlaf noch mehr auszuplaudern, denn Alle sagen einstimmig aus, daß hinter den schrecklichen Reden mehr gesteckt haben muß, als ein bloßer Traum, denn sonst hätte er sich gegen die Kameraden nicht so verbissen und verstockt gezeigt. Bis hierher nach Garitz haben wir seine Spur verfolgt, und ich denke, daß wir ihn bei seiner Mutter attrapiren werden. Habt Ihr ihn vielleicht schon gesehen? Er trägt denselben Rock wie wir."

Else hatte genug gehört. Jetzt kannte sie die ganze fürchterliche Wahrheit — der Verbleib des Barons Zaruba, die dunklen, schrecklichen Reden Gustav's, Alles, Alles war ihr mit einem Schlage klar geworden.

Sie trat vom Fenster zurück, verwirrt, betäubt. Das Haus schien zu wanken, sie mußte sich auf den Tisch stützen, um nicht zu fallen. Noch immer hörte sie draußen die Stimmen, die in gleichgiltiger Eintönigkeit Dinge erzählten und besprachen, von denen Gustav's Leben oder Tod abhing.

Ein eisiger Frost schüttelte sie. Dann aber raffte sie sich zusammen; sie mußte ihn retten vor den Folgen eines Verbrechens, zu dem sie selber die Veranlassung gewesen war. Trotz ihrer Betäubung und Herzensangst suchte sie instinktiv die Schuld des Geliebten zu vermindern, indem sie einen Theil davon auf sich nahm.

Aber die Zeit drängte, Wehklagen und sonstige Erwägungen durften sie nicht aufhalten. Sie wollte ihn ja retten.

Bleich und verstört eilte sie hinunter. Auf dem Hausflur traf sie Bertha. Sie faßte krampfhaft den Arm der Schwester.

„Lade die Soldaten in's Haus und setze ihnen zu essen und zu trinken vor," flüsterte sie ihr zu. „Halte sie auf, so lange als nur möglich. Frage nicht, warum, aber thu's, ich beschwöre Dich!"

Bertha war starr vor Erstaunen, aber sie vermochte dem leidenschaftlichen Wesen Else's nicht zu widerstehen und versprach ihr Möglichstes zu thun.

Else rannte durch die Hofthür hinaus in den Garten und dann über einen Acker, auf dem ein Knecht ihres Vaters hinter dem Pfluge ging. Sie hieß ihn, die Pferde stehen lassen und mit einer Botschaft zum Rathsherrn Halenbeck eilen. Demnächst lief sie hinter dem Gartenzaun entlang bis zur Landstraße, wo sie die Soldaten soeben auf Bertha's Einladung in das Haus treten sah, und nunmehr machte sie sich in höchster Eile auf den Weg nach der Wohnung der Wittwe Höhn.

Als sie das Häuschen erreichte, hing ihr das Haar gelöst um die Schultern, und ihr Gesicht war dunkelroth vor Aufregung und Erhitzung.

„Wo ist Gustav?" stieß sie athemlos hervor.

„Er ist nicht hier," antwortete die alte Frau ruhig. „Wo er ist, weiß ich nicht, aber ich hoffe weit, weit von hier."

„Ist das wahr? Verbergen Sie ihn auch nicht vor mir?“ rief das Mädchen beinahe wild, da die Kälte der Frau sie aufbrachte.

„Er ist nicht hier,“ wiederholte die Wittwe so ruhig wie zuvor.

„Ist er denn hier gewesen, heute früh, oder gestern, oder vorgestern?“

„Nein,“ lautete die jetzt einigermaßen verwunderte Antwort.

Auch Else gerieth in Verwunderung, zugleich aber fühlte sie sich beruhigter. „Gustav ist desertirt,“ sagte sie, „die Soldaten sind ihm auf der Spur, und wenn sie ihn greifen, kommt Alles an den Tag — Alles!“

„Alles?!“ wiederholte die Wittwe mit seltsam hohler Stimme. „Wissen Sie's denn ....“

„Ich weiß Alles!“

Frau Höhn schaute das junge Mädchen weitgeöffneten Auges an; ihre dünnen Lippen zuckten. In ihrem Innern kämpften die harte, starre Zurückhaltung, die ihr zur zweiten Natur geworden war, und das Sehnen nach Hilfe und Mitgefühl um die Oberhand.

„Sie wissen's also, und doch wollen Sie ihm beistehen? Ich meinte, er hätte Keinen, der zu ihm hielte, als mich.“

„O, Sie wußten ja nicht, wie lieb ich ihn habe! Wußte ich's doch selber kaum!“

Ein leises, langes Schluchzen wurde gehört; die arme Mutter erhob sich von ihrem Stuhl, schloß das Mädchen in ihre Arme und weinte bitterlich. Das Eis war gebrochen. Auch Else weinte, als ob ihr das Herz zerspringen müßte; trotzdem aber stammelte sie Worte des Trostes, der Hoffnung und der Beruhigung, als sei die alte Frau ein Kind, sie aber in Sorgen erfahren und grau geworden.

Sie hatten einander nicht gekannt bis zu diesem Augenblick.

Endlich erhob die Wittwe den Kopf; lange und zärtlich schaute sie die Jungfrau an, die in dieser schweren Stunde zu ihr gekommen war, gleichsam als ein Ersatz für das Kind, das sie verloren hatte.

„Ich hätte nie gedacht, daß Du so lieb und gut wärst, Else," sagte sie leise und weich. „Gebe Gott, daß Du niemals leiden mögest, was ich gelitten habe, und wenn Du einst Kinder haben wirst, sieh zu, daß Du sie recht erziehst, damit sie Dir nicht Schande bringen, wenn sie groß geworden sind. Meine Kinder sind nun Alle todt."

„Laß mich Dein Kind sein, Mutter! Ich will Dir Deinen Verlust tragen helfen. Zuerst aber müssen wir Gustav retten. Er ist nicht schlecht, gewiß nicht, Mutter! Nie und nimmer werde ich glauben, daß er's mit Willen und Ueberlegung gethan hat!"

Frau Höhn schüttelte traurig den Kopf. „Unser Herrgott wolle ihm barmherzig sein," murmelte sie. „Wir können nichts für ihn thun. Ich sehe die Hand, die ihn wieder zurückgeführt hat — er kann seinem Schicksal nicht entfliehen. Blut für Blut, so will es das Gesetz. Wir können ihm nicht helfen."

„Doch, Mutter! Wir können ihn aufsuchen, ihn warnen, ihn verstecken! ... Ich bin schon zu lange bei Dir. Die Soldaten müssen jeden Augenblick kommen. Sage ihnen nichts, kein Wort, laß sie das Haus durchsuchen, so lange sie mögen, und wenn Du sie noch aufhalten kannst, so thue das, um Gustav's und um unsertwillen."

Else's Eifer rüttelte die unglückliche Mutter aus der Unthätigkeit ihrer Verzweiflung auf, und sie versprach, jede Gelegenheit auszunützen, die sich ihr bieten würde. Das junge Mädchen lieh sich darauf den Mantel der

Wittwe, zog die Kappe desselben über den Kopf und wendete sich zum Weggange.

„Wenn er noch kommen sollte," sagte sie bei dem eiligen Abschied, „dann sende ihn nach dem Gute. Ich will ihn so verstecken, daß Niemand ihn finden soll."

Ihre Gedanken waren so vollständig von den Maßregeln zu Gustav's Rettung in Anspruch genommen, daß der schreckliche Charakter des Verbrechens, in dessen Folgen die drohendste Gefahr für ihn lag, gegenwärtig gar nicht in Betracht kam.

Noch wußte sie nicht, welchen Schritt sie zunächst thun sollte. Da führte ihr der Zufall den Todtenkopf an der Stadtmauer in den Weg.

Der alte Husar salutirte militärisch, wollte aber ohne Aufenthalt vorbeigehen, da er's eilig zu haben schien. Else aber hielt ihn an.

„Gut, daß ich Euch treffe, Weber," sagte sie. „Ich muß Euch um etwas fragen."

Er blieb stehen. „Was steht zu Befehl, Jungfer Krüssow?"

„Ich möchte wissen, ob Euch ein Freund von mir in diesen Tagen begegnet ist."

Sie sagte dies zögernd, da sie nicht recht wußte, ob sie ihm trauen konnte.

„Wie soll er aussehen? Ist er jung oder alt, hübsch oder häßlich?"

„Ich weiß, daß man sich auf Euch verlassen kann, Weber."

„Manche Leute denken anders," lachte der Alte.

„Es handelt sich um Gustav Höhn, nun wißt Ihr's. Habt Ihr ihn gesehen?"

Jetzt war die Reihe zu zögern an dem alten Soldaten. Er zog bedächtig seine Pfeife aus der Tasche, schlug Feuer und setzte sie in Brand.

„Hm," sagte er dann. „Ich glaube, daß man sich auch auf die Jungfer verlassen kann. Ja, ich habe ihn gesehen."

„Wo ist er?"

„Droben auf der Haide, im Hochmeisterthurm. Was soll's mit ihm?"

Else berichtete in kurzen Worten von der Ankunft der Soldaten, und der Todtenkopf saugte nachdenklich dabei an seiner Pfeife.

„Hm," brummte er endlich. „Das ist eine verteufelte Sache. Der Höhn ist halb verrückt, wenigstens sind seine fünf Sinne arg durcheinander gerathen, und auf meinen Rath hört er so gut wie gar nicht. Wenn er aber droben bleibt, im Thurm, dann fassen sie ihn bald, das ist klar."

„Ich will zu ihm, auf mich wird er hören!"

„Sie, Jungfer Else?" rief der Todtenkopf in aufrichtiger Bewunderung. „Allen Respekt! Na, wenn er Ihnen nicht folgt, dann verdient er wirklich, daß man ihn aufhängt! Aber so ist's recht; Sie gehen nach dem Thurm, und ich versuche inzwischen, die Feldratzen auf eine falsche Fährte zu bringen. Kommen Sie, ich gehe ein Stück mit Ihnen, denn zu allen Dingen gehört Instruktion, und die will ich Ihnen jetzt ertheilen. Also passen Sie auf."

Zwanzigstes Kapitel.

Der Feldhüter begleitete das junge Mädchen bis hinein in den Karziger Forst; er beschrieb ihr umständlich den Weg und den Eingang zu dem alten Thurme und schilderte ihr dann auch in seiner derb-humoristischen Weise seine Begegnung mit dem Geiste des Stadtmusikanten in der vergangenen Nacht.

Auf der Haide, einem kahlen, öden Hochlande hinter dem Forst, angekommen, blieb der Alte stehen.

„Jetzt finden Sie den Weg allein," sagte er. Dann warf er einen Blick auf den Horizont. „Es wird finster geworden sein, bis Sie zum Thurm kommen. Aber Sie brauchen sich nicht zu ängstigen; vergessen Sie nur nicht, was ich Ihnen gesagt habe."

„Wovor sollte ich mich ängstigen?" versetzte sie still und gefaßt.

Der Todtenkopf lugte ihr forschend in's Gesicht. „Sie werden schon mit ihm fertig werden," sagte er zuversichtlich. „Sehen Sie zu, daß Sie ihn aus dem Wege schaffen, und ich werde sehen, daß ich die Feldratzen irreführe. Gott befohlen, Jungfer Krüssow."

Damit machte der Todtenkopf Kehrt und marschirte im Eilschritt in der Richtung der Stadt davon.

Else verfolgte rüstig ihren Weg über die hügelige Haide, deren einsame Stille nur ab und zu durch eine krächzend dem Walde zufliegende Krähe unterbrochen wurde. Ihre letzte Krankheit hatte sie hart mitgenommen, die Anstrengungen des langen Weges begannen sie unangenehm daran zu erinnern. Allein sie besaß ein muthiges, entschlossenes Herz, und das Ziel, welches sie anstrebte, ließ sie ihre Ermattung überwinden.

Weit, fast unabsehbar breitete sich vor ihr die Haide aus, der Wind schnob kalt über das dürre Gras, über das braune Haidekraut und durch die Ginsterbüsche. Durch lange Strecken feuchten Moorbodens führte der Weg, wo das Wasser durch grünes Moos sickerte und in kleinen Rinnsalen thalwärts floß. Trotz ihres eiligen Laufes war das Abenddunkel bereits hereingebrochen, noch ehe sie den Rand der Haide erreicht hatte.

Endlich gelangte sie an eine schmale, hölzerne Brücke und dann in ein Dörfchen, das vor Beginn des langen Krieges wohlhabend gewesen sein mochte, jetzt aber nur noch aus etwa sechs bewohnten Hütten bestand, die

übrigen lagen in Schutt und Trümmern. In einiger Entfernung ragte der alte Hochmeisterthurm schattenhaft im Zwielicht empor. Zwischen diesem und dem Dörfchen lag ein kleines Halbhüfnergehöft inmitten einer Umzäunung. Zu diesem lenkte Else jetzt ihre Schritte.

Der Hochmeisterthurm stand auf einem schroffen Hügel am Anfang eines bewaldeten Thales. Er war ein festes, viereckiges, aus roh behauenen Feldsteinen errichtetes Bauwerk, der Rest einer ehemaligen Zwingburg, die zu Anfang des 14. Jahrhunderts von dem Deutschen Orden erbaut worden war, der im Jahre 1310 das Land Pommerellen von den Polen erobert hatte, dasselbe aber 1466 wieder an die letzteren abtreten mußte. Er stand unmittelbar an der Grenze, Niemand aber wußte recht, ob noch auf hinterpommer'schem oder ob bereits auf pommerellischem Grund und Boden. Das Dach und die Fußböden der einzelnen Stockwerke lagen in morschen Trümmern innerhalb des Thurmes am Boden, die engen Fenster und Schießscharten starrten wie die hohlen Augenlöcher eines Schädels in die öde Gegend hinaus.

Else ging auf das vereinzelt liegende Gehöft zu. Als sie dem kleinen Wohnhäuschen desselben bis auf zehn Schritte nahe gekommen war, wurde die Thüre von innen schnell zugeschlagen, wie wenn Jemand sie bemerkt hätte, mit ihr aber nichts zu thun haben wolle. Zunächst schenkte sie diesem Umstand keine Beachtung, später aber fiel er ihr wieder ein.

Es vergingen einige Minuten, ehe ihrem Anpochen Folge gegeben wurde. Endlich rief eine unwirsche Stimme in breitem, preußischem Dialekt ihr zu, hereinzukommen.

Sie stieß die Thür auf und sah sich in dem halbdunklen engen Raume einem knochigen, robusten Weibsbild gegenüber, von dem sie mit argwöhnischen und un-

freundlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen gemustert wurde.

„Erbarm', Krüssow's Margell!*) rief das Weib erstaunt. „Die Jungfer von dem Gute! Was wollt Ihr, wen sucht Ihr hier in aller Nacht?"

„Ich habe mit Wallux zu sprechen, ist er daheim?" versetzte Else, ohne von dem Mißvergnügen Notiz zu nehmen, das ihr unerwarteter Besuch hervorzurufen schien.

„Wallux? Mein Bruder?" entgegnete das Weib. „Wenn Ihr seinetwegen den weiten Weg hergekommen seid, dann wird's Euch leid werden, denn er ist nicht daheim. Ihr könnt mir aber sagen, was Ihr von ihm wollt; wenn's dann nöthig ist, kann er morgen zu Euch kommen."

„Das nützt mir nichts, Hanne, ich muß ihn heute noch sprechen; wenn er nicht hier ist, dann weiß ich schon, wo ich ihn finde."

Hanne schaute dem jungen Mädchen ungewiß in die Augen. Sie schien mit sich nicht im Klaren darüber zu sein, ob sie Else gehen lassen oder zurückhalten solle. Schließlich ergriff sie Else's Arm und versicherte ihr hoch und theuer, daß es ganz unmöglich sei, heute Abend noch ihren Bruder aufzufinden.

Else hatte sich inzwischen in dem Raume umgeschaut. Hinter der Thür hing ein Rock, der ihre Blicke vorübergehend fesselte; ihr war's, als müsse das Kleidungsstück ihr bekannt sein, allein ihre Gedanken waren zu sehr anderweit in Anspruch genommen, um sich genauer davon zu überzeugen.

„Ihr habt von mir nichts zu fürchten, Hanne," sagte sie, sich aus dem harten Griff der Anderen loszumachen suchend. „Die Gendarmen und die Steuerbeamten sind

*) Altpreußischer Ausdruck für Mädchen.

meine Freunde nicht, Ihr könnt Euch also beruhigen und mich loslassen."

Damit befreite sie sich, lief aus der Hütte und geraden Wegs auf den alten Thurm zu.

Hanne trat in die Thür und sah der Davoneilenden finsteren Blickes nach, bis sie hinter einer Ecke der Ruine verschwunden war.

Die Instruktionen des Todtenkopfs waren haarklein und genau gewesen, Else fand daher den Eingang zum Thurm mit Leichtigkeit. Er lag einige Fuß über dem Boden, mit Hilfe einiger Steine aber, die ihr als Stufen dienten, gelangte sie bald in das Innere.

Sie sah sich in einer großen Halle, in der allenthalben gewaltige Mauertrümmer umherlagen, zwischen denen Gestrüpp und Brombeergerank wucherte. Am hinteren Ende des weiten, deckenlosen Raumes war der Fußboden eingestürzt und hatte die unterirdischen Gewölbe bloßgelegt.

Else tastete sich bis zu der gähnenden Oeffnung vorwärts; es war so finster geworden, daß sie kaum noch erkennen konnte, wohin sie ihren Fuß setzte. Am Rande des Abgrundes kniete sie nieder und rief laut und wiederholt den Namen Wallur.

Dann lauschte sie lange mit verhaltenem Athem. Das Echo erstarb in der unterirdischen Ferne, eine Antwort aber vernahm sie nicht.

Sie wiederholte den Ruf noch dreimal. Da ließ sich ein dumpfes Gepolter, wie von stürzenden Balken hören; darauf kam es in der Tiefe heran wie Tritte, und dann gewahrte sie unter sich in der Finsterniß eine Männergestalt, die zu ihr emporschaute.

„Wer da?" rief der Unterirdische argwöhnisch.

„Ich bin's, Else Krüssow. Seid Ihr das, Wallur?"

„Ja, ich bin's."

Wieder hörte sie Tritte, als ob der Mann wieder zurückginge. Sie blieb jedoch nicht lange in Ungewißheit. Eine Leiter wurde an das abgebrochene Mauerwerk des Gewölbes gelegt, und gleich darauf erschien sein Gesicht an der Oberfläche.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte er, ohne die geringste Verwunderung über das Erscheinen des jungen Mädchens an diesem Orte und zu solcher Stunde zu verrathen.

Wallux war eine jener gleichmüthigen Naturen, die unter der altpreußischen Landbevölkerung auch heute noch so zahlreich sind, die jedes Ereigniß, sei es noch so außerordentlich, als ganz selbstverständlich aufzunehmen pflegen. Sehr selten fragte er nach der Ursache eines Dinges, viel mehr interessirte es ihn, was es für Folgen haben könne.

„Gustav Höhn ist hier bei Euch; ich muß ihn sehen und sprechen,“ antwortete Else schnell.

„Ah?“ machte der Mann, als hätte er kein Wort verstanden.

„Haltet mich nicht unnütz auf, Wallux; die Soldaten sind ihm auf der Spur; ich muß mit ihm reden!“

Wallux starrte sie noch eine Minute lang an, dann sagte er langsam: „Na, dann kommt, seht Euch aber vor, eine Sprosse ist zerbrochen!“

Er stieg hinab und hielt dann die Leiter fest, während sie ihm folgte.

Das Gewölbe war stockfinster, feucht und kalt. Wallux gebot dem jungen Mädchen, ihn beim Aermel zu fassen, und schritt dann langsam voran, durch Trümmer und Geröll in's Innere. Sie passirten durch eine Lücke in der Mauer, die bisher den Lichtschein verdeckt hatte, der ihnen jetzt aus der Thüröffnung entgegenstrahlte.

Sie betraten einen Raum, der vor Jahrhunderten der reisigen Besatzung der Burg als Küche gedient haben

mochte. Von dem Bogengewölbe sickerte das Wasser herab, auch an den Wänden rann die glitzernde Feuchtigkeit nieder, trotz des mächtigen Torffeuers, das in dem halb zerfallenen Kamin glühte. Vor dem Kamin war ein kleiner, primitiver Destillirapparat aufgestellt, an welchem zwei wild und verwegen blickende Kerle gemächlich beschäftigt waren.

Wie alle Bewohner jener Grenzgegenden war auch Else mit dem von den Branntweinpaschern nach Pommerellen betriebenen Schleichhandel wohlbekannt, und gar oft hatte sie in ihren jüngeren Jahren mit gespanntestem Interesse den gruseligen Geschichten gelauscht, die über die Gefahren dieses Handels, über die blutigen Kämpfe, welche die Pascher sowohl diesseits wie jenseits der Grenze mit den Zollwächtern, Gendarmen und Grenzsoldaten zu bestehen hatten, und über die sonstigen romantischen Abenteuer, an denen es im Leben der gewerbsmäßigen Pascher niemals fehlte, am winterlichen Kamin erzählt zu werden pflegten.

Während des siebenjährigen Krieges stand dieser Schleichhandel in höchster Blüthe. Der Erwerb der pommer'schen und altpreußischen Bauern durch Ackerbau und Viehzucht war durch das Kriegselend fast vollständig lahm gelegt, weite Landstrecken lagen brach und öde, weil es einestheils an Arbeitskräften, anderntheils an den Mitteln zur Bewirthschaftung fehlte. Um leben zu können, wandte man sich daher dem Schmuggel zu, was um so leichter und lohnender war, als in jenen unruhigen Zeiten auch das Grenzpolizeiwesen nothgedrungen ziemlich verwahrlost war. In einigen Dörfern wurde der ungesetzliche Handel so schwunghaft betrieben, daß man daselbst kaum ein Hauswesen antraf, in welchem kein Destillirapparat zu finden gewesen wäre. Die Unternehmenderen der Pascher vereinigten sich zu organisirten Gesellschaften und bereiteten

den Spiritus theils in abgelegenen Waldhöhlen, theils an anderen geeigneten Orten, wo die Destillation in ausgedehnterem Maße betrieben werden konnte, wie zum Beispiel in den unterirdischen Gewölben der Ruine des Hochmeisterthurmes.

Die Pascher erfreuten sich unter der Bevölkerung der Dörfer sowohl wie auch der kleinen Landstädte der allgemeinsten Sympathie, und selten weigerte sich Jemand, ihnen Obdach und Versteck zu gewähren, wenn die Grenzwächter ihnen auf den Fersen waren. Während der langen Kriegsnoth hatten Gesetz und Ordnung sich vielfältig gelockert, und die Rechtsbegriffe waren in den Köpfen der einfachen Leute zuweilen etwas durcheinander gerathen.

Obgleich Else wußte, daß die Pascher im Allgemeinen, und soweit der Schleichhandel nicht in Betracht kam, ganz ehrliche und harmlose Leute waren, so konnte sie sich doch einer unbestimmten Furcht nicht erwehren, als sie sich in diesem unheimlichen Verließ umschaute und die Männer betrachtete, deren Aeußeres allerdings kein sonderlich vertrauenerweckendes war. Auch erfüllte sie der Gedanke, daß durch ihr Erscheinen an diesem Orte die Empfindungen, die sie für Gustav hegte, allen diesen Männern offenkundig werden mußten, mit einer quälenden Beschämung. Sie fühlte dies um so mehr, als die Kerle sie unverwandt anstarrten und sich dabei untereinander anstießen und zugrinsten.

Trotzdem lugte sie in jede Ecke und jeden Winkel, ohne jedoch den entdecken zu können, um dessentwillen sie hergekommen war. Sie fand den Muth nicht, die grinsenden und sie beobachtenden Pascher nach ihm zu fragen. Es war dies echt weiblich — eine ernstliche Schwierigkeit hatte sie ohne Zögern überwunden, und jetzt schreckte sie vor einer Kleinigkeit zurück.

Wallux hatte inzwischen eine Laterne angezündet; jetzt

rührte er ihre Schulter an und winkte ihr stumm, ihm zu folgen.

Er führte sie in einen schmalen Gang, der noch feuchter und unheimlicher war, als die übrigen unterirdischen Räume; sie mußten über Balken und Steinhaufen klettern, die ihnen zuweilen fast den Weg versperrten, und endlich gelangten sie zu einer niederen Thür, die der Eingang eines Grabgewölbes zu sein schien.

„Er wollte ganz für sich bleiben," sagte Wallux kurz und rauh, aber nicht unfreundlich. „Da habe ich ihn hierher gewiesen. An Stuben fehlt's uns hier nicht, und die eine ist nicht schlechter als die andere. Da, nehmt die Laterne; ich geh' nicht mit 'rein. Er ist hier oben im Kopf nicht ganz richtig. Ruft mich, wenn Ihr Euch allein mit ihm fürchtet."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die „Stube", welche Else jetzt betrat, war das schaurigste Verließ, in welchem jemals ein Gefangener geschmachtet haben mochte. Decke, Wände und Fußboden trieften vor Nässe, hier und da standen große Pfützen, die von dem letzten Regen herrührten, denn oben im Gewölbe befand sich ein Loch, durch welches zwei Männer zugleich herabkriechen konnten.

Der kalte Nachtwind fuhr in wirbelnden Stößen hernieder, so heftig und ungestüm, daß das Licht in der Laterne zu erlöschen drohte. Else schützte es mit dem Mantel und dann spähte sie, während der Jammer ihr das Herz umschnürte, nach Gustav.

Er lag in dem entferntesten Winkel auf einem Strohhaufen, gegen die eisige Kälte nothdürftig durch eine Pferdedecke geschützt. Als sie näher herzutrat, sprang er auf, als erwarte er eine Gefahr. Sein Gesicht war bleich

und eingefallen, die Haare hingen ihm wild und strähnig um den Kopf. Er stierte Else an mit den Blicken eines übermüdeten Mannes, der jäh aus dem Schlummer aufgeschreckt worden ist. Sie hielt die Laterne hoch empor, und er erkannte sie.

Seine Züge veränderten sich. „Du?“ rief er wie in verzweifelnder Pein. „Du hättest nicht herkommen sollen!“

Diese Worte trafen sie wie ein Dolchstich. Sie hatte ein anderes Willkommen erwartet.

„Du mußt fort von hier, Gustav,“ sagte sie schmerzvoll, aber sanft und ruhig. „Du bist hier nicht mehr sicher. Flüchte und rette Dich!“

„Wovor?“

„Die Soldaten verfolgen Dich — vielleicht sind sie jetzt schon auf dem Wege hierher.“

Er machte eine Geberde geringschätziger Abwehr.

„Es handelt sich nicht um die Strafe für Deine Desertion — wenn sie Dich fangen, kommt Schwereres an den Tag, darum rette Dich, Gustav, rette Dich!“

Er sah sie an, als müßten ihm die Augen aus dem Kopfe springen. „Was soll noch an den Tag kommen?“ stammelte er, am ganzen Leibe bebend.

„Das weißt Du so gut, als ich es weiß. O Gustav, suche es doch nicht vor mir zu verbergen — ich weiß Alles! Ich beklage und beweine Dich, und ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir heilig ist, fliehe aus dem Lande, so lange Du noch Gelegenheit zu fliehen hast!“

Er schwieg, aber seine Augen hafteten an ihrem Antlitz wie gebannt. Dann wiederholte er ihre Worte, langsam und wie abwesend.

„Sie — weiß — Alles!“ kam es leise, abgebrochen über seine Lippen.

„Ja, Gustav, und deswegen bin ich hier, um Dich zu bitten, Dich vor Schande und Tod zu retten, um Deiner

Mutter willen und um aller derer willen, die Dir jemals zugethan gewesen sind."

Er fuhr sich wie träumend mit der Hand über das Gesicht. „Kann ich auch vor mir selber entfliehen?" murmelte er.

„Nein; aber Du kannst dem Schicksal noch entfliehen, das Deiner wartet, wenn sie Dich hier gefangen nehmen."

Er that einige Schritte in der Richtung der Thür; er schwankte wie ein Trunkener und mußte sich mit dem Rücken an die Wand lehnen.

„Es ist umsonst!" stöhnte er. „Umsonst. Ich kann nicht entrinnen!"

Else legte ihm die Hand auf die Schulter und sah ihn mit thränenvollen Blicken an.

„Ermanne Dich, Gustav! Fasse Muth und versuch's. Noch ist's Zeit."

Er richtete die hohlen Augen auf sie. „So verabscheust Du mich nicht, und weißt doch, was ich bin?"

„Wie könnte ich Dich verabscheuen! In meinen Augen bist Du derselbe, wie groß Deine Schuld auch sein mag. Ich bin überzeugt, daß Du's nicht mit Vorbedacht thatest, und ich weiß, daß Dein Gewissen Dich härter straft, als das Gesetz der Menschen dies jemals könnte."

„O still, Else!" rief er, sein Gesicht in den Händen verbergend. „Du zeigst mir, wie schwarz mein Herz ist — o, ich verdiene das Aergste, denn ich habe Dich geschmäht und beschuldigt!"

„Mich?"

„Ja, Dich! Der Dämon, der jetzt in mir wohnt, hat mich bewogen, Dich zu verwünschen, Dich und den Tag, an dem ich Dich zuerst gesehen!"

„Das habe ich nicht verdient, Gustav," sagte sie mit leisem Schluchzen und still ihre Augen trocknend.

„Nein, Else, nein, ich weiß das, und gerade darum

bin ich um soviel schlechter, weil ich Dir einen Theil des Verbrechens aufbürden wollte, das ich ganz allein in meiner elenden Niederträchtigkeit beging. ... Und doch — war's denn ein Verbrechen? Hab' ich denn wirklich diese Hölle, die in mir brennt, diese Gruft, in der Du mich hier siehst, diese furchtbaren Träume, die mir den Schlaf zum größten aller Schrecken machen — hab' ich dies Alles wirklich verdient? ... Er kam mir in den Weg — ich suchte ihn nicht, wahrhaftig nicht! Er ergriff mich und hielt mich fest — seine Berührung erfüllte meine Adern und mein Gehirn mit Feuer. Wir waren auf der Brücke — ich stieß ihn von mir — das war Alles. So wahr Gott lebt, das war Alles! O Allbarmherziger! Es war nur ein einziger kurzer Augenblick — und nun eine Ewigkeit voll Verzweiflung!"

Aus Else's Augen strömten Thränen des Dankes.

„Ich bin froh, dies aus Deinem Munde gehört zu haben," sagte sie, seine Hand in ihre Hände nehmend und liebevoll streichelnd. „Wenn nun auch alle Welt Dich für schuldig hält, in meinen Augen wirst Du immer schuldlos sein. Jetzt bitte ich Dich auch nicht mehr, zu fliehen. Geh' auf's Gericht und erzähle den Leuten dort, was Du mir erzählt hast."

Gustav stieß ein bitteres Lachen aus. „Meinst Du denn, die glaubten mir, wo doch meine eigene Mutter mich verdammt? Ich habe keine Beweise, keine Zeugen, Alles aber spricht dafür, daß ich Zaruba absichtlich aus dem Wege räumte. Nein, für mich gibt's keine Hoffnung."

Else sah die Richtigkeit seiner Ansicht ein. „Nun, so entfliehe!" rief sie angstvoll und drängend. „Dann war's auch Wahnsinn, wieder herzukommen! Warum bist Du nicht zu Schiff davongegangen?"

„Mir fehlten alle Mittel. Aber das allein war's nicht. Seit jener Nacht, wo er in den Abgrund stürzte,

zog's mich mit unwiderstehlicher Gewalt zurück nach dem Ort, wo er liegen muß. Ich wollte ihn suchen, ihn an verborgener Stelle begraben, oder mich neben ihm niederwerfen und an seiner Seite mein Leben enden und meine That sühnen. Das aber konnte ich nicht erreichen; ich bin um den Ort hergestrichen, wie die Motte um's Licht — und nun wird die rächende Gewalt mich ereilen."

„Sie wird Dich nicht ereilen, wenn Du Dich aufraffst und fliehst!" rief Else in leidenschaftlicher Ungeduld. „Denke doch an Deine Mutter! Denke doch auch an mich!"

Er stand auf wie in wirrem Traume. „Du hast Recht," sagte er endlich dumpf. „Leb' wohl."

Sie ergriff seine Hand. „Ich begleite Dich bis auf den Weg. Ich kann nicht eher heimgehen, ehe ich Dich nicht in Sicherheit weiß."

„Laß mich noch ein Wort mit Wallux reden; er soll mir einen alten Mantel geben, unter dem ich die Uniform verbergen kann."

„So komm."

Sie gingen hinaus in den Gang. Da vernahmen sie plötzlich einen lauten, dröhnenden Ruf. Er kam aus dem Gewölbe, in dem die Pascher bei der Arbeit waren.

Gustav sprang voraus, um die Ursache dieses Alarmrufes zu erforschen. Am Eingang zu dem erleuchteten Raum kam ihm der Todtenkopf entgegen.

„Pulver und Bomben!" schrie der alte Soldat ihn an. „Sind Sie denn noch hier?" Er keuchte und die Schweißtropfen standen ihm auf dem Gesicht, als habe er einen eiligen Marsch hinter sich. „Schwerenoth, Mann, jetzt sind Sie geliefert!"

„Kommen die Soldaten?"

„Gewiß, Mann, sie müssen jeden Augenblick hier sein. Ich habe versucht, sie von der Fährte abzubringen, aber als wir heute früh hierher gingen, sind wir von einem

schuftigen Kerl gesehen worden, und der hat's den Feldratzen verrathen. Als sie merkten, daß ich sie an der Nase herumziehen wollte, da wurden sie wild, und viel fehlte nicht, da hätte ich ihre Bajonnette im Leibe gehabt."

„Wo sind sie jetzt?"

„Ich sag' Ihnen ja, sie müssen jeden Augenblick kommen. Und zwei Grenzwächter sind auch dabei, die den Thurm schon seit mehreren Wochen beobachtet haben. Das wird einen schönen Betteltanz geben!"

Während dieses kurzen Zwiegesprächs hatten die Pascher den Destillirapparat unter einen Haufen von Balkenstücken und Steinen verborgen, der zu diesem Zweck bereitgehalten wurde; darauf gossen sie einige Eimer Wasser auf das Feuer, welches zischend und dampfend erlosch.

Else war Gustav so schnell als möglich gefolgt und hatte die Mittheilung des Feldhüters mit angehört. Sie riß sich den Mantel ab und warf ihm denselben über die Schultern.

„Der verdeckt die Uniform," sagte sie hastig. „Nur fort, Gustav, vielleicht gelingt's noch!"

„Und Du? Was wird aus Dir?" fragte er, den Mantel um sich schlagend.

„Ich gebe mich in Wallux' Schutz. Fort, fort!"

„Vorwärts denn!" rief der Todtenkopf.

Er packte die Hand des Deserteurs und zog ihn dem Ausgang zu.

Hier aber suchte und tastete er vergeblich nach der Leiter. Die Finsterniß war so undurchdringlich, daß er Wallux zu Hilfe rufen mußte.

Zugleich mit diesem kamen auch Else und die übrigen Pascher herzu; das junge Mädchen lauschte angestrengt, ob sich noch nicht die Tritte der Soldaten vernehmen ließen.

Der Todtenkopf kletterte zuerst hinauf, um zu sehen,

ob die Luft noch rein sei. Kaum aber war er oben, da kam er auch schon in höchster Eile wieder herab.

„Zu spät!“ flüsterte er den Umstehenden zu. „Sie sind schon im Thurm und schlagen gerade Feuer. Wir müssen zurück!“

Eilig drängte die Schaar wieder nach dem Gewölbe, aus dem man gekommen war.

Auf dem Herde glimmte es noch hier und da; bei dem schwachen Lichte suchte sich jeder der Pascher einen starken Knittel aus dem Getrümmer. Dann machte man sich daran, den Eingang mit Steinen und Mauerstücken zu verrammeln.

„Wieviel sind's?“ fragte Wallux.

„Sieben, mit den Grenzwächtern,“ antwortete der Todtenkopf, der die Leiter nach der Zelle zu schleppen im Begriff war, wo Höhn vorher gelegen hatte.

Dieser Letztere aber hatte seine Verkleidung wieder abgeworfen und arbeitete nun mit Aufbietung aller Kräfte an der Errichtung der Barrikade.

Als das Steinwerk aufgeschichtet war, nahm er dem Feldhüter das Versprechen ab, vor allen Dingen für Else's Sicherheit Sorge tragen zu wollen.

„Was hast Du vor, Gustav?“ fragte diese.

„Ich will nur meine Schuldigkeit thun,“ entgegnete er. „Durch mich ist die Gefahr über diese Leute gekommen, ich weiche daher nicht vom Fleck, ehe sie nicht geborgen sind.“

Ohne des Mädchens Antwort abzuwarten, wendete er sich jetzt an die Pascher.

„Hört mir zu, Wallux,“ sagte er. „Die Soldaten suchen mich, aber nicht euch oder eure Freunde. Wenn sie mich haben, dann werden sie sich um euch nicht mehr viel kümmern. Macht daher, daß ihr fortkommt, wenn's noch möglich ist, oder aber versteckt euch, und ich will

die Soldaten hier so lange aufhalten, bis sie euch nichts mehr anhaben können."

„Daraus wird nichts," knurrte Wallux. „Ihr meint's brav, aber wir lassen Euch hier nicht im Stich."

„Nehmt Vernunft an, Wallux, und thut, was ich euch sage. Was wollt ihr denn mit euren Stöcken gegen die Musketen der Soldaten ausrichten?"

Das leuchtete den Paschern ein, und Einer nach dem Anderen verschwand in dem Gange, der zu dem Verließ führte, in dessen Decke sich die Oeffnung befand. Nur Wallux zögerte noch.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Lage der Eingeschlossenen war eine höchst bedrohliche geworden.

Die Pascher hatten das opferfreudige Anerbieten ihres Schützlings angenommen und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie ihm besser nützen zu können glaubten, wenn sie schleunigst Beistand heranholten, als wenn sie sich waffenlos den Kugeln und Bajonnetten der Soldaten entgegenwarfen. Die Leute waren keineswegs Feiglinge, allein sie hegten eine sehr vernünftige Abneigung gegen einen Kampf mit der bewaffneten Macht und suchten einem solchen so lange als möglich aus dem Wege zu gehen.

Wallux war auch nur zurückgeblieben, um noch einen letzten Versuch zu machen, Gustav zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen. Viel Zeit blieb ihm nicht hierzu. Schon polterten die Verfolger in dem anstoßenden Raume herum; sobald die Barrikade entdeckt war, reichte die Kraft zweier Männer hin, sie über den Haufen zu rennen. Der einzige Vortheil, den sie gewähren konnte, war der, daß die Soldaten sie zunächst für einen Theil der Mauer hielten

und so eine Zeitlang vergeblich nach dem Eingang suchten. Dadurch konnte ein Aufschub gewonnen werden.

„Besinnt Euch," drängte Wallur, „und kommt mit uns."

Höhn wehrte ihn ab. „Bringt Euch selber in Sicherheit; ich gehe nicht vom Platze."

Durch die Fugen zwischen den aufgethürmten Steinen schien das Licht der Fackeln herein, die die Soldaten angezündet hatten. Das war für den Pascher entscheidend.

„Gut, ich gehe," flüsterte er. „Haltet sie nur noch ein paar Minuten auf, und wenn Ihr mich pfeifen hört, dann folgt mir."

Damit verschwand auch er in dem Gange.

Gustav war allein. Im Kamin glühten noch einige Torfstücke. Draußen knirschte und rollte das Gestein unter den Tritten der Soldaten, die noch immer nach einem Eingang forschten.

Da legte sich eine leichte Hand auf seine Schulter. „Willst Du Dich wirklich in's Verderben stürzen?" fragte eine leise Stimme, deren Klang sein Innerstes erbeben ließ. „Hast Du gar kein Mitleid für mich?"

„O Else!" stöhnte er. „Du noch hier? Wo ist Weber? Warum hat er Dich von sich gelassen?"

„Weber hat keine Schuld, ich bin ihm in der Dunkelheit entschlüpft. Ich kann ohne Dich nicht fort von hier, Gustav — sei mir nicht böse! Wo Du bleibst, da bleibe auch ich, es komme, was da wolle!"

Sie klammerte sich fest an ihn, und er mochte sie nicht abschütteln.

Draußen tappten und murmelten die Soldaten und der Schein ihrer Kienfackeln blitzte durch das so hastig aufgerichtete Bollwerk.

Jetzt rührte Jemand die losen Steine an; ein lautes Triumphgeschrei erhob sich — der Eingang war entdeckt.

Im nächsten Augenblick brach ein Strom rothen Lichtes

in das Gewölbe herein, die Barrikade stürzte, und die mit Dreispitzen bedeckten Köpfe der Soldaten erschienen hinter der Oeffnung.

Einen Kienbrand in der Linken, die Muskete in der Rechten, sprang der Korporal durch die Bresche.

„Oho, Bürschchen, da bist Du ja!" rief er lachend, als er den Deserteur vor sich sah. „Und eine niedliche Jungfer leistet Dir Gesellschaft — Sapperment, das konnte Dir wohl gefallen! Jetzt müßt ihr euch aber trennen, so leid es mir thut. Gustav Höhn, Du bist mein Arrestant!"

Kaum waren diese Worte aus seinem Munde, da fuhr Gustav wie ein Tiger auf ihn los, schleuderte ihn gegen die Wand und entriß ihm die Muskete.

„Bleib' mir vom Leibe!" schrie er den sich ganz verdutzt wieder Aufraffenden an. „Komm' mir Keiner zu nahe! Feuert, wenn ihr Lust habt, aber wer mich anfassen will, der kriegt meine Kugel!"

Damit richtete er die Muskete auf den Korporal.

Else stieß einen Schrei des Entsetzens aus und warf sich vor die Mündung des Gewehrs.

„Gustav!" rief sie. „Willst Du auch ihn ermorden?"

Er starrte sie an, dann ließ er die Waffe zuerst sinken, darauf aber richtete er sie zur Seite und entlud den Schuß gegen den Kamin. Ein tiefer Seufzer entfuhr seiner Brust, als habe man ihn noch rechtzeitig vom Rande eines Abgrundes zurückgerissen.

Der Knall schlug gegen das Bogengewölbe und hallte in den Ecken und Winkeln der Ruine wieder.

Die Soldaten befanden sich noch jenseits der Barrikade; schon fürchteten sie, daß der Schuß ihren Führer niedergestreckt habe, da rief dessen Stimme sie laut zur Hilfe herbei.

Ehe sie jedoch in der dadurch unter ihnen entstandenen Verwirrung dem Rufe Folge leisten konnten, sprang der Todtenkopf, der sich leise herangeschlichen hatte und

den sie zuerst für einen der Ihren hielten, mit einer Schnelligkeit, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, über die Trümmer der Barrikade und gab dem Korporal einen Schlag auf den Kopf, so daß dieser, der bereits Gustav's Arm gepackt hielt, betäubt zu Boden stürzte, während seine Fackel erlosch. Im nächsten Augenblicke hatte der Alte den Flüchtling schon in den engen Gang hineingezogen.

„Hier hinaus, Mann!“ flüsterte er, Höhn hastig vor sich herschiebend.

„Aber wo bleibt Else?“

„Die lassen Sie nur, wo sie ist. Der wird nichts geschehen. Auch werden die Pascher gleich Entsatz bringen. Die Hauptsache ist, daß Sie aus dem Wege kommen.“

Sie gelangten in das Verließ, das Gustav vorher zum Aufenthalt gedient hatte. Der Todtenkopf schob die Leiter durch das Loch im Deckengewölbe.

„Vorwärts, da hinauf!“ drängte er, und diese Aufforderung erhielt Nachdruck durch polternde Tritte in dem Gange und durch eine laut nach Fackeln rufende Stimme.

Höhn kletterte schnell empor und in's Freie; der Feldhüter folgte ihm und zog die Leiter hinter sich herauf.

Der Mondschein lag hell auf der einen Seite der Ruinenmauern, die andere in tiefem, schwarzem Schatten lassend. Ueber Getrümmer und durch Gestrüpp führte der alte Soldat seinen Gefährten zu einer kleinen Pforte am Fuße des Thurmes, die den Eingang zu einer schmalen, innerhalb des dicken Gemäuers angelegten Treppe bildete, welche ehemals als geheime Verbindung des unteren Raumes mit dem oberen gedient hatte.

Weber schlüpfte hinein und bedeutete Gustav, ihm zu folgen. Die untersten Stufen waren bereits zerbröckelt, die oberen aber noch gut erhalten. Nachdem sie etwa dreißig Stufen emporgestiegen waren, kamen sie in einen

Gang, der noch enger war als die Treppe; hier erreichten sie nach wenigen Schritten eine Oeffnung, durch welche das Mondlicht hell herein fiel. Der Führer blieb stehen.

„Hier müssen wir uns vorsehen," sagte er, „die Steine sind lose, und wer hier fällt, der fragt nicht mehr darnach, was sie nachher mit ihm anfangen. Also festhalten!"

Die Maueröffnung überschaute die ehemalige untere Halle des Thurmes. Der Alte drückte sich behutsam an derselben vorbei und dann drehte er sich um.

„Der Henker hole die Schelme!" murmelte er hinabschauend. „Hätten sie nicht noch eine Weile unten in ihrem Loche bleiben können? Halloh, was gibt's nun?"

Höhn hörte nichts von dieser Rede; auch er blickte unverwandt herunter auf die Scene, die seines Gefährten Aufmerksamkeit erregt hatte.

Der Korporal führte Else Krüssow bei Fackelschein aus den Gewölben herauf in's Freie.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Mädchen war, als die Soldaten ihrem Führer zu Hilfe eilten, natürlich alsbald in einer Ecke am Kamin entdeckt und aus ihrem Versteck hervorgezogen worden.

Man umringte sie und versuchte, von ihr Näheres über die unterirdischen Räumlichkeiten der Ruine und über die Art und Weise zu erfahren, wie die Anderen ihre Flucht bewerkstelligt hatten. Ihre Betheuerungen, von alledem nicht das Mindeste zu wissen, fanden keinen Glauben, und schon begannen die Soldaten, allerlei wüste Drohungen gegen sie auszustoßen, als zur rechten Zeit der wieder zu sich gekommene Korporal auf dem Schauplatze erschien.

Dieser, obgleich ebenfalls in hellem Zorn über die er-

littene Niederlage und das Entweichen des Deserteurs, benahm sich etwas höflicher und rücksichtsvoller gegen das junge Mädchen, wenn schon auch er ihr allerlei schwere Strafen verhieß, wenn sie über Höhn's Verbleib keine genügenden Angaben machen würde.

Da sie jedoch beharrlich bei der Behauptung blieb, nichts zu wissen, machte man sich endlich an die vergebliche Durchsuchung der unterirdischen Räume und stieg dann wieder an die Oberwelt hinauf. Noch immer hoffte der Korporal, Else zu einem Geständniß bewegen zu können.

„Besinnt Euch, Jungfer," sagte er, „und bedenkt, was Ihr thut. Entrinnen kann der Deserteur uns nicht; fangen wir ihn nicht heute, dann aber morgen oder übermorgen ganz gewiß. Je mehr Ihr nun unsere Nachforschungen erschwert, desto schlimmer wird's für ihn und auch für Euch."

„Ich habe Euch bereits gesagt, daß ich nicht wissen kann, wo er sich jetzt befindet," entgegnete Else fest. „Aber auch, wenn ich's wüßte, solltet Ihr von mir nichts erfahren."

Wohl schauderte sie innerlich bei dem Gedanken, von den Soldaten als Gefangene fortgeführt zu werden, vielleicht gar bis nach Kolberg; wohl sank ihr Herz, wenn sie an den Zorn ihres Vaters dachte, denn sie hatte nicht geahnt, daß ihr heimlicher Weg nach dem Hochmeisterthurm sie in eine solche Lage bringen würde, die nun ja auch öffentlich bekannt werden mußte. Aber an ihrem Entschluß, den Verfolgern auch nicht die leiseste Andeutung zu geben, änderte diese Furcht nicht das Geringste.

„Eure Halsstarrigkeit wird Euch noch leid thun!" rief der Korporal ungeduldig. „Hier, ihr da, haltet das Mädel fest, und wenn sie entwischen will, dann wird sie gebunden, an Händen und Füßen!"

Else erzitterte bei dieser Drohung und schlug scheu die

Augen nieder, um den Blicken der um sie herumstehenden Männer auszuweichen.

Der Soldat, dem der Korporal ihre Bewachung anbefohlen hatte, ergriff sie beim Arm.

„Laßt mich los!“ rief sie geängstigt. „Ich werde mich nicht von der Stelle rühren, aber laßt mich los!“

„Die Jungfer ist kitzlich,“ lachte der Soldat roh. „Vor einer kleinen Weile noch war sie weniger spröde, als sie bei dem Deserteur da unten im düsteren Keller steckte.“

Die übrigen Soldaten stimmten in das Gelächter ein.

Gustav sah und hörte Alles; er zerbiß sich die Lippen im Gefühl seiner Machtlosigkeit.

„Das halt' ich nicht aus, Weber,“ sagte er dumpf. „Und wenn ich zwanzig Leben zu verlieren hätte — vor meinen Augen soll Niemand sie ungestraft beleidigen!“

„Still, Mann, um Gottes willen!“ flüsterte der Todtenkopf.

Da ertönte ein schriller Pfiff aus der Ferne.

„Das ist Wallux,“ fügte er hinzu. „Jetzt werden wir bald Hilfe hier haben!“

„Die Leute sollen meinetwegen nicht noch einmal in Gefahr kommen — ich werde die Sache anders zu Ende bringen.“

„Blut und Donner, Mann! Sie wollen sich ergeben, jetzt, wo unsere Alliirten im Anmarsch sind?“

Höhn aber hatte bereits wieder einige Schritte in den Gang zurück gethan. Der Feldhüter wollte ihn festhalten; in seiner Erregung versäumte er, auf die Gefahren des Weges zu achten, er trat auf die in der Maueröffnung liegenden lockeren Steine, verlor den festen Fuß und stürzte mit einem gellenden Aufschrei kopfüber in die Tiefe, einen prasselnden Haufen von Steinen, Kalk und Staub mit sich hinabreißend. Er fiel durch die brechenden Aeste eines

aus Mauerspalten wachsenden Baumes und schlug dicht vor Else's Füßen dumpf auf den Boden.

Das Mädchen fuhr aufschreiend zurück und bedeckte die Augen mit den Händen.

Gustav hatte den Versuch gemacht, den Strauchelnden zu halten, jetzt stand er frei in der Maueröffnung, hell vom Monde beschienen, und blickte hinab auf seines Genossen regungslos daliegende Gestalt.

Der Korporal und die Soldaten hatten ihn im Nu erspäht.

„Legt an!" kommandirte der Erstere.

Drei Musketen richteten sich auf den Deserteur, der sich jedoch der Gefahr, die ihm drohte, gar nicht bewußt zu sein schien.

„Soll ich Feuer geben lassen, oder willst Du freiwillig herabkommen?" rief der Korporal.

Höhn fuhr sich mit der Hand über das von kaltem Schweiß bedeckte Gesicht.

„Wollt ihr mir Zeit lassen, für meinen Freund zu sorgen und auch die Jungfer in Sicherheit zu schaffen?" rief er zurück.

„Wenn Du uns versprichst, daß Du dann ruhig mit uns kommen willst."

„Das verspreche ich."

„Gut, so komm'. Versuchst Du aber, uns zu hintergehen, dann schicke ich Dich eigenhändig in's Jenseits."

Gustav verschwand ohne ein weiteres Wort aus der Maueröffnung, tastete sich wieder durch den Gang und die enge Treppe hinunter und kniete gleich darauf neben dem Besinnungslosen, um dessen Verletzungen zu erforschen. Eine große Stirnwunde schien zunächst alle Sorgfalt zu erfordern. Er richtete den Verunglückten auf, und auf seinen Wink band Else demselben ihr Taschentuch um den Kopf.

Während dies geschah, ließ der alte Husar ein leises Stöhnen hören und dann öffnete er langsam die Augen. Seine Blicke wanderten von einem zum anderen der ihn umringenden Gesichter, als suche er eine Erklärung dessen, was sich mit ihm zugetragen hatte. Als er Höhn erkannte, wurde ihm Alles klar.

„Sie sind — noch hier?" stöhnte er und versuchte aufzustehen.

„Habt Ihr Schmerzen, alter Freund?" fragte Gustav.

„Schmerzen? — I ja — Schwerenoth, ich glaube, diesmal bin ich d'ran — und Sie sind dadurch um nichts gebessert. Bringen Sie mich zu Wallux und —"

Der Athem verging ihm, er konnte nicht weiterreden. Seine Verletzungen waren augenscheinlich schwerer und zahlreicher, als ungeübte Augen zu erkennen vermochten.

Höhn hob ihn empor, der Korporal leistete Beistand und so trugen sie den Alten aus der Ruine hinaus und nach Wallux' Häuschen. Else, die Soldaten und die beiden Grenzwächter folgten.

Vor der Hütte angelangt, fand man die Thür verschlossen und verriegelt, und es bedurfte einer langen Verhandlung und der dringenden Aufforderung Gustav's, die argwöhnische Hanne zum Oeffnen zu bewegen, und als die Thür sich endlich zögernd aufthat, erhielten nur Else, Höhn und der Korporal die Erlaubniß, den Verwundeten in die Küche zu bringen.

Hier wurde ihm ein Lager bereitet, und nachdem Gustav das Weib beauftragt hatte, in möglichster Eile für ärztliche Hilfe zu sorgen, meldete er dem Korporal, daß er nunmehr bereit sei, ihm zu folgen.

Der Todtenkopf wälzte sich unruhig und stöhnend auf seinem Lager herum, er schien mehrmals sprechen zu wollen, durch die Schmerzen aber daran verhindert zu werden.

Else stand still und stumm; sie konnte noch gar nicht

fassen, was um sie vorgegangen war und noch vorging. Sie war wie betäubt, die Ereignisse, an denen sie so sehr betheiligt war, umkreisten sie wie die Phantome eines bösen Traumes, dessen Bann sie sich nicht zu entreißen vermochte.

Gustav scheute sich, sie anzublicken; er mußte sich immer von Neuem wiederholen, daß er allein es war, durch den dies Alles über sie gekommen war.

Schweigend, zögernd folgte er dem Korporal zur Thür. Else sah ihn gehen; wie der Blitz kam ihr der Gedanke an das ihm bevorstehende Verhängniß — sie wankte und sank lautlos zu Boden.

„Was gibt's denn da noch?" rief Hanne erbost. „Wollt Ihr denn aus unserer Kathe ganz und gar ein Spital machen?"

Gustav aber war herzugesprungen und hielt die Ohnmächtige in seinen Armen — zum letzten Mal. Er küßte ihre kalten Lippen wieder und wieder, dann überließ er sie der Obhut der im Grunde sehr weichmüthigen und mitleidigen Hanne und eilte hinaus.

Jetzt war er bereit, dem Schlimmsten entgegenzugehen.

Die Soldaten nahmen ihn in ihre Mitte, und der Marsch begann.

Das Dorf war bald passirt; ehe man jedoch an die Brücke kam, gebot der Korporal Halt.

Auf der Brücke stand eine Schaar mit Mistgabeln, Sensen und Aexten bewaffneter Männer. Die blanken Geräthe blitzten und glänzten im Mondlicht.

Das waren die Pascher, die sich hier zusammengerottet hatten, um Höhn zu befreien. An ihrer Spitze stand Wallux; ihre Aufstellung ließ einen Kampf unvermeidlich erscheinen.

Der Korporal hieß seine Mannen nach den Gewehrpfannen sehen, dann zog er einen Strick hervor und sagte

seinem Gefangenen, daß er ihm nunmehr die Hände fesseln müsse.

„Laß mich zuvor mit Jenen dort reden," versetzte Höhn. „Ich gebe Dir mein Wort, Kamerad, daß ich sofort wieder zurückkommen werde. Es ist meine Pflicht, Blutvergießen zu verhindern und die Leute vor den Folgen eines nutzlosen Widerstandes zu bewahren."

„Kann ich Dir trauen?" fragte der Korporal.

„Versuch's."

„So geh."

Der junge Mann ging schnellen Schrittes auf die Pascher zu, die ihn mit lautem Hurrah empfingen, da sie glaubten, die Soldaten hätten ihn, aus Furcht vor ihrer Uebermacht, in Freiheit gesetzt. Seine Erklärung nahm ihnen jedoch diesen Irrthum, und als er ihnen sagte, daß er sogleich in seine Gefangenschaft zurückzukehren habe, da erhoben sie lebhaften Widerspruch. Sie hatten sich auf ein tüchtiges Scharmützel gefaßt gemacht und ließen sich nur schwer davon abbringen, an den Vertretern der staatlichen Macht, die ihnen in den jetzigen schweren Zeitläuften nicht einmal den kärglichen Verdienst des freien Grenzhandels gönnte, so recht mit Behagen ihr Müthchen zu kühlen. Endlich aber ließ Wallux sich überreden.

„Wie Ihr wollt, Nachbar," sagte er. „Wenn Ihr freiwillig mit den Soldaten geht, so können wir nichts dawider haben. Später aber kommt nicht und gebt uns die Schuld. Meinetwegen denn — gute Nacht, Nachbar, und viel Glück. Ich gehe nach der Stadt und hole den Doktor für den Todtenkopf. — Gebt Raum, Leute, und laßt die Soldaten passiren."

Murrend und fluchend verließen die Pascher die Brücke, während Gustav sich wieder dem Korporal stellte.

Das kleine Kommando setzte seinen Marsch fort, die Musketen schußbereit und scharf um sich spähend. Die

Pascher begrüßten die Vorüberziehenden mit allerlei höhnischen und herausfordernden Reden, verhielten sich sonst aber ruhig.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Else war unter Hanne's Bemühungen bald wieder zu sich gekommen. Die vierschrötige Person hatte sie wie ein Kind aufgehoben und in einen dicht am Kaminfeuer stehenden Stuhl gesetzt. Jetzt stand sie mit in die Hüften gestemmten Armen vor ihr.

„Was habt Ihr hier in Ohnmacht zu fallen?“ fragte sie, wie man einen Jungen fragt, der einen nichtsnutzigen Streich verübt hat.

„Ich war so müde,“ antwortete Else leise, indem sie einen furchtsam suchenden Blick über den engen, armseligen Raum schweifen ließ, „ich bin heute so weit gelaufen. Haben sie ihn mitgenommen?“

„Gewiß haben sie ihn mitgenommen, und ein wahres Glück — was! Ihr wollt doch nicht schon wieder in Ohnmacht fallen?“ fuhr sie auf Else ein, als diese aufzustehen versuchte, aber kraftlos wieder in den Stuhl zurücksank.

„Nein — nein — mir ist jetzt ganz wohl — ich muß nun aber nach Hause,“ stammelte das junge Mädchen.

„So ist's recht, es wird auch Zeit. Aber laufen könnt Ihr nicht, Jungfer Krüssow. Ich werde meinen Bruder holen, der kann einspannen und Euch nach dem Gute fahren, sonst kommt Ihr nicht fort und hier bleiben dürft Ihr nicht. Bleibt sitzen, bis ich wieder da bin.“

Hanne eilte hinaus. Else aber schloß die Augen. Sie dachte an das Verhängniß, dem ihr Geliebter entgegengegangen war. ... Das also sollte nun das Ende sein! ... Hinter ihr lag der alte Husar auf seiner

Streu, noch immer bewußtlos, aber in seinen Schmerzen stöhnend und röchelnd. Sonst war Alles still in der abgelegenen Hütte. Ein fröstelndes Grauen überkam sie. Zu ihrer Rechten fiel der bleiche Mondschein durch das kleine Fenster herein auf die Dielen, bis dicht an ihren Stuhl heran. Während ihr Auge auf der lichten Stelle weilte, erschien ein Schatten darauf — der Kopf und die Schultern eines Menschen, der in's Fenster hereinlugte. Sie erschrak heftig und blickte auf.

Sie suchte sich zu fassen und sich zu überreden, daß dieß nur einer von Wallux' Bekannten sein könne, der ihn suchte.

Sie erblickte außerhalb des Fensters Kopf und Schultern eines Mannes; der Kopf aber war ganz mit weißen Leinentüchern umwunden, wie der eines Leichnams; das Gesicht erschien dunkel, hager und mumienhaft, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, schienen aber in übernatürlichem Feuer zu glühen, und dies Gesicht und diese Augen waren die — des Barons v. Zaruba.

Einen Augenblick saß sie regungslos, dann aber stieß sie einen lauten Schrei aus und sprang auf, noch immer die unheimliche Erscheinung anstarrend.

„Pulver und Bomben!" stöhnte der Todtenkopf im Fieber. „Schießt die Hunde nieder!"

Der alte Weber war selber völlig hilflos, dennoch flößte ihr seine Stimme in diesem schrecklichen Augenblick einigen Muth ein; sie ging auf das Fenster zu.

Die Erscheinung war verschwunden.

Sie rieb sich die Augen, allein sie sah nichts mehr, als den hellen Mondschein. Sollten die Ereignisse des Tages sie so verwirrt haben, daß dies nur eine Sinnestäuschung gewesen war? Der Schatten auf den Dielen jedoch, der zuerst ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, der konnte keine Sinnestäuschung gewesen sein.

Sie überwand ihre Schwäche, öffnete die Thür und lief hinaus.

Da war Niemand zu sehen; kein Laut ließ sich hören, ausgenommen das dumpfe Sausen des Windes in den fernen Kieferkronen. Sie ging um die Hütte herum; die Hinterthür war verschlossen, nirgends ließ sich ein Lichtschimmer erblicken. Auch die elenden Stallgebäude lagen verschlossen, finster und schweigend. Sie kehrte in die Küche zurück.

Sie mußte sich getäuscht haben, oder aber die Erscheinung war ein Geist gewesen, der ihr ein nahes und schweres Unglück verkünden wollte. Solcher Aberglaube fand damals auf dem platten Lande noch allenthalben viel Anhänger, und auch Else war davon nicht frei. Aber da war der Schatten — Geister werfen keinen Schatten, das wußte sie genau.

Während sie noch darüber grübelte, kam Hanne zurück, scheltend, daß Else draußen gewesen war und die Thür offen gelassen hatte. Das junge Mädchen schwieg; die grimme Gastfreundin flößte ihr nicht Vertrauen genug ein, um ihr die Erscheinung mitzutheilen.

„Mein Bruder ist in's Dorf gelaufen; er läßt den Feldscheer holen. Lange kann er nicht bleiben, dann fährt er Euch nach Hause. Euer Vater wird ein schönes Gesicht schneiden, wenn seine Jüngste bei Nacht und Nebel heimkehrt — na, mich geht's nichts an, von mir soll er nicht erfahren, wo Ihr gesteckt habt."

Als Wallux zurückkam, mußte er auf Hanne's Weisung sogleich das kleine, struppige Pferd aus dem Stalle ziehen und vor den wackeligen Leiterwagen spannen. Einige Strohbündel dienten als Sitze, Else erhielt noch eine zerlumpte Decke als Schutz gegen die Kälte der Nacht, und dann rasselte das Fuhrwerk über die öde Haide dem fernen Städtchen zu.

Während der Fahrt konnte Else ungestört ihren Gedanken nachhängen. Wallux war von Natur ein schweigsamer Mensch und unter den gegenwärtigen Umständen noch weniger als sonst zur Redseligkeit geneigt. Trotzdem konnte er sich nicht enthalten, in kurzen, abgerissenen Worten seinem Mißfallen darüber Ausdruck zu geben, daß Höhn sich nicht hatte befreien lassen, obgleich alle Pascher der Umgegend bereit gewesen waren, sich seinetwegen mit den Soldaten und Grenzwächtern zu schlagen.

„Und Pommerellen ist blos ein Katzensprung vom Thurm entfernt," fügte er murrend hinzu. „Unter den Polacken hätte kein Teufel mehr nach ihm gesucht!"

Das kleine Pferd trabte rüstig vorwärts. Der Mond neigte sich zum Untergange, und immer mehr Schatten legten sich über die Haide. Der Weg durch den Wald war bald zurückgelegt. Aus der Ferne schimmerten bereits die Lichter der Stadt und rechts davon die des Krüssow'schen Hauses.

Wallux saß vorn im Wagen, die gekreuzten Beine auf der Deichsel ruhen lassend; die Peitsche mit dem schweren Stiel lag ihm quer über dem Schoß; außer einem gelegentlichen murrendem Zuruf ließ er das Pferd unbehelligt.

Else's Gedanken weilten noch immer bei den jüngsten Erlebnissen, vornehmlich aber in Wallux' Hütte. Ein eigenthümlicher, seltsamer Argwohn war in ihr aufgestiegen.

Sie erinnerte sich des schnellen Zuschlagens der Thür und dann des unfreundlichen Empfanges von Seiten Hanne's, als sie zuerst die Hütte aufsuchte. Der Grund hierfür mochte allerdings in dem ungeselligen Charakter jenes Weibes gelegen haben. Und dennoch — sollte diese vielleicht etwas vor den Augen zufälliger Besucher zu verbergen haben? Möglich, daß geschmuggelte Waaren zu

beseitigen waren, aber vor Else brauchte man sich doch nicht zu fürchten, standen doch die Bewohner der ganzen Gegend mit den Paschern in freundschaftlichstem Verkehr.

Und ferner — der Rock, den sie hinter der Thür hatte hängen sehen, der ihr so bekannt vorgekommen war — dieser braune Rock mit den goldenen Knöpfen konnte nur von dem Baron herstammen.

Und drittens — die Erscheinung am Fenster; alle die anderen Momente erhielten durch diese erst Gewicht und Bedeutung. . . .

Ein lautes „Hüh! Hoh!" ihres Fuhrmannes und das plötzliche Anhalten des Wagens weckte sie aus ihren Grübeleien. Sie blickte auf und gewahrte die Wittwe Höhn, die ihre Hände auf den oberen Leiterbaum gelegt hatte und in den niederen Wagen hineinschaute. Man befand sich bereits im Schatten der Stadtmauer.

„Ich habe Dich allenthalben gesucht, Else," flüsterte die Frau in Erregung. „Die Soldaten sind bei mir gewesen, wie Du mir gesagt hast, aber sie sind so klug wie vorher wieder abgezogen. Dann habe ich auf ihn gewartet und auf Dich; endlich aber hielt ich's nicht mehr aus, ich mußte Dich aufsuchen. Hast Du ihn gesehen?"

„Ja."

Eines weiteren Wortes bedurfte es nicht, es sagte der Mutter Alles. Sie klammerte sich fest an den Leiterbaum, sonst wäre sie umgesunken.

„Sie haben ihn" — stieß sie heiser hervor — „sie schleppen ihn in's Gefängniß — an den Gal — —"

Das letzte Wort erstickte ihr im Munde; Else hatte ihr schnell die Linke auf die Lippen gedrückt, während sie mit der Rechten auf Wallur deutete.

„Er gab sich gefangen, um seine Freunde nicht in's Unglück zu bringen," sagte sie laut, und dann fügte sie

flüsternd hinzu: „Noch haben wir Hoffnung, noch ist es nicht zum Schlimmsten gekommen.“

„Noch Hoffnung?“ lachte die Wittwe verzweiflungsvoll. Dabei hielt sie den Leiterbaum, als sei dies ihr letzter Nothanker.

„Wenn nichts an den Tag kommt, wenn wir das Geheimniß bewahren können, bis die Soldaten mit ihm fertig sind, dann kann er noch immer außer Landes gehen. Du darfst also nicht verzagen, denn wir müssen zur rechten Zeit auf dem Platze sein, ihm beizustehen.“

Die Wittwe sah der Sprecherin stumm in das Antlitz, dann nickte sie langsam, ließ den Wagen los, zog ihr Kopftuch unter dem Kinn zusammen, nickte noch einmal zum Abschied und ging in der Dunkelheit längs der Mauer hin, dem Norderthor zu. Ihr Schritt verrieth nichts mehr von der vorherigen Schwäche.

Else berührte den Arm des Fuhrmanns, der inzwischen, vom Schlaf überwältigt, eingenickt war.

„Herein!“ rief er, als sei er daheim, und Jemand habe an die Thür seiner Hütte gepocht.

Er besann sich jedoch bald, gab dem Pferd einen Schlag mit dem Peitschenstiel und lenkte dem Krüssow'schen Gutshofe zu.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Thorweg stand halb offen, aus einigen der Fenster schien noch Licht. Der schwerfällige Wagen hielt. Wallux stieg von seinem Sitze, ging um den Wagen herum nach hinten und reichte Else die Hand, um ihr beim Herabspringen behilflich zu sein. Kaum stand sie neben ihm auf dem ausgefahrenen Wege, da schaute sie ihm voll in das von einem der Fenster beleuchtete Gesicht und schoß ohne jegliche Vorrede die Frage auf ihn ab: „Wer wohnt jetzt bei Euch, Wallux?“

Des Mannes verwittertes Antlitz war von Natur so ausdruckslos und unbeweglich wie eine alte Mauer. Als diese unerwartete Frage ihn traf, richtete er seine Augen langsam und wie in schläfrigem Erstaunen auf das junge Mädchen.

„Wer jetzt bei uns wohnt?" wiederholte er, als ob er nicht recht verstanden hätte.

Insofern war ihr Schuß also fehlgegangen.

„Ja doch," sagte sie in möglichst vertrauenerweckendem Tone. „Habt Ihr nicht einen alten Freund von mir bei Euch im Logis?"

Wallux überlegte wie ein Mensch, der ein Räthsel zu lösen sucht, keineswegs aber, als ob er etwas zu verbergen hätte.

„Ein alter Freund von Ihnen?" murmelte er dann langsam. „Ja, da ist ja der arme Kerl, der Todtenkopf — aber der logirt doch nicht bei uns; wir können keinen Fremden bei uns brauchen, Ihr wißt ja auch, warum."

„Dann geht wohl ein Geist bei Euch um?" rief sie ungeduldig und nur mühsam die Thränen der Enttäuschung zurückhaltend.

Wallux kratzte sich den struppigen Kopf. „Ein Geist?" sagte er dann. „Nee, Jungfer Else, einen Geist bin ich bei uns noch nicht gewahr geworden."

„Nun, dann war's der Baron v. Zaruba selber, der in Euer Küchenfenster hineingesehen hat — oder war's vielleicht doch nur sein Geist, wie? Seid ehrlich, Wallux?"

„Das kann ich nicht wissen; ich denke mir aber, daß Ihr wohl geträumt habt, oder vielleicht seid Ihr ein Sonntagskind, das Geister sehen kann, wo andere Leute nichts davon merken."

Else wußte jetzt, daß aus dem hartnäckigen Wallux nichts heraus zu bekommen war; schon wollte sie sich resignirt abwenden, als ein neuer Gedanke in ihr aufstieg.

„Ihr seid mit dem Todtenkopf zusammen gewesen in jener Nacht, wo der Baron in dessen Hause vorsprach, nicht wahr?“

Der Mann nickte.

„Habt Ihr den Baron damals gesehen?“

Ein erneutes Nicken.

„Habt Ihr ihn seitdem wieder gesehen?“

Wallux stand eine Weile stockstill, während das Mädchen keinen Blick von ihm verwandte.

„Was kann Euch daran gelegen sein?“ murrte er endlich.

„O Mann, verstellt Euch nicht! Um Gustav Höhn's willen muß ich wissen, wo der Mann zu finden ist.“

Wallux fuhr sich mit dem Aermel über die Nase. „Je weniger davon geredet wird, desto besser ist's, das laßt Euch nur sagen,“ versetzte er. „Haltet den Mund und rührt nicht d'ran, wenn Ihr dem Höhn nicht einen schlimmen Dienst leisten wollt.“

Else war zum Schweigen gebracht, und doch durfte sie sich damit nicht zufrieden geben. Der Pascher aber machte allen weiteren Verhandlungen ein Ende, indem er stampfenden Schrittes in die Thür des Hauses trat.

„Heda!“ rief er. „Niemand zu Hause?“

Sie folgte ihm und begab sich in das Wohnzimmer. Hier wartete ihrer ein Anblick, der ihren Gedanken sogleich eine andere Richtung verlieh.

Ihr Vater lag in seinem großen Lehnstuhl mit geschlossenen Augen und schmerzverzogenem Gesicht. Er hielt sein rothbuntes Taschentuch im Schoße, krampfhaft daran herumpflückend und reißend.

Bertha saß am Ofen, regungslos und finster vor sich hinbrütend. Sie warf den Eintretenden kaum einen Blick zu.

Wallux blieb ruhig an der Thür stehen.

Else hatte von ihrem Vater einen stürmischen Empfang und von der Schwester eine Fluth von höhnischen Reden

erwartet, und nun schien ihre Rückkehr auf die Beiden gar keinen Eindruck zu machen.

„Wo ist Matthes?" rief sie in plötzlicher Angst. Matthes war ihr jüngster Bruder, und sie fürchtete fast, daß ein diesem zugestoßenes Unglück die Ihrigen in solch' eine Verfassung versetzt habe.

„Der ist aus und sucht Dich," antwortete Bertha kalt.

Jetzt eilte Else zum Vater und legte ihm furchtsam die zitternde Hand auf die Schulter.

„Vater," rief sie, in Thränen ausbrechend, „bin ich die Ursache Deines Kummers? Es war ja unrecht von mir, daß ich fortlief, ohne Dir ein Wort sagen zu lassen, aber die Zeit war so kurz! Sei mir nicht böse, Vater, ich bin ja ohnehin schon unglücklich genug. Was ich ausrichten wollte, ist mir mißlungen. Sie haben Gustav Höhn als Gefangenen fortgeschleppt."

Ihre flehende, schluchzende Stimme erweckte den Alten aus seinem stumpfen Brüten; er öffnete die Augen und starrte die Tochter einige Augenblicke wie abwesend an; dann schüttelte er ihre Hand ab.

„Du kannst gehen, wohin Du willst," gurgelte er hervor; „kannst auch thun, was Du willst; kannst auch heirathen, wen Du willst — wenn Dich jetzt noch Einer nimmt. Mir ist Alles gleich, ich frage nicht mehr darnach; ihr fragt ja auch nicht nach mir. Kein Mensch kümmert sich um mich. All' mein Arbeiten ist umsonst gewesen; was ich in meinem langen Leben geschafft habe, ist an einem Tage vor die Hunde gegangen — vor die Hunde ist's gegangen! Ja, bestohlen und betrogen haben sie mich, die Spitzbuben, die Räuber! Was der ganze, grausame Krieg mir nicht hat nehmen können, das mußte jetzt, wo wieder Frieden im Lande ist, dem Rabengesindel in die Hände fallen! Aber sie sollen mir vor's Gericht — vor's Gericht sollen sie mir! . . . Doch was rede ich, ich kann ja nichts

ausrichten, gar nichts! Ich bin ein armer Mann, ein elender Pracher, und wenn sie mich auch von Haus und Hof jagen, dann muß ich froh sein, wenn sie mir wenigstens den Stock und den Sack lassen, damit ich von Thür zu Thür betteln gehen kann!"

Die letzten Worte hatte er förmlich hervorgewinselt. Else vermochte nur soviel daraus zu entnehmen, daß nicht sie die Quelle seines Zornes und Kummers war. Sie wendete sich der Schwester zu und fragte in halber Verwirrung: „Aber was ist denn geschehen, Bertha?"

„Was geschehen ist?" antwortete diese, den Kopf zurückwerfend. „O, nicht viel. Wir werden höchstens Bankerott machen und von Haus und Hof gehen müssen, wie Deine Freunde, die Höhns. Er konnte ja nicht genug kriegen, er mußte ja immer mehr zusammenscharren, und da hat er sich mit einer Bande von spitzbübischen Armeelieferanten in Spekulationen eingelassen, wobei seine paar Pfennige draufgegangen sind. Heute Nachmittag hat er die Nachricht gekriegt. Sie haben ihn um ganze Säcke voll Silber betrogen — nicht nur ihn, auch noch andere Dummköpfe. Nun weißt Du, was geschehen ist."

Damit stand sie auf und schickte sich an, dem immer noch an der Thür stehenden Wallux eine kleine Herzstärkung zu bereiten, ehe er sich auf den Heimweg machte.

Krüssow hatte während des ganzen Nachmittags abwechselnd getobt und lamentirt; in einem Augenblick weinte er wie ein Kind, im nächsten fluchte und wetterte er gegen Alles, was ihm in die Quere kam.

Seine Verluste waren bedeutend, aber er gefiel sich darin, sie noch zu vergrößern und so darzustellen, als sei er ein vollständig ruinirter Mann.

Jedenfalls nahm die Hiobspost den ganzen Haushalt so in Anspruch, daß Niemand daran dachte, Else über ihre Erlebnisse auszufragen. Auch Matthes, ein lebhafter

Bursch von sechzehn Jahren, begnügte sich, bei seiner Heimkehr der Schwester freundlich und vertraulich zuzunicken, und so gelang es ihr bald, sich davon zu stehlen und ihr Bett aufzusuchen, wo sie ganz erschöpft in einen tiefen Schlaf sank.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Tage unterwarf Krüssow seine Vermögensverhältnisse einer eingehenden Musterung, wobei er Jeden in's Vertrauen zog, Jeden um Rath fragte, um schließlich doch auf Niemandes Rath zu hören, was unter den obwaltenden Umständen auch wohl das Beste war.

Er hatte gar keine Zeit, an Else oder an Höhn zu denken; die Erstere war daher ganz sich selber überlassen, da auch die Schwester Bertha sich viel zu angelegentlich mit den Verlusten des Vaters beschäftigte, um sich um andere Dinge zu kümmern.

Else aber meinte verzweifeln zu müssen; all' ihr Glück, all' ihre Ruhe, ihr ganzer Seelenfrieden stand auf dem Spiel, und doch konnte sie nicht das Mindeste thun, den Lauf der Ereignisse zu beeinflussen. Sie wartete in fieberhafter Spannung auf Nachrichten und fürchtete zugleich deren Eintreffen. In dieser schwebenden Pein verstrichen zwei Tage. Am Vormittage des dritten traf ein Bote des Rathsherrn Halenbeck mit einem Brief für Else ein.

Sie riß den Umschlag auf und fand darin ein zweites versiegeltes Couvert, das in Gustav's wohlbekannten Schriftzügen ihre Adresse trug.

Das Schreiben darin lautete:

„Kolberg, im Gefängniß. Donnerstag.

Diese Zeilen richte ich an Dich, liebe Else, weil Du mich am besten verstehen kannst, und weil Du meiner armen Mutter am schonendsten die nöthigen Mittheilungen

machen wirst. Ich weiß, daß Du mich bemitleidest; die Anderen werden mich verabscheuen.

Ich bin ein Feigling gewesen, weil ich nicht den Muth gehabt habe, den geraden Weg zu gehen, den einzigen, den ich als ehrlicher Mann gleich zu Anfang hätte einschlagen sollen. Ich habe diesen Weg wohl gekannt, aber ich dachte an meine Mutter und an Dich — an die Schande, die ich euch bereiten mußte. Deshalb zögerte ich so lange.

Ich habe die Qual meiner Mutter, ich habe auch Deine Qual gesehen; glaube mir, nicht Scham oder Furcht hielten mich vor dem entscheidenden Schritte zurück, sondern einzig und allein das Bestreben, euch zu schonen. Ich war blind, ich gewahrte nicht, daß ich eure Qualen dadurch nur verschärfte und verbitterte, daß ihr leichter getragen hättet, wenn ich meinem Gewissen gehorcht und mich den Gerichten zur Abbüßung meiner Missethat gestellt hätte.

Im Hochmeisterthurm sind mir die Augen aufgegangen. Als ich andere Leute meinetwegen in Gefahr gerathen sah, als der alte brave Weber ein Opfer meiner Feigheit wurde, da wurde es mir klar, daß ich nicht länger gegen den Strom schwimmen könne, daß ich nur noch Andere mit mir in's Verderben zog.

Ich wußte nun, was ich zu thun hatte; es fiel mir wie ein Stein vom Herzen. Ich verbarg Dir meinen Entschluß, seither aber habe ich keinen Augenblick mehr gezweifelt oder gezögert.

Ich habe ein volles Bekenntniß abgelegt und bin infolge dessen der Civilbehörde ausgeliefert worden. Ich erwarte nicht, daß man einsehen werde, wie absichtslos ich den Baron Zaruba um's Leben brachte. Ich wollte mich seiner ja nur erwehren, ihm entfliehen. Dennoch bin ich bereit, die Strafe für meinen blinden Zorn zu tragen.

Der Major v. Winterfeld ist hier gewesen; er scheint Mitleid für mich zu empfinden, meinte aber, daß ich mich auf das Schlimmste gefaßt zu machen habe. Er theilte mir auch mit, daß am Freitag oder Sonnabend der Kolk nach dem Leichnam durchsucht werden würde.

Herr Halenbeck hat sich als mein wahrer Freund gezeigt, obgleich er weiß, was ich geworden bin. Zuerst war er dafür, daß ich schweigen sollte, dann aber sah er ein, daß mein letzter Entschluß der richtige gewesen ist; auch Du wirst zu dieser Einsicht gelangen, liebste Else.

Es werden noch einige Wochen vergehen, ehe ich zur Verhandlung vorgeführt werde. Meine plötzliche Rückkehr aus Preußen, gerade an jenem Unglückstage, muß auch dazu beitragen, daß man meine That für eine vorher überlegte hält.

Else, tröste meine Mutter. Ueberbringe ihr die Nachricht mit Schonung und Vorsicht, nimm ihr aber jede unnütze Hoffnung. Es ist besser, wenn sie sogleich Alles erfährt. Gott möge ihr beistehen! Sie hat mir viel Liebe erwiesen.

Gern sagte ich Dir noch Manches über Dich selber, allein der Kopf ist mir wüst; auch muß ich fürchten, Dich durch die unseligen Rückerinnerungen noch mehr zu quälen.

Ich bin ganz ruhig und gefaßt; vielleicht ist das ein Trost für Dich. Mein letzter Athemzug wird ein Gebet sein für Dich und für meine Mutter.

Gustav Höhn."

Else saß wie versteinert. Das also war das Ende. Mit eigener Hand hatte er sich die Schlinge um den Hals gelegt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Kunde von der Ermordung des Barons Zaruba auf Karzig durch den ehemaligen Garitzer Stadtpächter

Gustav Höhn verbreitete sich mit einer für die damaligen Verhältnisse außerordentlichen Schnelligkeit durch einen großen Theil Hinterpommerns. Das Gerücht machte Höhn sogar zu einem geheimen Anführer einer gefährlichen Pascherbande, die erst nach blutigem Kampfe von einer starken Truppenabtheilung hatte überwältigt werden können.

Der alte Krüssow sah sich von allen Seiten beglückwünscht, daß der Himmel ihn noch bei Zeiten vor solch' einem Schwiegersohn bewahrt habe; im Stillen aber ärgerte sich der gute Mann darüber, daß man in der allgemeinen Aufregung ganz vergaß, ihn wegen seiner schweren Geldverluste gebührend zu bemitleiden.

Trotz alledem ging ihm Gustav's Geschick zu Herzen, und er war so ziemlich der Einzige, der ab und zu ein Wort zur Vertheidigung des Unglücklichen redete, wenn alle Stimmen sich gegen ihn erhoben.

Else verschloß ihren ungeheuren Schmerz in der Brust; kein Wort kam über ihre Lippen. Kein Zweifel erschütterte ihre Liebe, die nur immer fester wurde, je hoffnungsloser Gustav's Sache erschien.

Bertha war in ihrer Art voll herzlichen Mitgefühls für die Schwester, das sich allerdings zumeist darin äußerte, daß sie ihr unablässig Vorwürfe wegen ihres übertriebenen Kummers machte.

Matthes schlich finster und verdrossen im Hause umher; da der Vater ihn zu seinem Leidwesen noch immer nicht für erwachsen erachtete und ihm daher in Bezug auf seinen eigenen geschäftlichen Kummer kein Vertrauen schenkte, so interessirte er sich nur für das Leid seiner Schwester Else und stand immer bereit und auf dem Sprunge, ihr jeden verlangten Dienst zu leisten.

Inzwischen waren die angeschwollenen Wasser des Kolks sorgfältig aber vergeblich nach dem Leichnam des Barons

durchsucht worden. Der Major v. Winterfeld hatte die Nachforschungen persönlich geleitet.

Der alte Herr hatte das unverantwortlich lockere Leben seines Verwandten stets beklagt, dabei aber nie die Hoffnung aufgegeben, daß Zaruba noch eines Tages zur Vernunft kommen werde. Wohl war diese Hoffnung immer schwächer geworden, seit er jedoch den Brief des Barons an Else gelesen hatte, da erwachte sein Interesse für den Wildling mit erneuter Wärme, denn er mußte sich sagen, daß Baron Fritz bei dieser Gelegenheit eine Gesinnung an den Tag gelegt habe, die von der Zukunft nur das Beste hoffen ließ.

Da aber mußte er auch mit Schmerz erkennen, daß Zaruba's erster Schritt zu einem veränderten, würdigeren Leben auch zugleich sein letzter gewesen war.

Die Absuchung des Kolks, zu welcher auch eine Gerichtsperson der nächsten Kreisstadt herbeigekommen war, hatte nahezu drei Tage gedauert, eine Zeit, welche Else in qualvollster Erwartung und Ungewißheit zubrachte.

Dreimal hatte sie sich aus dem Hause gewagt, um Gustav's Mutter zu besuchen, stets aber war die Thür des Häuschens am Norderthor verschlossen gewesen, und auf ihr Klopfen hatte Niemand geantwortet. Durch das Fenster hineinlugend, gewahrte sie eine ganz auffällige Unordnung im Stübchen der Wittwe; das Spinnrad stand mit einer halbvoll gesponnenen Spule mitten auf den Dielen, im Ofen brannte kein Feuer und die wirr auf dem Tisch und den Stühlen herumliegenden Bekleidungsgegenstände ließen errathen, daß die alte Frau in überstürzter Eile die Wohnung verlassen haben mußte.

Else begann zu fürchten, daß ihr ein Unfall zugestoßen sei, und vertraute diese Besorgniß ihrem Bruder an. Zum Glück war dieser sogleich im Stande, sie zu beruhigen, indem er ihr mittheilte, daß Frau Höhn seit vierzehn

Tagen jeden Morgen ganz früh ihr Haus verließe und sich nach dem Quartier des Todtenkopfs, des Feldhüters Weber, begäbe, woselbst sie dann bis spät in die Nacht, zuweilen auch die ganze Nacht hindurch, zu verweilen pflege.

Es sollte nicht lange währen, bis Else von dem Zweck dieser Besuche der Wittwe Kenntniß erlangte.

Eines Vormittags erschien einer der Nachbarn des Paschers Wallux in der Küche des Gutshofes und verlangte die Jungfer Krüssow zu sprechen.

„Die Else?“ fragte Bertha, den Mann mit mißtrauischen Blicken musternd.

Der Mann nickte.

„Was wollt Ihr von dem Mädchen?“

„Ich — nichts. Der Todtenkopf verlangt nach ihr.“

„Wo steckt denn der?“

„In seinem Quartier.“

„Ich meinte, der Wallux hätte ihn bei sich aufgenommen?“

„Der hat ihn auch gehabt; Ende vorletzter Woche aber haben wir ihn in seine Hütte geschafft, weil Hanne Wallux sagte, er könnt's nun nicht mehr lange machen, und es würde ihm wohl lieber sein, wenn er aus seinem Quartier abmarschirte.“

Bertha setzte nach ihrer Gewohnheit Brod, Speck und Branntwein für den Gast auf den Tisch und dann fragte sie ihn, was der Feldhüter mit ihrer Schwester zu schaffen haben könne.

Der Mann kostete von dem Branntwein und kratzte sich den Kopf. „Das weiß ich nicht,“ sagte er dann langsam. „Und wundern soll's mich, ob's der Todtenkopf selber weiß. Denn seit er in seinem Quartier liegt, schwatzt er das tollste Zeug zusammen. Nichts als Krieg und Pulver und Bomben und Granaten, und dabei kommandirt er und läßt die Husaren fechten und reiten, als ob er der alte Zieten selber wäre.“

„Wenn's so mit ihm steht, dann hat die Else da nichts zu suchen."

„Das soll damit nicht gesagt sein; er hat auch seine ruhige Zeit und dann fragt und ruft er immer nach Höhn und nach der Jungfer Krüssow und nach — ja, auch nach dem Baron Zaruba. Wenn dann aber Keiner von denen kommt, dann wird er wieder unsinnig und kommandirt und flucht und haut und sticht auf die Feinde los. Ein wahrer Segen ist's, daß die Frau Stadtpächterin bei ihm sitzt und ihm zuredet und ihn bändigt, ein Anderer käme gar nicht mit ihm aus. Im ganzen Lande kann's keine zweite Frau geben, die so mit Kranken umzugehen weiß. Und sie hat mich auch eigentlich hergeschickt, weil sie glaubt, es würde dem armen Menschen gut thun, wenn er die Jungfer sähe und wenn sie ein Wort zu ihm redete."

Während dieser Unterredung war auch Matthes in die Küche gekommen, und auf seinen dringenden Rath theilte man Else die Botschaft des Paschers mit.

Das junge Mädchen war sogleich bereit, den Mann zu begleiten; eine geheime Hoffnung, die in ihrem Herzen nicht ersterben wollte, ließ ihre Pulse schneller klopfen.

Wenn Jemand im Stande war, ihren geheimen Zweifel zu lösen, so war dies der Todtenkopf; diese Ueberzeugung stand in ihr fest, und aus diesem Grunde machte sie sich so eilig zu dem Ausgang fertig, als gelte es ein Stelldichein mit dem so lange schon verlorenen Geliebten.

Matthes bestand darauf, ihr das Geleit zu geben, und so verließen die Drei das Gut und gingen querfeldein, der am fernen Waldessaum gelegenen Hütte des alten Husaren zu.

Bei derselben angelangt hörten sie, noch ehe sie die Thür öffneten, bereits das heisere Rufen und Schreien des kranken Mannes. Matthes drängte die Schwester zurück und betrat das Innere der Hütte zuerst.

Weber wähnte sich in seinem Fieber wieder auf dem Schlachtfelde. Er saß aufrecht auf seinem Lager, mit einem Fuß auf den Dielen, und fuchtelte wild in der Luft herum, während er zu gleicher Zeit der Wittwe Höhn energischen Widerstand leistete, die ihn mit ruhiger Selbstbeherrschung und beinahe männlicher Kraft im Bett zurückzuhalten suchte. Die Leinenbandagen seines Kopfes waren ihm auf die Seite gerutscht und verliehen seinem braunen, mageren, mit eisgrauem Stoppelbart bedeckten Gesicht ein groteskes und komisches Aussehen.

„Was?“ schrie er, „fangen wollt ihr mich, ihr Schurken? Kennt Ihr nicht den Todtenkopf an meiner Mütze? Zu Kraut und Rüben hack' ich euch Alle, ohne Gnade!“

Matthes war der Wittwe beigesprungen, aber selbst die vereinten Kräfte Beider reichten kaum hin, den Kranken zu bändigen.

„Gebt Euch doch, Mann,“ sagte Frau Höhn. „Beruhigt Euch doch, seht doch, die Jungfer Else ist da, sie will Euch besuchen.“

„Die Jungfer Else? Geht mir weg, was habe ich mit dem Weibervolk zu schaffen, wenn's drauf und dran geht! Bassa Masenga! Seht ihr dort hinter'm Berg nicht die Bajonnette blitzen? Vorwärts! Pulver und Bomben! Wie unser Oberst einhaut! Ihm nach, wer kein Hundsfott ist!“

Noch einen Versuch machte er, aus dem Bett zu springen, man hielt ihn jedoch mit Gewalt, und endlich sank er, erschöpft von den Anstrengungen und von dem Fieberparoxysmus, in die Kissen zurück.

Eine Minute lang herrschte jetzt Stille in dem kleinen Raum, man hörte nichts als das keuchende Athmen des Patienten.

„Wir wollen ihn ungestört liegen lassen,“ sagte die Wittwe in ihrer ruhigen Weise. „Hernach wird ihm besser sein.“

Else schaute sie an; die scharfen, harten Züge der Matrone waren noch schärfer und härter geworden und verriethen die größte körperliche und seelische Erschöpfung, zugleich aber auch trugen sie den Stempel völligster Ergebung; man sah ihr an, daß sie bereit und im Stande war, daß Allerschlimmste zu ertragen.

„Hast Du schon gehört, was Gustav gethan hat, Mutter?“ flüsterte Else ihr zu.

„Ja, Tochter; das Geschrei über ihn unter den Leuten ist so laut, daß ein Tauber es hören müßte. Ich wußte wohl, daß Alles an den Tag kommen würde; er selber hat der Wahrheit ihr Recht gegeben, und das ist besser, als hätt's ein Anderer gethan. Vielleicht nützt ihm das vor den Richtern als ein Zeichen seiner Reue.“

„Hast Du ihn gesehen?“ fragte Else, nicht ohne stockendes Zögern.

„Noch nicht. Zunächst ist meine Hilfe hier nöthig. Der arme Mensch hat für meinen Sohn sein Leben gewagt, ich darf ihn daher in seiner Noth nicht verlassen. Gustav braucht mich nicht, ich kann ihm nichts mehr nützen.“

Der Todtenkopf begann sich wieder unruhig hin und her zu wälzen, und Matthes schickte sich zu einem erneuten Ringen mit ihm an.

Der Kranke murmelte zuerst nur einige unverständliche Reden, dann aber fing er mit scharfer Stimme an zu singen:

„Doch wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
Dann läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Der Gesang endete in einem dumpfen Stöhnen.

Jetzt trat Else an sein Lager. Sie neigte sich über ihn und berührte mit leiser Hand seine brennende Stirn.

„Weber, kennt Ihr mich?“ sagte sie freundlich und

sanft. „Ihr habt zu mir geschickt, und da bin ich gekommen. Wollt Ihr mich nicht ansehen?“

„Wa — was?“ murmelte er. Er wendete den Kopf und drehte die Augen. Man sah ihm an, daß er seine Gedanken zu sammeln versuchte.

„Ich bin's — Else Krüssow. Erinnert Ihr Euch meiner?“

„Ja doch, ja. — Ich habe ja auf Euch gewartet.“

Er richtete sich halb empor, stützte sich auf den Ellenbogen, faßte des Mädchens Hand und starrte ihr in's Gesicht.

„Ich kenne Euch,“ sagte er dann langsam. „Ihr seid Krüssow's Else. Ich wollte Euch was sagen — was war's doch? Richtig, ein altes Lied —

Wir preußische Husaren, wann kriegen wir Geld?
Wir müssen maschiren in's weite Feld;
Wir müssen marschiren dem Feind entgegen,
Damit wir ihm heute den Paß noch verlegen. . . .

Nicht doch, das war's nicht.“

Er legte sich wieder, hielt aber noch immer ihre Hand fest.

„Wolltet Ihr mir nichts von Gustav Höhn sagen?“ fragte sie.

„Halt, das war's!“ rief er in aufblitzendem Verständniß. „Lauft, Jungfer, lauft und rettet ihn — er sitzt in dem alten Thurm bei den Paschern — lauft, die Feldratzen sind schon hinter ihm her. . . . Nicht doch — Schwerenoth — das war's auch nicht. — Das saust und trommelt mir hier im Kopf — mein Grips ist ganz und gar zum Teufel!“

Er blickte kläglich um sich.

„War's etwas von Zaruba?“ deutete Else an. Ihre Stimme bebte bei dieser Frage.

„Jetzt hab' ich's! Von Zaruba, ganz recht, von Zaruba! Einen Schluck Machandel, schnell!“

Else wendete sich nach der Frau Höhn um.

„Ich darf ihm keinen Schnaps geben, der Doktor hat's verboten," sagte diese gemessen.

„Zum Henker mit dem Doktor!" stieß der Kranke heftig hervor. „Hier gilt's ein Menschenleben — hier heißt's hängen oder nicht hängen! Einen Schluck Machandel her, und wenn's der letzte ist, den ich koste!"

Matthes hatte bereits die Flasche vom Eckbrett genommen und reichte nun dem alten Husaren einen kleinen irdenen Topf voll von dem Wachholderbranntwein. Der goß den feurigen Stoff gierig hinab.

„Ah," sagte er aufathmend und schmatzend, „das gibt Leben und Gedanken! Behalte die Flasche in der Hand, Matthes. Jetzt aber schreibt, was ich Euch sagen werde. Hört Ihr's? Schreiben sollt Ihr, denn zweimal werd' ich's Euch nicht erzählen können."

Man suchte eifrig allenthalben herum, Schreibgeräth aber war in dem Quartier des Todtenkopfs nicht zu entdecken. Endlich fand Matthes eine große alte Schiefertafel und ein Endchen Stift dazu. Else nahm ihm dieselben ab und machte sich schreibfertig.

„Ich bin bereit, Weber," sagte sie.

„So ist's recht. Also — wie fängt's doch an? — Ich hab's, schreibt: Der Rittmeister v. Zaruba wollte mit Krüssow's Else Hochzeit machen. Am letzten Abend vorher kam er in mein Quartier und sagte, ich solle am nächsten Morgen einen Gang für ihn thun. — Habt Ihr das?"

„Ja," antwortete Else nach einigen Augenblicken.

Der Todtenkopf nahm wieder einen Schluck aus Matthes' Topf und fuhr dann mit merkwürdiger Klarheit fort:

„Kurz vor ihm war Gustav Höhn an meiner Thür gewesen, und als der Baron wieder fort war, dachte ich, daß die Beiden wohl etwas miteinander haben könnten."

„Wie kamt Ihr auf den Gedanken?“ fragte Else, eifrig weiter schreibend.

„Mir ahnte so was. Grün waren die Beiden einander nicht, das wußte ich. Ich zog mir also meinen Mantel an und ging hinter dem Rittmeister her. Der aber hatte schon ein paar Minuten Vorsprung. Es war ein Hundewetter, in der Finsterniß und dem Schneetreiben konnte man kaum die Hand vor Augen sehen. Ich ging bis zur Brücke am Kolk. — Habt Ihr das?“

Else bejahte.

„Noch ehe ich recht heran war, hörte ich schon, daß die Beiden aneinander waren; gleich darauf brach der Mond durch die Wolken; ich sah jetzt, wie sie sich gepackt hielten, und ehe ich noch einen Schritt weiter thun konnte, stürzte der Rittmeister über das Geländer hinunter in den Kolk. Ich schrie auf und lief herzu, aber Höhn hatte schon Reißaus genommen und war verschwunden.“

Er hielt inne, um der Schreiberin Zeit zu geben und um selber Athem zu schöpfen.

„Ich lauschte in die Schlucht hinab und hörte tief unten den Baron stöhnen. Der Schnee lag mehrere Fuß hoch, ich wußte aber, wo der Abstieg war, und so kletterte ich dem Baron nach. Der Kolk war zugefroren, wenigstens am Rande, und hier lag er auf dem Eise. Das Geäst der Ellernbäume, die da unten stehen, und auch der Schnee, der dort in mannshohen Wehen lag, hatten seinen Fall aufgehalten, sonst wäre er wohl durchgebrochen und nimmer wieder zum Vorschein gekommen, wie der Stadtmusikant, der heute noch da spuken soll. — Als ich ihn anrührte, stöhnte er nicht mehr; er lag ganz still, den Kopf zwischen den Beinen, wie eine todte Krähe. Es war ein schweres Stück Arbeit, aber ich kriegte ihn doch aus der Schlucht heraus, und dann schleppte ich ihn nach meinem Quartier und steckte tüchtig Holz in den Ofen, damit die

Wärme ihn erst wieder aufthauen sollte. Sein Kopf sah so bös aus, als hätten die Kosaken ihn untergehabt, auch ein Bein hatte er gebrochen. Mir gruselte, wenn ich ihn ansah; die Nacht war wild und unheimlich, und ich hielt ihn für todt. Die arme Seele jammerte mich, noch mehr aber jammerte mich der Gustav, und ich grübelte, wie ich das Ding wohl geheim halten könnte, um den jungen Menschen nicht um den Hals zu bringen. Der Gustav war immer mein guter Freund gewesen. Nach und nach aber merkte ich, daß der Rittmeister noch lebte; ich goß ihm einen Schluck Machandel zwischen die Zähne, und das that ihm gut. Machandel ist die beste Medicin — gib den Topf, Matthes — so, das war gut! Nachher deckte ich ihn warm zu, und dann setzte ich mich in Marsch und holte meinen Freund Wallux. Das war wieder ein schwer Stück Arbeit, in solcher Nacht. Als ich mit Wallux und seinem Fuhrwerk wiederkam, saß der Rittmeister aufrecht und stierte uns an. Er wollte reden, konnte aber nicht. Ich gab ihm noch einen Schluck, und nun ging's.

‚Versprecht mir, daß ihr zu keinem Menschen ein Wort über mich reden wollt,‘ sagte er. ‚Wenn ihr's thut, bringt ihr einen unschuldigen Menschen an den Galgen, mein Geist aber wird euch dann auf Erden keine ruhige Stunde mehr lassen.‘

Ich konnte mir denken, was er meinte, und ich achtete ihn in jener Minute höher, als jemals zuvor. Wir schworen bei Himmel und Hölle, daß wir Ordre pariren würden.

‚So ist's recht,‘ sagte er darauf, ‚und nun schafft mich fort von hier, und wenn ich sterbe, dann begrabt mich als einen von den Paschern, dem ein polnischer Grenzwächter den Rest gegeben hat. Wollt ihr mir auch das versprechen? Thut ihr's, dann sollt ihr gut belohnt werden, thut ihr's aber nicht, dann sollt ihr, hol's der Teufel, beschuldigt werden, mich umgebracht zu haben.‘

Das hätte er nun nicht sagen müssen; wir versprachen, was er verlangte, und er gab sich zufrieden. Darauf machten wir ein Lager auf dem Wagen zurecht, packten ihn warm ein und fuhren ihn über die Haide, nach Wallur' Hütte. Als wir dort ankamen, war er wieder steif und kalt."

Hier hielt der Todtenkopf erschöpft inne, er schloß die Augen und lag ganz still. Matthes war der Erste, der ihn nach einer langen Pause wieder zu dem Gegenstand zurückzubringen versuchte.

„Warum hast Du uns denn das Alles nicht schon eher gesagt, Todtenkopf?" fragte er vorwurfsvoll, den Alten leise am Arm schüttelnd.

„Warum?" entgegnete dieser, langsam die Augen wieder öffnend. „Eine Lüge ist ebenso bald gesagt, wie die Wahrheit. Hatte ich denn nicht geschworen? Und dann wollte ich doch auch den Gustav nicht in's Unglück bringen. Also — was sagte ich doch? Mein Kopf ist ganz dumm von der Dröhnung, die er in dem alten Thurm gekriegt hat."

„Ihr hattet den Baron nach Wallur' Hütte gebracht," sagte Else, ohne aufzublicken. Sie erkannte an der schwächer werdenden Stimme des Patienten, daß er nicht mehr lange werde reden können.

„Ja, richtig — es war ein Stück Arbeit — aber wir haben's geschafft, und — und —"

Das Gedächtniß verließ ihn, trotzdem er sich ängstlich abmühte, die Gedanken festzuhalten.

Matthes führte den kleinen Topf an seine Lippen, während der starke Arm der Wittwe ihn aufrichtete.

„Lebte er denn noch, oder war er gestorben?" fragte Else.

„Er lebte," antwortete der Feldhüter, dessen Blicke sich wieder erhellten. „Die Hanne riß die Augen auf, als wir mit ihm ankamen; sie schalt und schimpfte, dabei

aber machte sie den besten Platz im Hause für ihn zurecht. Und so haben wir's geschafft. Ich habe mein' Lebtag genug zerbrochene Knochen und eingeschlagene Köpfe gesehen; ich dokterte ihn vorläufig zurecht, und die Hanne hat mir dabei geholfen. Nach einigen Stunden war er schon wieder bei Verstande. Er rief uns an sein Bett und sah uns an, als wäre er noch im Dienst, und wir ein Haufen Rekruten.

‚Daß Keiner von euch sich untersteht, einer lebenden Seele zu verrathen, wo ich bin,' sagte er. ‚Um diese Zeit müssen schon mindestens ein Dutzend Schuldhaftsbefehle hinter mir erlassen sein. Wenn ich wieder auf die Beine komme, dann soll euch nicht gereuen, daß ihr die Mäuler gehalten habt; gehe ich aber drauf, dann könnt ihr meinetwegen machen, was ihr wollt.'

Wir wußten genau, was Haftsbefehle zu bedeuten haben, ob nun wegen Schulden oder wegen Grenzschmuggels, und wir dachten nicht dran, dem Gericht in die Hände zu arbeiten. Mir fiel aber ein, daß Höhn sich vielleicht bangte und beunruhigte, als ich jedoch davon anfing, da wurde er wild.

‚Wenn ihr mich von hier in's Gefängniß schleppen lassen wollt, dann lauft hin und sagt's ihm,' rief er. ‚Der Kerl würde der Erste sein, der mir die Häscher auf den Hals hetzte, und vielleicht ganz mit Recht. Aber auch ich hab' ihn in der Hand, und wenn euch daran liegt, daß ich ihn vor's Kriminalgericht bringe, dann erzählt ihm nur, daß ich hier liege und nicht auf dem Grunde des Kolk.'

Wir aber wollten Keinen in Schaden bringen; außerdem war und blieb er doch der Baron, und so versprachen wir Alles, was er verlangte.

‚Wir müssen doch aber auch einen Chirurgen haben,' sagte Hanne.

‚Zum Henker, ich will keinen Chirurgen!‘ sagte der Baron.

‚Es geht aber nicht ohne Chirurgen,‘ sagte Hanne wieder. ‚Da ist der Feldscheer Wilke in Reinfeld, der hat bis jetzt beim Regiment gestanden und kennt den Karziger Baron gar nicht. Mit dem hat's keine Gefahr.‘

Wallux spannte seine Mähre an und fuhr zum Feldscheer Wilke und sagte dem, er habe einen Pascher im Hause liegen, dem die Grenzwächter hart zugesetzt hätten, und bat ihn, reinen Mund zu halten. Wilke war's zufrieden, denn er sollte gut bezahlt werden. Um nun auch sein Geld rechtschaffen zu verdienen, wollte er dem Baron sogleich das Bein abschneiden, das an zwei Stellen gebrochen war, wie er sagte. Die Hanne aber litt's nicht, und so hat er sein Bein behalten; großen Staat kann er zwar damit nicht mehr machen.

Am nächsten Abend ging ich zu Gustav Höhn und brachte ihm seinen Stock, den er auf der Brücke verloren hatte. Er hatte sich die Sache sehr zu Herzen genommen, und ich war drauf und dran, ihm Alles zu sagen, glaubte aber doch, es wäre besser, wenn ich schwieg. Er sagte mir, daß er unsere Gegend verlassen wolle, und das freute mich; denn wenn auch kaum zu erwarten war, daß Zaruba wieder aufkommen würde, so war's doch möglich, und dann mußte Höhn sich auf Allerlei gefaßt machen.

Hanne stand von Anfang an auf Seiten des Rittmeisters, Wallux aber und ich, wir hielten zu Höhn und wünschten, daß er sich davonmachen und in den ersten Jahren nicht wiederkommen möge. Die ganze Sache aber hat mir mehr Kopfschmerzen verursacht, als der Fall von der Mauer. ... So, nun könnt ihr Alle bezeugen, was ich hier ausgesagt habe."

„Nur noch ein Wort, Weber," bat Else in höchster Erregung. „Wo ist der Baron jetzt?"

„Beim Wallux — sagt ihm aber, ich würde mein Wort nicht gebrochen haben — wenn Höhn jetzt nicht gehängt werden sollte wegen Ermordung eines Menschen, der doch noch lebt. Sagt ihm ...“

Hier verließ ihn die Kraft, und das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Else glühte vor Glück und Freude. Sie ergriff die Hände der Wittwe. „Jetzt ist er gerettet!“ rief sie jubelnd.

„Ich will's hoffen,“ sagte Gustav's Mutter heiser und tonlos. Sie wagte noch nicht an die Wendung der Dinge zu glauben, die nach den Eröffnungen des Feldhüters doch nunmehr eintreten mußte.

„Zweifelst Du denn noch immer?“ fragte Else erstaunt.

„Der Mann liegt im Fieber — es kann daher sein, daß er nur phantasirt hat.“

„Das wollen wir bald sehen!“ rief das junge Mädchen. „Matthes, sei mein lieber, guter Bruder, lauf' nach Hause und bringe den Einspänner her; Du mußt mich zu Wallux über die Haide fahren. Lauf so schnell Du kannst.“

Matthes schoß wie ein Windhund davon und war in unglaublich kurzer Zeit mit dem Einspänner wieder zur Stelle. Else setzte sich neben ihn, und fort ging's in sausendem Galop durch den Wald, dem Hochmeisterthurme zu.

Das abweisende Benehmen Hanne's, die Erscheinung am Küchenfenster, die ihr so viel Gedanken gemacht — Alles war jetzt aufgeklärt, und Else's Herz pochte in innigem Entzücken bei dem Gedanken, daß jede Minute sie nunmehr der Verwirklichung ihres sehnenden Hoffens — der Befreiung Gustav's — näher brachte.

Der fette Braune galopirte über den holperigen Haideweg, als ob er den Enthusiasmus seines Lenkers theile;

der Wagen rasselte über die alte Holzbrücke und kam dann vor Wallux' Behausung zu einem plötzlichen Stillstand.

Else schwang sich herab und flog zur Thür, in welcher Hanne und deren Bruder ihr entgegentraten.

„Ich muß zum Baron!" rief das junge Mädchen in Hast.

Wallux starrte seine Schwester stumpfsinnig an, und diese erwiederte seinen Blick mit einem Ausdruck zornigen Erstaunens.

„Die Margell ist wohl mall,*) daß sie bei uns den Baron sucht," sagte sie. Damit stemmte sie die Arme auf die Hüften und stellte sich breit in den Eingang, wie eine Henne, die ihre Brut gegen eine heranschleichende Katze vertheidigen will.

„Ihr braucht ihn nicht länger zu verbergen," entgegnete Else. „Weber, der Todtenkopf, hat uns Alles erzählt. Der Baron hat von uns nichts zu fürchten, wir wollen nur einen unschuldigen Mann aus großer Gefahr erretten."

„Was kümmert das uns?" rief Hanne keifend und in trefflich gespielter Verwunderung, während Wallux finster und schweigend abseits stand. „Und was mag der kranke Söffel, der Todtenkopf, geschwatzt haben, daß Ihr den Baron bei uns suchen wollt?"

„Aber beste Hanne, verstellt Euch doch nicht," drängte Else unwillig. „Ihr wißt doch, daß es hieß, der Baron wäre todt, jetzt aber hat Weber uns gestanden, er lebe noch und befände sich in Eurer Obhut."

Hanne hob die Arme in die Höhe, als könne sie sich vor Erstaunen nicht fassen.

„Das höre nu' blos Einer an! Ist mir so was schon vorgekommen!" rief sie. „Gerade solches Zeug hat er

*) Altpreußischer Provinzialismus für geistesgestört.

auch phantasirt, als er hier bei uns lag. Hätte ich gewußt, daß vernünftige Leute das für Ernst halten würden, er wäre nicht von hier weggekommen, und wenn er noch so sehr nach seinem Quartier geschrien hätte. Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich von Euch denken soll, Jungfer Krüssow!"

Diese letzten, im Tone sittlicher Entrüstung gesprochenen Worte verfehlten ihren Eindruck auf das junge Mädchen nicht. Auch Gustav's Mutter hatte ja gemeint, daß Weber im Fieberwahn geredet haben könne. Allein ihre Zweifel währten nur einen Augenblick.

„Ich selber habe ihn hier gesehen," sagte sie mit größter Entschiedenheit, „und ich begreife nicht, wie Ihr so auf Euren Lügen beharren könnt, wenn so viel von seiner Auffindung abhängt!"

„Was? Ihr wollt ihn hier gesehen haben?" schrie Hanne sie an. „Gut, dann sucht ihn! Geht in's Haus und sucht ihn, und wenn Ihr ihn gefunden habt, dann zeigt ihn mir, ich sähe auch gern, wie er jetzt aussieht."

Das ließ Else sich nicht zweimal sagen. Sie drängte sich an der Anderen vorbei und schlüpfte in's Haus. Aus der Küche eilte sie in die Wohnstube. Hier war Alles so sauber und ordentlich, als man von einem Weibe, wie Hanne, erwarten konnte. Das Bett war aufgemacht und glatt; nirgends gewahrte sie ein Anzeichen dafür, daß der Raum kürzlich noch einen Patienten beherbergt habe.

„Na, Jungfer, seid Ihr nun zufrieden?" fragte Hanne, die das junge Mädchen vom Eingang aus triumphirend beobachtet hatte.

„Nein," versetzte Else fest und entschieden. Dabei heftete sie ihre Augen auf das Gesicht des vierschrötigen Wallux, der sich immer hinter seiner Schwester hielt, um möglichst gedeckt zu sein. „Von Euch kann ich wohl die Wahrheit

erwarten, Wallux — wo ist der Baron v. Zaruba jetzt zu finden?"

„Ei, Jungfer Krüssow," sagte der Mann, sich heftig den Kopf kratzend, „Ihr seht ja, hier ist er nicht, und an meinem Rockschoß habe ich ihn bis jetzt auch noch nicht hängen gehabt."

„Wollt Ihr mir dann wenigstens sagen, warum Ihr ihn noch zu verbergen sucht?"

„Wir ihn verbergen?" fiel Hanne ein. „Weswegen sollten wir ihn verbergen? Das möcht' ich wissen!"

Es lag auf der Hand, daß alle Versuche, aus dem hartnäckigen Geschwisterpaar die Wahrheit herauszuzwingen, vergeblich bleiben mußten. Else sah sich daher genöthigt, davon abzustehen.

„Ihr meint es gut mit dem Baron," sagte sie ruhig, „dabei aber schädigt ihr Andere, die euch niemals Böses zugefügt haben."

Damit verließ sie das Häuschen des Paschers, stieg wieder auf den Wagen und hieß Matthes den Weg nach Reinfeld einschlagen; dort wollte sie den Feldscheer Wilke aufsuchen, um von ihm zu erfahren, wo sein Patient hingekommen sei.

Der Feldscheer war jedoch nicht zu Hause, hatte auch nicht hinterlassen, wann er zurückkommen würde. Else konnte daher nur die Bestellung an ihn aufgeben, sie sobald als möglich aufzusuchen.

Es war bereits Abend geworden, als sie endlich wieder vor der Wohnung des Feldhüters hielten. Der Braune war abgetrieben, Matthes fuhr daher langsam nach Hause, während Else die Hütte betrat, um später den Heimweg zu Fuß zurückzulegen.

Der Kranke schlief. Die Wittwe, die an seinem Bette gesessen hatte, erhob sich bei Else's Eintritt und zog sie geräuschlos in eine Ecke, um sich hier über den Erfolg der Fahrt berichten zu lassen.

„Noch habe ich nichts herausgefunden," sagte das junge Mädchen, „bis morgen Abend jedoch hoffe ich Alles zu wissen."

„Glaubst Du wirklich, daß es sich so verhält, wie er gesagt hat? Sollte es nicht doch nur ein Fiebertraum gewesen sein?"

„Was er sagte, war die Wahrheit, verlaß Dich d'rauf, Mutter."

„Der gute Gott lebt noch!" schluchzte die arme Frau aus dankerfülltem Herzen. Else's zuversichtlicher Glaube hatte endlich auch in ihr neue, frohe Hoffnung erweckt.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Als Else zu später Stunde nach Hause ging, war ihr Schritt so leicht, wie er seit langer Zeit nicht gewesen war. Der Schleier des Geheimnisses und der quälenden Zweifel war gelüftet, und die Zukunft begann sich wieder zu klären. Gustav hatte nun nicht mehr den Galgen zu fürchten, und dieser Gedanke gewährte ihr eine solche Seligkeit, daß sie zunächst noch gänzlich die Folgen übersah, welche seine Desertion nach sich ziehen mußte.

Die schweren Prüfungen, denen sie unterworfen worden, hatten die Bande, die sie an den Geliebten fesselten, gestärkt und gefestigt, allein — und hier lagerte sich wieder ein Schatten über die hellen Zukunftsbilder — andererseits hatten sie auch eine schier unübersteigliche Schranke zwischen ihr und Gustav aufgeworfen. Ein Mann, der unter einem nicht unbegründeten Verdacht des Mordes im Gefängniß gesessen hatte, würde von Krüssow niemals als Schwiegersohn anerkannt werden. Früher hätte sie gezögert und gezweifelt, jetzt aber war sie fest entschlossen, dem Vater unbedingten Gehorsam zu leisten, der, bei allen seinen Schwächen, ihr stets nur Liebe erwiesen und allein

ihr Wohlergehen im Auge gehabt hatte. Indem sie diesen Gedanken verfolgte, überkam es sie wie Reue, weil sie im Interesse eines Anderen soviel Zeit und Mühe aufwendete, während doch auch der Vater von schwerem Kummer heimgesucht worden war und sicherlich liebevollen Trostes bedurfte.

Unter solchen gemischten Empfindungen war sie bis in die Nähe des Gutes gelangt.

Vor ihr, in dem von tiefen Fahrgeleisen durchzogenen Wege ging ein Mann; sie hatte ihn in ihrem Nachsinnen und bei der Dunkelheit erst bemerkt, als sie ihn fast eingeholt hatte.

Der Fremde war ein Krüppel; er stützte seine linke Achsel auf eine Krücke und seine rechte Hand auf einen Stock. Das Gehen schien ihm große Mühe zu verursachen. Krüppel waren zu jener Zeit in den preußischen Landen keine Seltenheit; auf allen Landstraßen, in allen Städten und Dörfern stieß man auf diese traurigen, lebendigen Erinnerungen an den jüngst erst überstandenen langen Krieg.

Auch dieser Mann schien seine gesunden Gliedmaßen vor dem Feinde und zum Besten des Vaterlandes eingebüßt zu haben; wenn er auch nicht den soldatischen Zopf im Genick trug, so war er doch in einen alten Reitermantel gehüllt, und eine Soldatenmütze bedeckte seinen Kopf, der außerdem noch mit einem Tuche umwunden war. Ein Felleisen hing ihm an einem langen Riemen auf dem Rücken.

„Guten Abend, Jungfer,“ murmelte der Invalide, als Else an ihm vorüber wollte.

Sie erwiederte den Gruß, indem sie ihm einen schnellen, mitleidigen Blick zuwarf und eilig ihren Weg fortsetzte.

„Auf ein Wort, Jungfer!“ rief der Invalide ihr nach, aus Leibeskräften vorwärts humpelnd. „Nur ein Wort, gute Jungfer!“

Sie blieb stehen und wartete, bis er sie eingeholt hatte. Er hustete und keuchte, als ob die Anstrengung ihm den Athem genommen habe.

„Kann ich Euch mit etwas dienen?“ fragte sie.

„Ja, schmucke Jungfer, Ihr könnt mir sagen, ob die Leute in dem Hause dort wohl einem armen Krüppel ein Nachtlager im Stall gönnen würden. Ich bin hier in der Gegend fremd.“

„Gewiß werden sie das, und einen Topf Milch und ein Stück Brod obendrein.“

„Gott mög's Euch segnen, Jungfer; es ist immer ein großer Trost für Unsereinen, wenn man weiß, wo man die Nacht unter Dach kommen kann. Ihr gehört wohl zum Gute, wenn man's wissen darf?“

„Ja.“

„Dann kennt Ihr auch gewiß die Jungfer dort, die auf den Namen Else hört?“

„Die kenne ich so genau, wie so leicht kein Zweiter,“ lächelte das Mädchen.

„Das ist ein stolzes Frauenzimmer, nicht wahr, und ein schönes?“

„Sie ist wie alle anderen Mädchen ihres Alter; so wie ich zum Beispiel.“

„Wie Ihr? Das hätte ich nicht geglaubt; meine Augen sind schwach, ich kann Euch in der Finsterniß nicht recht erkennen, aber Eure Stimme klingt so freundlich, wie sie nur aus einem freundlichen Herzen kommen kann. Die Jungfer Else aber soll ein hartes und stolzes Weibsen sein.“

„Das ist mir neu,“ antwortete Else scheinbar gleichgiltig.

„So, so; na, dann kennt Ihr sie wohl doch nicht so genau, wie Ihr meint. Um was ich Euch aber bitten wollte — könnt Ihr mir dazu verhelfen, daß ich

mit der Jungfer Else ein Wort unter vier Augen reden kann?"

Jetzt wurde das Mädchen aufmerksam und zugleich kam ihr die unbestimmte Empfindung, daß der Mann an ihrer Seite ganz gut wisse, mit wem er hier rede. Sie schaute ihm forschend in's Gesicht; er trug jedoch den Mantelkragen so hoch und überdies noch mit einem dicken Shawl umwunden, daß es ihr unmöglich wurde, einen etwa bekannten Zug zu erspähen.

„Was wollt Ihr denn von der Else?" fragte sie, die kümmerliche Gestalt des Invaliden von oben bis unten musternd. Dieser lehnte sich schwer auf die Krücke, hielt sich mit dem Stock im Gleichgewicht und beschattete das Gesicht mit der Linken, wie um sich noch unkenntlicher zu machen, während die geringe Helligkeit der Nacht voll auf das Mädchen fiel.

„Ja, liebe Jungfer, so geht das nicht, das ist eine Privatsache," versetzte der Invalide geheimnißvoll. „So hat mir's der Mann eingeschärft, von dem ich komme; der mag wohl was Besseres sein, als Unsereiner, obgleich man's ihm nicht viel anmerkte. Genug, der sagte, es wäre eine Privatsache, und eine sehr wichtige obendrein, und die Jungfer Krüssow müßte sie so schnell als möglich erfahren!"

„Ein Herr hat Euch mit einer Botschaft zu mir geschickt?" rief Else in hellem Eifer. „Wie ist sein Name?"

„Ihr seid also die Jungfer selber, und ich habe Euch in's Angesicht hinein schimpfirt!"

Dabei aber kicherte der Mann vor sich hin, als wäre ihm der beste Spaß begegnet.

„Ja doch, ja, ich bin Else Krüssow. — Wie heißt der Herr?"

Der Krüppel ließ sich Zeit mit seiner Antwort. „Wie er heißt?" sagte er endlich. „Das ist mir nicht bekannt;

seinen Namen hat er mir nicht verrathen. Er hieß mich nur aufpassen und Euch Alles richtig zu bestellen, Ihr würdet dann schon wissen, wer er ist. Der arme Mensch schien mir wenig besser d'ran zu sein, als ich selber; er humpelt auch an einer Krücke, und doch saß er früher auf einem Rittergut und nannte sich Baron, wie er sagte."

„Was habt Ihr mir denn zu bestellen? So kommt doch endlich heraus damit! Ihr sollt für Eure Mühe gut bezahlt werden."

„Ihr redet just wie Euer Vater, Jungfer. Der meint auch, daß Alles in der Welt für Geld zu haben sei."

„Kennt Ihr denn meinen Vater? Ihr sagtet doch, Ihr wäret fremd in unserer Gegend."

Der Invalide bekam einen Hustenanfall. „Gewiß, gewiß," sagte er. „Ich habe genug von Eurem Vater gehört. Wer sollte vom Gutsbesitzer Krüssow nichts gehört haben? Aber laßt uns ein wenig auf dem alten Weidenstamm hier Platz nehmen; ich bin etwas schwach auf den Beinen. Da will ich Euch Alles erzählen. Rückt heran, Jungfer, rückt dicht heran — vor mir armem Krüppel braucht Ihr Euch nicht zu fürchten."

Else folgte der Aufforderung. Sie hatte nichts zu besorgen; das Haus war in Rufweite und in mehreren Fenstern zeigte sich Licht.

Der Invalide streckte sein lahmes Bein aus, stützte die Hände auf den Stock, neigte den Kopf seitwärts und sah dem jungen Mädchen unverwandt in's Gesicht.

„Nun sollt Ihr sehen, ob ich ein gutes Gedächtniß habe oder nicht," begann er. „Ein gutes Herz habe ich, sonst hätte ich mich zu solch' einem Botengang nicht hergegeben. Der Baron, so wollen wir ihn nennen, hat mich zu Euch geschickt, um Euch seine letzten Worte wissen zu lassen."

„Seine letzten Worte?" rief Else erschrocken.

„Ja. Er meinte zwar, daß Ihr Euch um sein Ende wenig bekümmern würdet, da er Euch viel Leid und vielleicht auch Schmach angethan hat; gern und willig aber wollte er all' sein Verschulden mit seinem Blute bezahlen. Glücklich würde er sein, wenn Ihr ein klein wenig Mitleid für ihn fühltet, und wenn Ihr bedenken wolltet, daß er nur aus Liebe zu Euch, und nicht zu Eurem Gelde, Euch zu gewinnen versucht und dann auch verlassen hat."

Das Wesen und auch die Ausdrucksweise des Invaliden hatten sich bei dieser Rede merklich verändert, Else aber war zu tief bewegt, um darauf zu achten.

„Warum hat er nicht schon früher zu mir gesendet?" rief sie. „Ich würde zu ihm geeilt sein, wo er auch sein mochte, und ihm persönlich gesagt haben, wie hoch ich ihn schätze und wie ich ihm Alles längst und von Herzen vergab, mögen Andere über ihn denken, wie sie wollen!"

„Das hättet Ihr gethan?"

„Das hätte ich gethan."

(Fortsetzung folgt.)

In der Heilanstalt.

Aus den Erinnerungen eines Arztes.

Von

A. Brausewetter.

(Nachdruck verboten.)

1.

Ich hatte vor Kurzem das Staatsexamen bestanden und war bereits längere Zeit als Assistent eines berühmten Spezialarztes für Nervenkrankheiten thätig gewesen. Nachdem ich diese Stellung aufgegeben, war ich nach einer kurzen Rheinreise in das Elternhaus zurückgekehrt, um von hier aus Bemühungen um eine praktische Beschäftigung anzustellen oder den Erfolg der bereits begonnenen abzuwarten. Mein Aufenthalt währte länger, als es in meinen Wünschen lag, und schon begann ich, der fruchtlosen Bewerbungen müde, Fachblätter und Zeitungen mit einer gewissen resignirten Nachlässigkeit zu lesen, als ich eines Tages einen Brief erhielt, der mir eine Erfüllung meiner Wünsche zeigte, wo ich sie am wenigsten geahnt hatte. Er kam von einem Freund meines verstorbenen Vaters, der in einer kleinen Stadt Mitteldeutschlands eine in ärztlichen Kreisen angesehene Heilanstalt für Nervenkranke besaß und mir jetzt mittheilte, daß die Stelle eines zweiten Arztes an seiner Anstalt zum folgenden Monat frei werde, und er mich, falls ich einverstanden sei, für den scheidenden Kollegen ausersehen habe. Ich entschied mich ohne Bedenken. Die Stellung war für

einen jungen Arzt die denkbar günstigste. Sie gab mir Gelegenheit, gerade in dem Fache, das ich mir zu meinem besonderen Berufsfelde ausersehen hatte, die eingehendsten Studien zu machen.

Noch heute sehe ich jenen prangenden Frühlingsmorgen, der sich damals duftend und glückverheißend vor meinen Blicken ausdehnte, indeß mich die Eisenbahn pfeilschnell durch jungbelaubte Wälder und grünende Thäler trug, und noch heute fühle ich den Widerhall jener muthigen, zuversichtlichen Ahnung, mit der mein Herz der erwachenden Welt und der neuen Zukunft entgegenschlug. Ich befand mich in jener seltsam gehobenen Stimmung, die jungen strebenden Männern eigen ist, welche ein lang erwünschtes Wirkungsfeld vor Augen haben, das ihnen zur Erfüllung aller nach Bethätigung eifernden Kräfte, zur Verwirklichung aller längst gehegten Gedanken und Pläne die erste Gelegenheit bieten soll. In diesem Augenblicke sah ich nichts von den Enttäuschungen und Niederlagen der Wirklichkeit, von all' den Hindernissen und trüben Erfahrungen, die zwischen dem Anfang und dem Ende liegen. Wie jeder hoffende Jüngling schätzte ich die steilen, ermüdenden Umwege, die tausend Wirrnisse und die entmuthigenden Mißerfolge, die durchkämpft sein wollen, bevor das Ziel winkt, gering.

Was wußte ich von Sorgen und Schatten, die meine stolzen Träume zerstören könnten? Ich war jung, und um mich keimte und blühte der Lenz.

Und dieselbe gehobene Frühlingsstimmung berauschte noch mein Herz, als ich an meinem Bestimmungsorte angelangt war und in der Begleitung eines alten Dieners, der sich Bandtlow nannte und schon seit zwanzig Jahren im Dienste meines künftigen Chefs stand, der kleinen Stadt zuschritt.

Wir waren vom Bahnsteig quer über die am Bahn-

hof liegende Straße gegangen und in eine kleine Waldanlage gelangt, durch die hindurch ein schmaler Fußsteig den Pfad zeigte. Am Ende des Parkes tauchte ein großes, mit einem düsteren Baumwalle umgebenes Gebäude auf. Die beiden kahlen, frisch getünchten Flügel schienen erst später angebaut zu sein; über dem hohen Mittelthore hing in Stein gemeißelt ein viereckiger Schild mit einem Wappen, dessen einzelne Felder ich auf die noch zu beträchtliche Entfernung nicht zu erkennen vermochte.

Es war die Anstalt des Doktor Wolters, ein ehemaliges Schloß, das einst im Besitze eines alten Geschlechtes, in späterer Zeit an die Stadtgemeinde gefallen und von dieser wiederum an Doktor Wolters verkauft worden war, der es seinen Zwecken dienstbar gemacht hatte.

Mein Begleiter hatte mir diese Erklärungen gegeben, während wir nun die Anstalt zu unserer Linken liegen ließen und auf die schmale kiesbestreute Landstraße traten, die zwischen grünen Sommersaaten hindurch zu den Ausläufern der Gebirgskette führte, welche, von einem leisen Nebelschleier umhüllt, jetzt am Horizonte auftauchte.

„Und hier werden der Herr Doktor wohnen," sagte er dann und wies auf ein kleines Haus, das ein wenig abseits der Landstraße lag und mit den beiden mächtigen Kastanienbäumen, die, es hoch überschattend, vor seinem Eingange standen, einen gar behaglichen Eindruck machte.

Er hatte mir bald mein Zimmer angewiesen und mich dann allein gelassen mit meinen Gedanken. —

Doktor Wolters ließ mich bitten, am Abend, wenn er die Geschäfte seines Berufes erledigt habe, bei ihm zu essen.

Die Abendröthe am Himmel war erblaßt, und die Schatten der einbrechenden Dämmerung lagerten sich auf die Wege, als ich in den großen Garten der Anstalt trat.

Eben wollte ich mich in die Wohnung meines Chefs begeben, die sich im Anstaltsgebäude selbst befand, als in einem Parterrefenster des linken Seitenflügels Licht aufblitzte und zugleich ein Gesang an meinen Ohren drang, der mich zwang, lauschend stehen zu bleiben.

Es war die Weise eines unserer schönsten Volkslieder, die ich vernahm, und die Frauenstimme, die sie sang, war voll des weichsten Wohlklanges, der je mein Herz berührt hatte. Nicht als ob ich nicht schon einen viel kunstvolleren Gesang, eine weit größere Ausbildung und Fülle der Stimme gehört hätte, aber der innige Vortrag, den ein nur leises Klavierspiel begleitete, war von einer so fesselnden Schwermuth durchzittert, der Ausdruck so einfach und dem innersten Sinne der Dichtung so angemessen, daß mich dünkte, ich hätte nie eine wahrere und tiefere Wiedergabe dieses so oft gesungenen Liedes gehört.

Die Sängerin war vom Klavier aufgestanden, an den herabgelassenen seidenen Vorhängen huschte eine schlanke Gestalt vorüber, die sich dann auf einem Sessel im Hintergrund des Zimmers niederließ, und mir war, als hörte ich sie die letzten Worte des Liedes noch einmal wie traumbefangen vor sich hinsummen.

Ich weiß nicht, wie lange ich, den Widerhall ihres Gesanges im Herzen, an jener Stelle gestanden habe; ich weiß nur, daß plötzlich der alte Bandtlow vor mir stand und mir ankündete, daß man mit dem Essen auf mich warte, und er mich schon vergeblich in meinem Hause gesucht habe.

„Wer wohnt in diesem Zimmer?" fragte ich ihn in möglichst unbefangenem Tone.

Er blickte mich ein wenig erstaunt an, gleich als hätte er mich nicht verstanden.

Ich wies mit der Hand auf das erleuchtete Fenster.

„Das Fräulein v. Nordau," gab er kurz zur Antwort.

Zu einer weiteren Auskunft schien er nicht geneigt; ich fragte ihn auch nicht, sondern folgte ihm schweigend in das Gebäude.

2.

Doktor Wolters war ein Mann im Anfange der Fünfziger. Aber sein Aussehen war älter als seine Jahre. Ein Leben angestrengtester Arbeit sprach aus ihm. Der scharf prüfende Blick, der die zwei dicken Brillengläser zu durchbohren schien, ließ mit Sicherheit auf die Gewohnheit eines steten Umganges mit einer Art von Kranken schließen, deren Leiden sich nicht allein durch körperliche Untersuchung und medicinische Instrumente erkennen läßt. Aber der weiche Ausdruck, der über seinem stark gebräunten, faltendurchkreuzten Gesicht lag, und das milde, wohlwollende Lächeln, das um den breiten, mit einem dünnen grauen Schnurrbarte bewachsenen Mund spielte, verklärten den strengen Blick der großen grauen Augen, und gleich in diesem ersten Augenblick fühlte ich mich mit herzlicher Sympathie zu dem Manne hingezogen, unter dessen Leitung ich meinen Lebensberuf beginnen sollte.

Wir hatten mit seiner liebenswürdigen, etwas kränklich aussehenden Gattin zu Abend gegessen und saßen nun allein auf seinem Arbeitszimmer.

„Auf viel Glück bei uns!" sagte er, und laut klangen die Gläser aneinander.

Dann vertieften wir uns in eine sehr eifrige Unterhaltung, die sich um die Anstalt und ihre Bewohner drehte. In kurzer Darstellung machte er mich mit all' den Kranken bekannt, die er mir morgen vorstellen wollte. Und während er dabei so zu schildern wußte, daß sie Alle fast greifbar vor meinem geistigen Auge vorüberzogen, wurde mir Eines zur Gewißheit: außer der wenigeren, leichteren

Kranken, die in dieser Anstalt Erholung und neue Kräfte für aufreibende Berufsarbeit suchten, befand sich in ihr eine größere Anzahl solcher, deren Leiden die Grenze zwischen einer vielleicht periodischen Nervenstörung und einer bedenklichen Gemüthskrankheit bereits überschritten hatte.

Neben dem grillenfangenden Hypochonder, dem schwarzblickender Mißmuth diesen Aufenthalt als den geeigneten angewiesen hatte, ohne daß er in Wirklichkeit seiner bedurfte; neben dem hartnäckig Verfolgten, dem angeblich alle Menschen übel wollten und der aus beständiger Angst vor der Welt zu ihrem Feinde geworden war; neben dem überarbeiteten Ministerialbeamten, der für seine verbrauchten Nerven in erfrischender Gebirgsluft und gesundheitsstrenger Pflege Stärkung suchte, sah man den verkannten und verbitterten Privatdozenten der Philosophie, dem über der Verkennung, die man seinen Fähigkeiten beharrlich entgegengebracht hatte, das Herz gebrochen war. Neben der jungen Frau, deren Nerven infolge einer vorzeitigen Geburt schwer gelitten hatten, fand man die trostlose Wittwe, die den verlorenen Gatten, weil er, wie alles Irdische, Staub geworden war, mit gesenktem Haupte am Boden suchte und des Abends heiße Thränen vergoß, weil der Tag den Geliebten trotz alles ihres Suchens nicht gebracht hatte.

Indem er mir so seine Patienten mit großer Beschaulichkeit vorstellte, die Behandlungsweise, die er bei ihnen eingeschlagen hatte, andeutete und mit freundlicher Bereitwilligkeit auf meine Fragen einging, wenn ich in diesem oder jenem Falle das Wesentliche einer Krankheit nicht gleich erkannt hatte, war die Zeit vorgeschritten, und ich erhob mich, um ihm gute Nacht zu wünschen.

Allein er bat mich, noch zu bleiben.

„Es ist freilich schon spät," sagte er, „und Sie werden

von der Reise ermüdet sein. Dennoch thäten Sie mir einen Gefallen, wenn Sie mir für eine kurze Weile Ihre Ruhe opferten. Ich habe noch etwas auf dem Herzen, das ich gerne mit Ihnen besprechen möchte."

Er hatte die Gläser von Neuem gefüllt. Dann schob er mir die Cigarrenkiste zu und ließ seinen Blick wie träumend auf einem entzündeten Streichhölzchen ruhen, das im Aschenbecher langsam verkohlte.

„Von allen Kranken," begann er nach kurzer Pause, „die in der Anstalt sind, habe ich Ihnen erzählt — nur von Einer nicht, und doch ist gerade sie es, deren Zustand mir am meisten Sorge macht. Es ist das Fräulein v. Nordau."

Es mußte, als er diesen Namen aussprach, irgend welche Bewegung über meine Züge geglitten sein, und er mußte sie bemerkt haben, denn er sah mich einen Augenblick befrembet an und fragte mich dann nicht ohne einiges Erstaunen, ob ich jene Dame vielleicht kenne oder von ihr gehört habe.

Ich verneinte und erzählte ihm mit kurzen Worten von ihrem Gesange, der einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht habe.

„So bitte ich Sie, mir einen Augenblick ein aufmerksames Gehör zu schenken," erwiederte er und zündete sich nun gleichfalls eine neue Cigarre an. Den linken Arm hatte er über die Stuhllehne gelegt und das Haupt ein wenig zurückgebeugt, gleich als sänne er nach über das, was er mir nun sagen wollte.

Ich aber lauschte ihm mit großer Spannung, während er langsam begann:

„Eines Tages, es mag jetzt ungefähr ein Jahr her sein, bekam ich von einem Gute, das in der Nähe von St. in Hinterpommern liegt und Nordau heißt, einen Brief, in dem ein Herr v. Granwitz anfragte ob ich

augenblicklich für eine Nichte von ihm, deren Vormund er zugleich sei, zwei bessere Zimmer in meiner Anstalt frei hätte und gesonnen sei, sie in eine, hoffentlich nur vorübergehende, Pflege zu nehmen. Er selbst würde, falls ich zusagte, sie zu mir bringen und mir genauere Mittheilung über sie und ihr Leiden machen.

Ich antwortete ihm unverzüglich, daß einer sofortigen Aufnahme nichts im Wege stände und ich, bevor diese erfolgte, seinem Besuche entgegensähe.

Wenige Tage später theilte mir jener Herr seine Ankunft mit und stellte mir, obwohl ich seiner Schilderung anmerkte, wie sehr er unter dem betrübenden Falle selber gelitten, den Zustand seiner Nichte in klarer und einleuchtender Weise dar. Ihr Schicksal war ein sehr trauriges.

Sie war einem Manne verlobt gewesen, der sie erst nach manchen Hindernissen erkämpft hatte und den sie mit einer übergroßen, fast krankhaften Leidenschaft liebte. Als die Verlobten eines Vormittags, wie sie es häufig thaten, zusammen einen Spazierritt machten, wurde ihr Pferd vor dem buntbemalten Wagen einer Gauklerbande, der ihnen auf der Chaussee begegnet, scheu, und ihr Bräutigam machte den Versuch, ihm von seinem Pferde aus in die Zügel zu fallen. Dabei aber that das seine einen Seitensprung, er verlor das Gleichgewicht, stürzte und starb wenige Minuten später in den Armen seiner Braut.

Seit dieser Zeit hatte sich das junge Mädchen von jedem Verkehr, auch mit ihren nächsten Verwandten, zurückgezogen, hatte an keinem Gespräche, keinem Zusammensein mehr theilgenommen. Ihr Leben gehörte nur dem Todten. Jeder Versuch, sie zu trösten, war vergeblich gewesen, sie weigerte sich tagelang, Jemand zu sehen, ihre Trauer suchte die Einsamkeit.

Und zu diesen Zeichen eines unheilbaren Schmerzes

traten eigenthümliche Sinnestäuschungen hinzu: sie glaubte den Todten vor sich zu sehen; er erschien ihr mit seiner blutenden Wunde, wie sie ihn damals in ihren Armen gehalten, sie unterhielt sich mit ihm stunden-, tagelang — ja sie versprach und äußerte es Anderen gegenüber, dem Todten folgen zu wollen, so wie er sie rufe. Kurz, es zeigten sich die bedenklichsten Störungen, die bewiesen, daß nicht nur ihr liebendes Herz, sondern auch ihr Kopf gelitten hatte.

Anfangs versuchte man auf jede erdenkliche Weise, diese Trauer zu lindern und sie auf ein natürlicheres Maß zurückzuführen. Als aber Alles nichts half, wandte man sich zuletzt an mich.

Ich hörte den Bericht ihres Onkels und erklärte mich einverstanden. Wenige Stunden, nachdem er bei mir gewesen, führte er mir auch die Kranke zu, und ich nahm sie in Behandlung."

Doktor Wolters stand auf und ging mit langsamen Schritten einige Male durch das Zimmer; dann blieb er vor meinem Stuhle stehen, aber er sah mich kaum, sondern ließ das Auge unverwandt auf dem Boden weilen.

„Wohl bemerkte ich an ihr eine Trauer, deren Ernst so andauernd war, daß jeder Versuch, sie zu mildern, fehlschlug, eine fast ängstliche Flucht vor allem Verkehr und jeder Zerstreuung, aber ihr Schmerz war still und verschlossen und zeigte nichts von Aufgeregtheit oder gar Ueberspanntheit, und ihre Aeußerungen über den Todten, wenn sie einmal solche that, waren von innigster Liebe durchdrungen; niemals unnatürlich oder gar unvernünftig. Mich mied sie geflissentlich, weil sie mich als den Räuber ihrer Freiheit betrachtete, und alle meine Bemühungen, sie mit meiner Frau, die sich sehr zu ihr hingezogen fühlte, oder mit irgend einer anderen Dame der Anstalt in eine nähere Berührung zu bringen, wies sie freundlich, aber sehr

entschieden zurück, so daß ich mich zuletzt machtlos fühlte und keine Behandlung bei ihr anwenden konnte, weil ich keine Krankheit fand. Als sie daher ungefähr zehn Monate in meiner Anstalt gewesen war, und ich auch nicht den geringsten Zug einer wirklich krankhaften Störung nach der Art, wie sie mir angegeben war, bei ihr entdeckt hatte, stand mein Entschluß fest, daß der Aufenthalt in einer abgeschlossenen Heilanstalt für dieses junge Mädchen mehr schädlich als förderlich sein mußte. Ich zögerte deshalb nicht länger, ihren Verwandten meine offene Meinung mitzutheilen und sie zu bitten, die junge Dame wieder in ihr Haus zurückzunehmen.

Kurze Zeit darauf kam Herr v. Granwitz selber zu mir und zeigte sich sehr erfreut, falls ich mit meinen Vermuthungen Recht haben sollte. Ich glaubte ihm dies versprechen zu können, und Beide reisten ab. Wenige Wochen nur vergingen, und man schickte sie mir wieder."

Meine Spannung war während seiner letzten Worte auf das Höchste gestiegen. Jetzt stand ich auf und trat meinem Chef gegenüber.

„Aber das ist ja unmöglich!" rief ich aus. „Was schrieb Ihnen denn Herr v. Granwitz?"

„Er schrieb mir, daß er sich während der Reise denselben Hoffnungen hingegeben habe, wie auch ich, und sehr glücklich gewesen wäre. Kaum aber hätten sie ihr Gut erreicht, und seine Nichte wäre in den Park getreten, in dem ihr Verlobter ruhte, da hätten sich die alten krankhaften Symptome wieder eingestellt und sich andauernd erhalten, und nachdem er auf's Neue auf jede mögliche Weise versucht habe, sie zu bannen, sei ihm nichts übrig geblieben, als sie auf den Rath seines Hausarztes, der alle seine Kunst auf ihre Heilung vergeblich verwandt, mir zurückzusenden."

„Und schrieben Sie an jenen Arzt?"

„Ich that es.“

„Und was antwortete er?“

„Daß er die Ansicht des Herrn v. Granwitz bestätigen müsse. Nur fern von der Heimath in meiner Anstalt sei eine Besserung im Befinden der jungen Patientin eingetreten, und nur hier könne er Rettung für sie erhoffen.“

„Und nun?“

„Nun ist sie seit einem Monate wieder bei mir. Ich bin irre geworden, suche immer angestrengter nach einer Aeußerung ihres kranken Wesens und finde wieder nichts.“

„Und Sie hätten niemals den Gedanken erwogen,“ rief ich brennend vor Aufregung aus, „ob nicht hier irgend ein Geheimniß, ich will nicht sagen eine Intrigue —“

Der Doktor hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt. Der graue Dampf, den er in dichten Wolken vor sich hinblies, hatte seinen Kopf eingehüllt; nur die großen Brillengläser funkelten und blitzten durch den Nebel hindurch. Als dieser sich für einen Augenblick lüftete, sah man auch die Augen hinter ihnen, aber die waren streng und ernst und schauten mich mit einem sonderbaren Blicke an.

„Seien Sie vorsichtig, junger Kollege,“ sagte er mit warnender, langsamer Stimme, „Sie sind noch ein Neuling in unserem Berufe. Sie werden sehen — und ich wünsche von ganzem Herzen, daß diese Erkenntniß Sie nicht zu schmerzlich treffen möge — wie bedenklich, wie gefährlich er ist. Nichts ist schwerer, als die Gedanken eines Menschen kennen zu lernen, und wir sollen sie kennen mit allen ihren Wurzeln, ihren kleinsten Fasern, ihren gesunden und kranken Auswüchsen, wenn wir nicht ewig Stümper bleiben wollen in dem Zweige unseres Berufes, den Sie und ich uns zum Inhalt unseres Lebens erwählt haben. Wie klein, wie armselig ist unsere Wissenschaft! Bei jedem Kranken, der mir zur Prüfung seines Gemüths-

zustandes hierher gebracht wird, empfinde ich es verzagend auf's Neue, und den Ausspruch eines berühmten Arztes, den ich anfangs für einen Scherz hielt, habe ich nur zu oft in meiner langen Praxis bestätigt gesehen."

„Und wie lautet er?"

„Es gibt unzählige Menschen, die in ihrem Denken irgend einen krankhaften Fehler haben, in ihrem Fühlen und Empfinden gewisse Gemüthsverirrungen zeigen, und nur wenn sie uns offenbare Gelegenheit geben, diese Fehler und Verirrungen als solche zu erkennen, erklären wir sie für krank und thun sie in eine Heilanstalt. Zuweilen tritt diese Gelegenheit offenkundig zu Tage, oft aber auch sehr spät und versteckt, in vielen Fällen gar nicht. Es kommt Alles auf das Maß von Selbstbeherrschung und Klugheit an, und das finden wir bei dieser Art von Kranken meist erstaunlich ausgebildet."

„Aber ich bitte Sie," fiel ich ihm in's Wort, „so ist ja zuletzt diese ganze Welt nichts Anderes als ein Tollhaus, und wir sind die Gefangenen darin, die nicht einmal so viel Bewußtsein besitzen, sich selbst und die Anderen als Kranke zu erkennen."

Er lächelte. „Jedenfalls," sagte er nach kurzem Nachdenken, „sind die Leiden, mit denen unser Zweig der Medicin sich beschäftigt, sehr versteckt und schwierig. Ja, gerade wir stehen oft unlösbaren Räthseln gegenüber, und nur ein oberflächlicher, leichtdenkender Arzt wird über den Gemüthszustand eines Menschen und sein geistiges Leiden, wenn anders es nicht offenkundig zu Tage tritt, ein Urtheil abgeben, ohne diesen Menschen auf das Genaueste wochen-, monatelang geprüft und beobachtet zu haben. Haben Sie nie von Aerzten gehört, die nach den Schilderungen Anderer und nach einer flüchtigen, einmaligen Untersuchung einen Menschen für geisteskrank erklärten? Die furchtbare Aufregung, in der ein Unglücklicher, den

„Und sehe, daß wir nichts wissen können!“ Suchender, unseliger Faust, wann könnte die schmerzliche Erkenntniß dieser Wahrheit Dich vernichtender umkrallt haben, als da Du es unternahmst, all’ Deinen Arbeiten und Wissenschaften das Studium der Medicin zuzufügen! Den Körper des Menschen kennen wir nicht einmal, über den Sitz und die Quelle unzähliger Krankheiten irren wir in Dunkelheit und vermögen nichts zu ihrer Heilung zu thun, obwohl wir ihre Wirkungen mit unseren Augen sehen, ihre Symptome mit den kunstvollsten Instrumenten und Vergrößerungsgläsern untersuchen und beobachten können! Und wie sollten wir die Seele, das Gemüth des Menschen zu durchschauen wähnen, dieses unsichtbare Gewebe von Millionen sich durchkreuzender, verwirrender Fäden, wie die Gedanken und Erregungen zu verstehen und zu erforschen wähnen, die, tausendfach wechselnd, das menschliche Gehirn in Thätigkeit setzen!

Als ich, diese Erwägungen in der erregten Seele tragend, durch den Anstaltsgarten schritt, sah ich in demselben Parterrefenster, vor dem ich vor einigen Stunden lauschend gestanden, durch die herabgelassenen Vorhänge noch Licht schimmern, ja, als ich jetzt unwillkürlich näher trat, war mir, als vernähme mein Ohr noch einmal einige Töne jener schwermüthigen Melodie, die ich vorhin gehört. Aber ich mochte mich wohl geirrt haben, denn das Licht im Zimmer war plötzlich erloschen, und das Windesrauschen, das durch die dichten Bäume des Gartens strich, klang auch nicht anders als eine wehmüthige, dumpfe Klagemelodie.

3.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mein Herz pochen fühlte, als ich am nächsten Morgen an das hohe Mittelthor des Anstaltsgebäudes herantrat und an dem eisernen, etwas

böse Absicht ihn in unsere Behandlung gegeben, wir glauben es ihm, und zuletzt zeigt sich doch ein Leiden, das tief verborgen in ihm gekeimt hat und plötzlich zum Ausbruch gelangt. Ja, wie um unser Wissen zu narren, ist es nun einmal ausgemachte Art aller dieser Kranken, daß sie sich für geistig gesund und nur von Anderen verfolgt und in ihren Rechten beeinträchtigt halten."

„Ein scharfsinniger Arzt sollte doch aber auch hier bald zu unterscheiden wissen, inwiefern die Meinung, die der Patient von sich selber hegt, richtig oder falsch ist."

„Gewiß, bei all' den Leuten, die sich bald in ihrer Art offenbaren. Verhängnißvoll aber wird diese Thatsache in jenen unzähligen Fällen, wo wir uns stutzend fragen müssen: haben wir es mit einem Gesunden zu thun, oder mit einem Menschen, der sich für gesund hält und es auch scheint, in Wahrheit aber an einem nur sehr tief verborgenen Gemüthsleiden laborirt? — Doch genug: lassen Sie uns ernstlich prüfen und beobachten. Auch in diesem Falle hüten Sie sich vor Allem vor einem zu schnellen Urtheil, das Sie vorhin abzugeben in Versuchung waren, ohne Ihre Patientin gesehen oder gesprochen zu haben."

Er reichte mir die Hand, denn es war spät geworden, und er schien das Gespräch nicht weiter ausdehnen zu wollen, so viel mir auch daran gelegen gewesen wäre.

So verabschiedete ich mich und trat, von ihm begleitet, hinaus in die Nacht.

Die Luft war weich und milde; am Himmel stand die Mondessichel, und unzählige Sterne leuchteten auf das Dunkel herab, in dem die Welt lag.

So hätte er Recht, und dein ganzes Wissen und Streben wäre nichts als ein vergebliches Tappen im Finstern, ein täuschender Wahn, der dich von ganzer Seele nach Zielen begeisterte, die du nie erreichen kannst?

„Und sehe, daß wir nichts wissen können!" Suchender, unseliger Faust, wann könnte die schmerzliche Erkenntniß dieser Wahrheit Dich vernichtender umkrallt haben, als da Du es unternahmst, all' Deinen Arbeiten und Wissenschaften das Studium der Medicin zuzufügen! Den Körper des Menschen kennen wir nicht einmal, über den Sitz und die Quelle unzähliger Krankheiten irren wir in Dunkelheit und vermögen nichts zu ihrer Heilung zu thun, obwohl wir ihre Wirkungen mit unseren Augen sehen, ihre Symptome mit den kunstvollsten Instrumenten und Vergrößerungsgläsern untersuchen und beobachten können! Und wie sollten wir die Seele, das Gemüth des Menschen zu durchschauen wähnen, dieses unsichtbare Gewebe von Millionen sich durchkreuzender, verwirrender Fäden, wie die Gedanken und Erregungen zu verstehen und zu erforschen wähnen, die, tausendfach wechselnd, das menschliche Gehirn in Thätigkeit setzen!

Als ich, diese Erwägungen in der erregten Seele tragend, durch den Anstaltsgarten schritt, sah ich in demselben Parterrefenster, vor dem ich vor einigen Stunden lauschend gestanden, durch die herabgelassenen Vorhänge noch Licht schimmern, ja, als ich jetzt unwillkürlich näher trat, war mir, als vernähme mein Ohr noch einmal einige Töne jener schwermüthigen Melodie, die ich vorhin gehört. Aber ich mochte mich wohl geirrt haben, denn das Licht im Zimmer war plötzlich erloschen, und das Windesrauschen, das durch die dichten Bäume des Gartens strich, klang auch nicht anders als eine wehmüthige, dumpfe Klagemelodie.

3.

Ich kann nicht leugnen, daß ich mein Herz pochen fühlte, als ich am nächsten Morgen an das hohe Mittelthor des Anstaltsgebäudes herantrat und an dem eisernen, etwas

verrosteten Klingelzug läutete, so daß es gellend durch das ganze Haus und seine tiefe Stille klang. Der alte Bandtlow öffnete mir, und ich trat ein.

Wärter in dunkelgrauen, groben Tuchröcken, und Frauen in ähnlicher Kleidung mit einer kurzen weißen Haube gingen auf den langen gewölbten Korridoren in Filzschuhen hin und her und huschten an mir vorüber, lautlos und eilend wie flüchtige Schatten. Eine Uhr an der kahlen, getünchten Wand ließ ihr monotones Ticktack hören, und durch die hohen Fenster mit den starken, weitgeschweiften Rundbogen suchte die Sonne einen kurzen Strahl zu senden, wenn irgend die blauen, verblichenen Vorhänge ihr einen schmalen Weg offen ließen.

Eine der Gestalten, die ihre Wanderung auf mein Befragen für einen Augenblick unterbrach, sagte mir, daß Doktor Wolters im Garten sei, und wies mir über den Korridor hinweg durch den großen Speisesaal den Weg dahin.

Vor mir standen zwei hohe Eichen, und unter ihnen an langen, weißgedeckten Kaffeetischen saß eine große Gesellschaft — stumm und ohne jede Regung, als wollte sie die feierliche Stille des Gartens nicht stören, mit dessen schweigender Einsamkeit sie verwachsen schien.

Aus ihrer Mitte war mir Doktor Wolters mit einem freundlichen Gruße entgegengetreten.

„Sie finden einen großen Theil Ihrer Patienten hier beim Frühstück versammelt," hatte er mir zugeflüstert und mich an den Tisch der Damen geführt, um mich vorzustellen.

Man hatte meine Verneigung mit einem sehr kurzen und gleichgiltigen Kopfnicken erwiedert und war dann wieder in das eifrige Handarbeiten oder das brütende Nachdenken versunken, ohne irgend welche Notiz von mir zu nehmen. Ich merkte sehr bald, daß eine Unterhaltung wenig erwünscht und zudem sehr erfolglos sein möchte,

und wandte mich deshalb zu den Herren, denen mich mein Chef gleichfalls vorgestellt hatte. Aber hier ging es mir nicht viel besser. Einige von ihnen sahen wohl für eine kurze Zeit von ihrer Lektüre auf und musterten mich mit einem schnellen, forschenden Blick, allein ihr Interesse schwand sofort wieder, und eifriger als zuvor vertieften sie sich in ihre Zeitungen. Die Anderen schienen noch weniger gewillt, sich durch meine Gegenwart in ihren stummen Betrachtungen stören zu lassen. Sie erhoben sich zwar, als ich ihnen vorgestellt wurde, ein wenig von ihren Sitzen, aber sie thaten das nur mechanisch, ohne sich irgend welche Mühe zu geben, den Unwillen über den lästigen Zwang, den ich ihnen auferlegte, in ihren Mienen zu verbergen. Und um so weniger Rücksicht nahmen sie jetzt auf mich, als ich mich zu ihnen setzte und eine Unterhaltung zu beginnen suchte. Zwar gelang es mir mit Hilfe meines Chefs, einen gewissen Gesprächsfaden aufrecht zu erhalten, aber die Betheiligung war nur eine geringe und einseitige, und das Gespräch kam immer auf dasselbe Thema zurück, so oft wir uns auch bemühten, ihm eine andere Wendung zu geben. Von dem Leiden eines heute als unheilbar entlassenen Majors ging man zu anderen Krankheiten über, und schließlich sprach ein Jeder nur noch von der seinen und suchte sie mir auf das Eingehendste klarzulegen.

Doktor Wolters erhob sich endlich. „Es ist elf Uhr," sagte er zu mir, „und ich habe Fräulein v. Nordau Ihre Visite um diese Stunde in Aussicht gestellt. — Gleich nachher möchte ich Sie auf meinem Zimmer erwarten, um den Eindruck zu vernehmen, den diese erste Begegnung auf Sie machen wird," fügte er hinzu, als wir uns vom Tische der Kranken entfernt hatten und in die große Lindenallee gelangt waren, die geradewegs auf den Seitenflügel des Anstaltsgebäudes zuführte, in dem die Zimmer des Fräuleins v. Nordau lagen.

Eine seltsame Beklemmung preßte mir das Herz zusammen, als ich an die Thür ihres Wohnzimmers klopfte und gleich darauf ein leises „Herein" zu vernehmen glaubte.

Ich trat ein und nie werde ich den Eindruck vergessen, der sich jetzt meiner Seele bemächtigte, nie die wunderbare Erscheinung, die ich nun vor mir sah und deren Bild sich gleich in diesem Augenblick so fest und unvertilgbar meiner Seele einprägte, daß es bald alle ihre Regungen und Gedanken beherrschte.

Sie stand, an einen kleinen Sessel gelehnt, im Hintergrund des Zimmers. Ihre Gestalt war schlank, ihr Körper von auffallender Zartheit und Weichheit der Formen, ebenso weich und zart wie die kleine Hand und der weiße Arm, der sich müde und nachlässig auf das Polster stützte. Als sie, durch mein Eintreten aufmerksam gemacht, den Kopf ein wenig zur Seite wandte, erblickte ich zuerst im Profil einen Streifen ihres Gesichtes, dessen bräunlich-blasse Färbung durch die schwarzen, aufwärts gekämmten Haare auffallend hervortrat. Nur einige Locken hatten sich von diesem Zwange frei gemacht und beschatteten die weiße, nicht hohe Stirn, unter der sich eine Nase mit dünnen, scharf abgezeichneten Flügeln befand. Der Mund war klein und von großem Liebreiz, aber er drückte einen starken Willen aus, zu dem das weiche, schmiegsame Kinn wenig zu passen schien. Dem ganzen Gesichte aber lieh der Hauch einer sinnenden Schwermuth, der wie ein leichter Schatten über ihm gebreitet lag, einen Zauber, der die an sich durchaus unregelmäßigen Züge mit dem Reize einer eigenthümlich harmonischen Schönheit erfüllte.

Nun aber, als ich einen Schritt näher trat und ihr meine Verbeugung machte, wandte sie den Kopf, und ich sah in ihre Augen — Augen, in die man nur eine Sekunde zu blicken brauchte, um sie nie wieder zu vergessen. Alles, was das menschliche Auge widerspiegelt, war hier

vereint: aus diesen großen, dunkelbraunen Augen sprach neben träumender Sinnigkeit ein leidenschaftlich loderndes Feuer, eine sehnende Lebenslust neben trüber Schwermuth.

Einen Augenblick war mir zu Muthe, als müßte ich dem Banne dieses Auges, das jetzt ruhig und ohne das geringste Erstaunen zu zeigen auf mir weilte, entfliehen. Aber es war zu spät, denn sie hatte sich bereits erhoben und mir wie einem älteren Bekannten ihre Hand gereicht. Ich hatte mich ihr mit einer Befangenheit, die ihr nicht zu entgehen schien, als neuen Arzt dieser Anstalt vorgestellt, und sie hieß mich Platz nehmen, indem sie sich selber auf einen Sessel niederließ. Obwohl sie ganz gegen mein Erwarten eine unverkennbare Freundlichkeit an den Tag legte und sogar bemüht erschien, eine gewisse Unterhaltung aufrecht zu halten, so wollte ein richtiges Gespräch zwischen uns Beiden doch nicht in Gang kommen. Ich stand noch zu sehr unter der Macht des neuen Eindrucks, und sie selber schien mit einer gewissen Aengstlichkeit bedacht, der Unterhaltung eine Wendung zu geben, die mir ein Eingehen auf ihre Person und ihren Zustand nicht möglich machte.

Nachdem wir so einige Minuten, wie man es bei einem ersten förmlichen Besuch zu thun pflegt, über die gleichgiltigsten Dinge von der Welt scheinbar eifrig gesprochen hatten, erhob ich mich und bat um die Erlaubniß, meine Aufwartung morgen um dieselbe Zeit wiederholen zu dürfen. Sie neigte mit leiser Zustimmung das Haupt, gab ihrem Einverständniß aber mit keinem Worte Ausdruck.

Nachdem ich sie verlassen hatte, wandelte ich, in die wunderbarsten Gedanken und Betrachtungen versunken, durch den Park. Dann fiel mir ein, daß ich Doktor Wolters versprochen hatte, gleich nach meinem Besuch bei ihm vorzukommen, und machte mich deshalb zu ihm auf den Weg.

4.

Als ich am nächsten Morgen zu der festgesetzten Stunde meinen Besuch bei Fräulein v. Nordan wiederholte, fand ich sie zu meinem schmerzlichen Erstaunen sehr verändert. Sie behandelte mich ganz im Gegensatze zu ihrer gestrigen Freundlichkeit mit einer eisigen Kälte und reichte mir weder beim Kommen noch beim Gehen die Hand. Ihre Augen zeigten einen eigenthümlich verschleierten und sehr apathischen Ausdruck, der mich nicht ohne Besorgniß ließ; ihre Gesichtsfarbe war noch blasser, als gestern, und ihre Unterhaltung weniger belebt und frisch. Zwar zeigte sie auch heute eine gewisse Bemühung, das Gespräch nicht ganz einschlafen zu lassen, aber die Worte, die sie an mich richtete, kamen müde und schwer von den bleichen Lippen, und ihre Gedanken weilten, während sie sprach, sicher überall eher, als bei dem, wovon wir uns gerade unterhielten.

Draußen aber lachte die Sonne und sandte ihre verheißenden strahlenden Grüße in das Zimmer; die Vögel sangen, ein lieblicher würziger Hauch entquoll den Blumen, durch die ganze Natur pulsirte frisches, erwachendes Leben.

„Sie sollten ein wenig hinausgehen,“ rieth ich ihr, denn ihr schlechtes Aussehen beunruhigte mich. „Es ist ein herrlicher Frühlingsmorgen, und nichts könnte Ihren abgespannten Nerven wohler thun. Erlauben Sie mir, Ihnen zu einem kurzen Spaziergange meine Begleitung anzubieten?“

Sie sah mich befremdet an. „Ich danke Ihnen, ich gehe niemals spazieren,“ erwiederte sie kurz, aber nicht unfreundlich.

„Und doch würde es für Sie die beste Heilung sein.“

„Heilung? Ich brauche keine Heilung!“

In ihren Augen hatte es feindlich aufgeblitzt; ein Zucken lief über den bebenden, fest geschlossenen Mund,

und der Ton, mit dem sie diese Worte gesprochen, war nicht mehr freundlich, sondern herbe und abweisend.

Ich ließ mich nicht abschrecken. „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein," erwiederte ich ruhig, aber sehr bestimmt, „Sie sehen heute sehr angegriffen aus, und Ihr krankhaftes, mattes Wesen straft Ihre Worte Lügen."

Wieder leuchtete es in den dunklen Augen auf, fast noch feindlicher und abweisender als das letzte Mal. Sie war an den Spiegel getreten, und das bleiche, abgespannte Antlitz, das er ihr zurückwarf, schien sie zu erschrecken. Aber daß es meine Ansicht bestätigte und daß sie das zugeben mußte, steigerte sichtlich ihren Verdruß.

„Ich habe die Nacht sehr schlecht geschlafen und zudem führe ich das Leben einer eingemauerten Gefangenen. Kann es einen Arzt da Wunder nehmen, wenn der Körper Gesundheit und Frische allmälig verliert?"

Sie hatte auf das Wort Arzt einen nicht mißzuverstehenden geringschätzenden Ton gelegt. Ich that, als hätte ich das überhört.

„Die Gefangenschaft diktiren Sie sich selber und kein Anderer," erwiederte ich, mich zu derselben kalten Ruhe zwingend. „Sowohl Doktor Wolters als ich würden glücklich sein, wenn Sie Gebrauch machen wollten von der Freiheit, die Ihnen in reichstem Maße zu Gebote steht. Sie allein sind es, die sich ihren Aufenthalt freiwillig zum Gefängniß gestaltet. — Meine Pflicht ist es, offen zu Ihnen zu sprechen — meine Pflicht als Arzt, von der Sie einen zu hohen Begriff allerdings nicht zu haben scheinen. Sie ziehen sich ängstlich und verschlossen von jedem Verkehr zurück; Sie verlassen kaum Ihr Zimmer. Niemand, der Ihnen mit vollem Vertrauen entgegenkommt, halten Sie des Ihren für werth, ja, Ihr Zorn gegen Unschuldige ist so blind, so weitgehend, daß Sie diese für das verantwortlich machen wollen, was Sie, gegen sich

selber wüthend, aus freien Stücken sich auferlegen. Ich bat Sie nur, Sie auf einem Spaziergange begleiten zu dürfen. Sie wiesen mein Anerbieten mit einem Hohne zurück, der wohl nicht ganz gerecht war."

Ich schien ziemlich in den Wind gesprochen zu haben. Ein kurzes Zucken, das um den schmerzlich verzogenen Mund bebte, war die einzige Antwort, die mir zu Theil wurde. Nur als ich mich erhob, um zu gehen, schien sie die Empfindung zu haben, als müsse sie mir irgend ein freundliches Wort zur Entschuldigung sagen.

„Es sollte mir leid thun — meine Absicht war es nicht, Sie zu kränken," rang es sich mühsam von ihren Lippen, aber ich fühlte nur zu deutlich, wie wenig ihr Herz mitgesprochen hatte.

Dennoch unterdrückte ich jedes Gefühl der Kränkung und griff die wenigen Worte gierig auf, um meinem Ziele näher zu kommen.

„So beweisen Sie es mir, indem Sie dem sonnigen Morgen sein Recht einräumen und dieses Zimmer verlassen. Erlauben Sie mir — ich bitte noch einmal darum — Sie, wenn auch nur für kurze Zeit, zu einem Spaziergang in den Park zu geleiten."

„Ich danke," kam es kurz und schroff von ihren Lippen. „Ich würde nur fühlen, daß man die Mauern meines Gefängnisses erweitert, aber sie dann an ihren Grenzen um so fester verschließt. Und zudem —"

„Zudem?"

„Ich dulde zwar den Besuch meiner Kerkermeister, aber ich lasse mich nicht von ihnen spazieren führen."

Ein glühendes Roth schoß in ihre Wangen; ihre Nasenflügel bebten und all' der tödtliche Haß, den sie vielleicht lange und mühsam genug zurückgehalten, flammte in ihrem Antlitz auf und sprach mit heißer Leidenschaft aus den dunklen Augen, die größer und größer zu werden

schienen. Aber dieser Zorn gab dem schönen Gesicht einen so bedeutenden und bei aller Leidenschaft edlen Ausdruck, daß ich die Kränkung nicht beachtete, die sie mir hatte persönlich anthun wollen, sondern sie nur mit einem unsagbaren Gefühle lange Zeit anstarrte, das vielleicht aus Mitleid und Bewunderung zusammengesetzt war, aber doch noch viel mehr war, als eine Mischung dieser beiden.

Indessen schwand der erregte Ausdruck sehr bald von ihrem Gesichte; es schien, als schäme sie sich, die lang geübte Beherrschung in diesem Augenblicke nun doch verloren zu haben. Ihre Züge nahmen den ruhigen Ausdruck wieder an, der jetzt fast steinern schien, und ihr Blick ruhte auf mir mit eisiger Kälte. Ich hoffte, sie würde durch ein freundliches, entschuldigendes Wort die Beleidigung, die sie mir angethan, wieder gut zu machen suchen, aber ihre Lippen rührten sich nicht. Fester nur preßten sie sich zusammen, und aus den finsteren Brauen sprach ein Trotz, der unbeugsam, aber unendlich schmerzlich war.

Wiederum faßte mich ein unsagbares Mitleid mit der schönen, stolzen Gestalt, und ich fühlte, wie mir das Herz wild gegen die Brust hämmerte.

„Sie thun uns sehr unrecht, mein Fräulein," sagte ich in einem Tone, wie man ihn einem kranken Kinde gegenüber anzunehmen pflegt, „wenn Sie uns mit einem Namen benennen, der so wenig auf uns paßt. Vielleicht würde es für unseren gegenseitigen Verkehr besser sein, wenn Sie sich entschließen könnten, ein unberechtigtes Vorurtheil gegen uns schwinden zu lassen, uns als das zu betrachten, was wir allein sein wollen und sind: Ihre besten, wohlmeinenden Freunde."

„Meine Freunde?!" gab sie mit einem höhnischen Lächeln, aber ohne ihre Ruhe zu verlieren, zurück. „Wie edel und schön sich das anhört. Nur schade, daß ich, so leid es mir auch thut, auf diese Art von Freundschaft

verzichten muß. Man beraubt mich der Freiheit, man thut mir, die ich eben von einem Schmerze zu genesen suche, der mich in's tiefste Herz getroffen, Kränkung über Kränkung an, man zweifelt an meiner geistigen Gesundheit und sperrt mich wider meinen Willen, ja, ohne mich zu fragen, in eine Anstalt ein, in der sich Leute aufzuhalten pflegen, die entweder dem Wahnsinn verfallen sind oder ihm sehr nahe stehen. Man will mich, wenn ich vielleicht noch gesund bin, durch ausgesuchte Mittel langsam und ganz allmälig dazu bringen, die Ehre des Aufenthalts in dieser Anstalt mit vollem Rechte zu verdienen — kurz, man ersinnt mir die grausamste Todesart, die denkbar ist, indem man mich in meiner Jugend in ein offenes Grab stürzt und nicht einmal so viel Barmherzigkeit zeigt, es zu übermauern, damit, was da kommen soll, schnell komme —"

„Halten Sie ein!" rief ich, auf das Aeußerste erregt. „Ich verzeihe Ihrem Schmerze, aber ich vermag die Beleidigung nicht länger ruhig anzuhören, die Sie grundlos auf uns häufen. Und wenn es auch wahr sein sollte, wenn —" ich sträubte mich, den Gedanken auszusprechen, der mir während ihrer Worte durch das Gehirn gezuckt war.

Sie unterbrach mich leidenschaftlich. „Ich weiß, was Sie sagen wollen: wenn es auch wahr wäre, daß diese Anstalt nicht der geeignete Ort für mich ist, so sollte ich meinen Groll auf die werfen, welche die schuldige Ursache an meinem Unglück sind, die mich hierher geschickt haben. Sie mögen Recht haben. Allein sperren Sie einen Unschuldigen in ein Gefängniß und predigen Sie ihm, er möge seinen Kerkermeister lieben. Er weiß, daß dieser Mann keinen Antheil hat an dem Unglück, das ihm angethan ist, und nur seine Schuldigkeit thut, aber seine Gegenwart wird ihm täglich und stündlich alle unschuldig erlittene Qual vor die Augen führen. Er wird ihm Pflicht

und Gehorsam leisten, aber nie sein Freund werden. Sein Anblick wird ihm ein immer neuer Schmerzensstachel sein. Und nicht anders kann es zwischen uns Beiden sein. Wie Sie gegen mich, so will auch ich stets gegen Sie meine Pflicht erfüllen; auf Ihre Freundschaft aber, Herr Doktor, muß ich für alle Zeiten verzichten."

„Gut," sagte ich nach einer kurzen Pause mit einer Stimme, deren Beben ich nicht zu unterdrücken vermochte, „ich werde mich in Ihre Wünsche fügen, weil Sie es selbst nicht anders gewollt haben. Nur noch mein Beruf und die Pflicht sollen meine Besuche bei Ihnen und mein Handeln für Sie diktiren. Heute aber erlauben Sie mir zum letzten Male, Ihnen zu sagen, daß ich von ganzem Herzen wünschte, diese Worte nie von Ihnen gehört zu haben. Ich bin noch jung und liebe meinen Beruf mit Begeisterung. Ich kam hierher mit dem heißen Wunsche, der leidenden Menschheit zu helfen, so weit es in meinen Kräften liegt. Gleich am ersten Abend erzählte mir Doktor Wolters, den Ihnen nur argwöhnische Bitterkeit als Feind erscheinen lassen kann, von Ihnen und Ihrem Schicksal. Was ich gehört, hat mich tief ergriffen; ich verstand, was Sie gelitten und verloren, und nahm mir vor, Alles daran zu setzen, um Ihnen zu helfen. Dazu aber mußte ich versuchen, Ihr Vertrauen zu erringen, Ihr Freund zu werden. — Mit diesem Wunsche kam ich hierher — Sie werden ermessen, wie traurig ich Sie jetzt verlasse."

Ich hatte mich langsam zum Gehen gewandt, ich fühlte, wie erzwungen die Ruhe war, die ich an den Tag gelegt, denn alle Fibern brannten in mir. Bevor ich die Thür öffnete, sah ich mich noch einmal nach ihr um, um ihr ein kurzes Lebewohl zu sagen. Aber wie fest gebannt blieben meine Augen auf ihrem Antlitze haften, denn eine wunderbare Veränderung war in den wenigen Sekunden mit ihr vorgegangen. Alle Leidenschaft und

aller Groll war aus den schönen Zügen geschwunden; ein Schimmer unendlicher Weichheit breitete sich über sie aus und lag selbst um den sonst so energischen Mund, über den es noch eben in bitterem Hasse gezuckt hatte. Nur aus den dunklen Augen leuchtete der alte unbezwingbare Trotz und schien den milderen Wallungen der Seele, die sich auf dem ganzen Gesicht spiegelte, gebietend ein Halt zuzurufen, aber es war wenigstens nicht mehr die eisige Kälte, die mich vorhin so stolz verachtend aus ihren Blicken getroffen hatte.

Einen Augenblick noch zögerte ich zu gehen; immer noch hoffte ich, die kleine weiße Hand, die fest zusammengepreßt auf dem Tisch ruhte, würde sich ausstrecken und mich zurückwinken — vergebens! Sie blieb unbeweglich, und der Gruß, mit dem ihr Auge jetzt den meinen erwiederte, war kaum merklich.

5.

Ich hatte ein reiches Arbeitsfeld in der Anstalt gefunden, aber alle Anstrengung, alle unausgesetzte Thätigkeit konnte die Gedanken nicht hemmen, die immer wiederkehrten und immer nur den einen selben Gegenstand zu ihrem Mittelpunkte hatten.

Früher als gewöhnlich begab ich mich jetzt auf meine gewohnte Besuchsrunde und wartete mit Ungeduld die Zeit ab, die für meinen Besuch bei Fräulein v. Nordau festgesetzt war. Pünktlich, so wie die Stunde geschlagen hatte, betrat ich dann ihr Zimmer mit einem kurzen und sehr förmlichen Gruß, erkundigte mich nach ihrem Befinden und empfahl mich, als ich dieses unverändert fand, ebenso förmlich wieder. Das ging viele Tage auf dieselbe Weise fort, und ich muß gestehen, daß mich mein Verhalten eine viel größere Ueberwindung kostete, als ich selber je gedacht hätte.

Allein ich führte mein mühsames Spiel nicht ohne Erfolg durch, denn sehr bald hatte ich bemerkt, daß ich meine Absicht erreicht, daß mein ganz verändertes Verhalten, meine Kühle und geschäftliche Zurückhaltung nicht ohne Eindruck auf meine stolze Patientin blieben. Nicht, als ob sie mir auch einmal nur ein freundliches Wort gegönnt, oder auch nur durch die geringste Andeutung gezeigt hätte, daß sie ihre herben Worte bereue und sie wieder gut zu machen suche, aber ihr ganzes Wesen schien mir seit einiger Zeit verändert, aus ihren Zügen war der eisige Trotz verschwunden und oft jener Schimmer nachgiebiger Weichheit wieder bemerkbar, der mich damals so entzückt hatte. Nur das Beben der kleinen Nasenflügel deutete manchmal auf eine zornige Erregung ihres Innern, und wenn ich eilig eintrat und ebenso eilig wieder ging, leuchtete es in den dunklen Augen auf, ein kurzer Blitz des unbeugsamen Kindertrotzes. Ja, oft hatte ich die Idee, als bedürfe es nur eines Wortes von mir, um diesem kühlen, förmlichen Verkehr ein Ende zu machen. Aber so wenig wie sie, sprach ich. Sie hatte es nicht anders gewollt — sie sollte ihren Willen haben! So blieb unser Verhältniß wochenlang dasselbe, ohne daß von einer Seite der Versuch gemacht worden wäre, es zu ändern.

Da aber kam, ehe ich es ahnte, eine Stunde heran, die den Bann ihrer Zunge löste, und die mir in allen ihren Einzelheiten ewig unvergeßlich bleiben wird.

Eines Vormittags, als ich Fräulein v. Nordau zu der gewöhnlichen Stunde besuchte, fand ich sie weniger wohl, als in den letzten Tagen. Sie klagte über Kopfweh, und da ich auch ein leichtes Fieber vorfand, nahm ich mir vor, des Nachmittags noch einmal bei ihr vorzusprechen.

Bei meinem zweiten Besuche fand ich sie körperlich viel wohler und wollte mich deshalb, nachdem ich meine Rathschläge ertheilt hatte, eben empfehlen, als sie die

großen dunklen Augen mit einem bittenden Ausdruck auf mich heftete und mich fragte, ob ich nicht noch einige Augenblicke bei ihr bleiben wolle; es sei ihr Geburtstag heute, und sie komme sich so traurig und verlassen vor.

Es war das erste Mal, daß sie mir solches Geständniß that, und es lag in der Art, wie sie es that, etwas so unendlich Rührendes und Gewinnendes, daß ich all' meinen Groll vergaß und mit Freuden ihrem Wunsche willfahrte.

Es war einer der letzten Tage des Mai und durch die weitgeöffneten Fensterflügel drang die Frühlingsluft in die Stube.

Sie war einige Male mit langsamen Schritten in dem Zimmer auf und ab gegangen, ohne zu sprechen; jetzt beugte sie sich über das Fensterbrett und schien mit vollen Zügen die balsamische Luft einzuathmen, indessen ein leichter Windeshauch über ihre schwarzen Haare strich.

„Wie schön es draußen ist!" sagte sie endlich.

Wiederum entstand eine lange Pause.

„Ich fange an, einzusehen," fuhr sie dann mit sehr langsamer Stimme fort, „daß Sie damals Recht hatten: ein kurzer Spaziergang würde mir mehr helfen, als alle Medikamente."

„So würde ich an Ihrer Stelle dieses so einfache Mittel anwenden und ein wenig hinausgehen."

„Und Sie würden mich begleiten, wenn es Ihre Zeit erlaubt?"

Sie sagte weiter nichts, aber in diesen wenigen, mit leiser, stockender Stimme hervorgebrachten Worten, und noch mehr in dem Blick, der sie begleitete, lag eine Abbitte, wie ich sie so kindlich und demüthig aus diesem Munde nie erwartet hätte.

Nachdem ich freudig meine Zustimmung gegeben, nahm sie einen leichten Umhang um die Schultern und setzte sich einen Strohhut auf die dunklen Haare. Dann gingen wir hinaus.

Vor unseren Augen keimte und blühte der Lenz. Er lachte aus dem wolkenlosen Himmelsblau; er spielte und koste durch die frisch grünenden Stämme und Sträucher, die unter seinem weichen Hauche leise erschauerten, und er spiegelte sich neckisch und tändelnd weiter in dem Abglanze der strahlenden Sonne. Als wir an einem steifen Blumenrondel vorbei zu den beiden großen Eichen gelangt waren, unter deren Schatten heute wie am ersten Tage die Patienten versammelt saßen, gelangte auch unter diese apathische Gesellschaft ein Leben, wie ich es kaum für möglich gehalten hätte. Die Damen ließen ihre Strickstrümpfe und die Herren ihre Zeitungen sinken, und allgemein starrte man uns mit großen Augen an. Daß man Fräulein v. Nordau, die bisher jede Berührung mit den Gästen der Anstalt auf das Aengstlichste gemieden hatte, heute am hellen Tage in der Gesellschaft des Arztes durch den Garten spazieren sah, war in der That etwas so Unerwartetes und nie Dagewesenes, daß man den Zeugen dieser Begebenheit ihr Staunen nicht verargen konnte.

Wir waren bald durch eine Seitenpforte des Gartens auf die kiesbestreute Landstraße und auf einen bewaldeten Hügel gelangt. Es war ein kleiner Ausläufer der Bergkette, dessen Gipfel eine schöne Rundsicht bot. Meine Begleiterin war den ganzen Weg sehr schweigsam gewesen; auch als wir nun oben auf dem Berge auf einer kleinen Moosbank ausruhten, verharrte sie in ihrem Schweigen, während ihr dunkles Auge träumend auf der lieblichen Aussicht weilte, die sich unseren Blicken bot.

Die Sonne hatte sich bereits zum Westen geneigt; eine leichte Wolkenbildung beschattete sie für einen Augenblick; dann aber trat sie wieder leuchtend hervor. Der Horizont flammte in ihrem feurigen Scheine, und über der weiten Landschaft, die sich vor uns ausdehnte, lag ihr schimmernder Abglanz. Aus der schönen Umgebung aber

hob sich die kleine Stadt zu unseren Füßen mit ihren schmalen Gassen, den alterthümlichen Giebelhäusern und den beiden Kirchenthürmen ab. Ueberall schimmerten die Blüthen der zahllosen Fruchtbäume wie Schnee.

„Wie schön ist diese Welt zu sehen, und wie schrecklich ist es, darin zu leben!“ sagte endlich Fräulein v. Nordau nach einer langen Zeit des Schweigens, während der sie keinen Blick von dem holden Bilde abgewandt hatte. Allein in diesen wenigen Worten lag ein so tiefes Leid, eine so schmerzliche Erkenntniß, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte und in überwallender Empfindung ihre Hand ergriff, die schlaff und müde an ihrem Körper herabhing.

„Sie haben die Freundschaft, die ich Ihnen aus voller Seele bot, zurückgewiesen,“ sagte ich mit schwankender Stimme, „und ich hatte mir fest vorgenommen, nicht zum zweiten Male als ein Bettler zu Ihnen zu kommen. Allein wenn ich Sie so leiden sehe und Ihnen nicht helfen kann, vergesse ich allen Stolz und alle Vorsätze. Ich spreche wieder zu Ihnen als ein treuer, wohlwollender Freund. Wollen Sie mich hören? Wollen Sie sich mir anvertrauen?“

Ein Zittern überlief ihren Körper, während ich sprach; sie sah mich mit einem langen, eigenthümlichen Blicke an, gleich als wollte sie in meiner Seele lesen, und neigte dann das Haupt auf die Brust.

„Ich danke Ihnen,“ erwiederte sie leise, „und um Ihnen zu beweisen, daß ich meine Härte gegen Sie bereut habe, will ich Ihnen erzählen, worüber ich sonst mit Niemand gesprochen habe. Es ist eine sehr kurze und einfache Geschichte, und sie wird mit wenigen Worten abgethan sein.“

6.

Einen Augenblick noch saß sie schweigend, wie in Nachdenken versunken; dann begann sie, während ihr Auge

unverwandt auf dem Boden weilte, mit verschleierter, fast monotoner Stimme, durch die, so ruhig sie auch zu sprechen sich bemühte, eine nicht zu unterdrückende Erregung hindurchbebte:

„Ich habe meine Eltern früh verloren, so früh, daß ich kaum eine Erinnerung an sie bewahrt habe. Nach der testamentarischen Bestimmung meines Vaters kam ich in das Haus meines Oheims, eines Herrn v. Granwitz, dem mit der Vormundschaft auch die Verwaltung meines Vermögens übertragen war. Dieses fällt, wenn ich ohne Erben einst sterben sollte, an ihn oder seine Nachkommen.

Mein Oheim selber besitzt nur einen Sohn, der einige Jahre älter ist, als ich, und bei meinem Eintritt in das Haus das Gymnasium der in der Nähe gelegenen Stadt besuchte. Außer ihm aber befand sich noch ein Pflegesohn im Hause, der von einem Vetter meines Onkels in den kümmerlichsten Verhältnissen zurückgelassen und nun von ihm zur Erziehung aufgenommen worden war. Dieser war aber schon als Knabe ein sonderbarer, eigenartiger Mensch. Ernst und in sich gekehrt lebte er nur für sich und zeigte für die Angelegenheiten der anderen Menschen auch nicht das geringste Interesse. Er war sehr wißbegierig und arbeitete mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die mir stets unbegreiflich erschien. Die Triebfeder für dieses Streben mag wohl sein Stolz gewesen sein, der ihm aus den Augen leuchtete, und der die abhängige und ihn demüthigende Lage, von der Gnade Anderer leben zu müssen, sehr schwer ertrug.

Daß er sich um das kleine, neu hinzugekommene Mädchen sehr wenig kümmerte, war bei seinem Charakter nicht zu verwundern, aber ebenso wenig, wie er für mich, vermochte ich irgend welche Zuneigung zu ihm zu fassen. Ja, ich erinnere mich kaum, je ein freundliches Wort von ihm gehört oder mit ihm gesprochen zu haben. Ein um

so innigerer Verkehr aber entspann sich zwischen mir und meinem Vetter Richard, so daß wir bald die treuesten und untrennbarsten Gespielen wurden, und ich glaube, es hat selten Kinder gegeben, die so einig Freud' und Leid miteinander getragen und ein so gegenseitiges volles Verständniß für einander gehabt haben, als wir Beide.

Meinem Onkel machte dieses treue Freundschaftsbündniß große Freude; vielleicht reifte schon damals ein Plan in ihm, den er nachher so energisch zu verfolgen suchte: eine Verbindung zwischen uns Beiden für das Leben zu knüpfen.

In diesem glücklichen und durch nichts getrübten Verkehr verging meine Kinderzeit, an die ich noch heute mit dem Gefühle der reinsten Freude zurückdenke. Mein Vetter hatte inzwischen das Gymnasium absolvirt und war, um seine Dienstzeit durchzumachen, in das Kavallerieregiment in P. eingetreten. Der Pflegesohn dagegen hatte schon seit längerer Zeit das Haus verlassen, um seine gelehrten Studien auf der Universität fortzusetzen.

Wir hatten ihn nicht ungern scheiden sehen. Seine Gegenwart hatte unseren Verkehr zwar nie gestört, aber doch war es uns willkommen, nun für alle Zeit von seinem verschlossenen, ernsten Wesen befreit zu sein und von seinen kalten Augen, die ernst und verachtend auf unsere heiteren Spiele, unsere unschuldigen Kinderfreuden herabsahen.

Ein Zufall wollte es, daß mein Vetter Richard gerade an dem Tage sein Dienstjahr beendete und nach Hause zurückkehrte, an dem ich konfirmirt wurde. Noch erinnere ich mich auf das Deutlichste jeder Einzelheit jenes Tages, seiner Ankunft, bei der sein Blick strahlte, und ich mein Herz hörbar pochen fühlte, des kostbaren Geschenkes, das er mir überreichte, und der Worte, die er dabei sagte.

Mein Vetter blieb noch einige Wochen bei uns, um dann seine erste landwirthschaftliche Ausbildung — denn

er sollte einmal die Besitzungen meines Oheims übernehmen — auf dem Gute einer uns bekannten Familie zu empfangen. Noch einmal wiederholten sich während dieser Zeit die fröhlichen Stunden der gemeinsam verlebten Kinderjahre. Unser Verkehr war trotz der langen Trennung der alte geblieben, und ich glaube, als Richard von uns Abschied nahm, zweifelte mein Oheim nicht mehr, daß wir Beide entweder schon einig wären oder es sehr bald werden würden.

Da aber trat ein Umstand ein, der seine zuversichtlichen Pläne in's Wanken brachte. Wenige Tage nach der Abreise Richard's traf in Nordau ein Brief ein, in dem Bruno, der Pflegesohn, mittheilte, daß er seine Studien beendet habe und, wenn es dem Wunsche seines Pflegevaters genehm wäre, gerne zu ihm auf's Land kommen würde, um sich dort eine kurze Zeit zu erholen und sich auf die Dozentenlaufbahn vorzubereiten.

Ich weiß, daß meinem Onkel diese Mittheilung ebenso wenig angenehm war, als mir. Allein es war ihm nicht gut möglich, diese Anmeldung seines Pflegesohnes, der seit fünf Jahren nicht mehr in seinem Hause gewesen war, zurückzuweisen; und Bruno traf also ein."

Einen Augenblick hielt die Sprecherin inne; noch immer weilte ihr Auge nachdenkend auf der Erde; ein flüchtiges Roth hatte sich auf ihre Wangen gegossen und die bebende Stimme, die bis zu diesen Worten mit einer wachsenden Erregung gekämpft hatte, wurde klanglos, als sie nun fortfuhr:

„Oft habe ich von der großen Veränderung gehört, die ein kurzer Zeitraum an dem Aeußeren und Inneren eines Menschen vorzunehmen vermöchte. Daß aber wenige Jahre aus einem düster verschlossenen und unnahbaren Knaben einen Jüngling zu gestalten vermöchten, wie den, der jetzt vor mich hintrat — das hätte ich nie geglaubt, hätte es nicht die Wirklichkeit mir bewiesen. Den ganzen Abend,

als er in unserer Mitte saß und mit einer Lebhaftigkeit, die ich früher nie an ihm bemerkt hatte, von seinen Studienjahren, seinen Erlebnissen und Arbeiten erzählte, suchte ich mir immer wieder das Bild des mürrischen stummen Knaben vor die Phantasie zu führen, der wie ein finsterer Schatten durch meine Kinderjahre geglitten war. Aber dieses Bild wollte zu dem, das ich jetzt vor mir sah, so gar nicht passen. Das Leben und die Gesellschaft hatten ihm jede rauhe Außenseite genommen, seine Gestalt, die mir früher eckig und ungewandt erschienen, war elastisch und geschmeidig geworden, und nur aus seinen Augen leuchtete noch der alte, unbesiegbare Stolz. Aber dieser Stolz, der mir ehedem nur als ein kalter Trotz erschienen war, hatte jetzt etwas Anziehendes, ja Beherrschendes. Ich weiß, daß ich meine Augen zu Boden senkte, wenn sein flammender Blick mich traf.

Und seit jenem Abend begann eine Zeit für mich, die mir ein neues Leben erschloß, mir das Schauen in eine Welt gestattete, die mir ein dichter Schleier bis dahin verhüllt hatte.

Bruno war mir anfangs mit großer Zurückhaltung entgegengetreten. Er arbeitete fast den ganzen Tag hindurch, und in seinen wenigen Mußestunden schien er es nicht der Mühe für werth zu halten, sich mit einem Mädchen zu beschäftigen, das ihm schon als Kind sehr gleichgiltig gewesen und das jetzt nur sein Spielzeug geändert zu haben schien. Eines Abends aber — der Onkel hatte eine Einladung zu einem Nachbar angenommen und ich hatte ihn, weil ich an Kopfschmerzen litt, nicht begleitet — kam er etwas früher als es seine Gewohnheit war, zum Essen herunter. Ich hatte ihn noch nicht erwartet und saß, mit einem Buche beschäftigt, am Fenster.

‚Was lesen Sie da?‘ fragte er mich in seiner kurzen, doch höflichen Weise. Es war Byron's ‚Manfred‘, den

ich in der Bibliothek meines Onkels gefunden und dessen erste Zeilen gleich mich wundersam gefesselt hatten.

Ein seltsames Zucken glitt über seinen Mund; es war ein kleiner Theil Ironie, aber auch etwas wie eine gewisse Freude, die sich in ihm ausdrückte.

‚Und verstehen Sie das?‘ fragte er. ‚Nein, Sie verstehen es nicht, können es nicht verstehen. Das Buch ist nicht für Sie geschrieben!‘

Ich wüßte nicht, wer außer ihm in einem solchen Tone, mit einer so zurückweisenden stolzen Verachtung zu mir hätte sprechen dürfen. Aber selbst er — es war zu viel der Ueberhebung; ich wollte und durfte diese Sprache nicht dulden; sie traf mein Herz und verletzte mich, wie es noch nie ein Menschenwort gethan! Ich wollte ihm aufwallend erwiedern — ich konnte nicht. Sein ruhiger, kalter Blick, sein Lächeln entwaffneten mich. Ich wollte scharf und abweisend sprechen, und es kam langsam, stockend von meinen Lippen, wie die schüchterne Frage der Schülerin an den gefürchteten Lehrer: ‚Weshalb sollte ich Manfred nicht verstehen?‘

‚Sie und dieser Manfred! Ein junges Mädchen, aufgewachsen im Luxus und der Bequemlichkeit eines Lebens, in dem Gesellschaften und flache Freuden die einzige Unterbrechung der gewöhnlichen Alltäglichkeit sind, ein Mädchen, das sich aus einer sorglosen Kindheit in eine sorglosere Jugend hinübergeträumt hat, ohne Kampf, ja ohne die Ahnung ernsterer seelischer Erregungen. Sie und dieser Manfred! Blühende Jugend, leichtes Tändeln und sehnendes Genießen hier — dort frühreifes Alter, tiefe Erkenntniß, strenges Entsagen, aufreibendes, furchtbares Suchen ohne jede Hoffnung des Friedens und zuletzt verzweifeltes Verneinen jedes neuen Strebens. Welche Gegensätze! Und die sollten sich auch nur im Austausch der Gedanken verstehen können? Nimmermehr! Lassen Sie den unseligen

Manfred ruhen — dies Problem ist für Sie ganz unlösbar.'

Noch heute lebt jeder Gedanke seiner kurzen Rede, jedes Wort in ihr von Neuem in meinem Herzen auf. Aber noch deutlicher empfinde ich den Schmerz, den seine Sprache in mir hervorrief und der mich um so tiefer traf, je mehr meine Seele unter dem Eindruck seiner Worte stand. Ich hatte Mühe, die Thränen zurückzudrängen, die mir in den Augen brannten; er hatte mich so tief beleidigt, und ich konnte die Worte nicht finden, ihm zu entgegnen. Er merkte meine Bestürzung; sie schien ihn zu erschrecken.

Das zuckende Lächeln der Ironie war von seinen Zügen verschwunden; er sah mich mit einem langen, seltsamen Blick an. Kein Wort der Entschuldigung oder des Widerrufes kam aus seinem Munde, aber er begann eine Unterhaltung über Byron und sein Buch, die mich trotz meiner Erregung fesselte und auch für ihn nicht ohne Reiz zu sein schien; denn unser Zusammensein dehnte sich so weit über die gewohnte Stunde aus, daß wir noch im eifrigsten Gespräche vertieft saßen, als mein Onkel in das Zimmer trat. Das Erstaunen, das sich auf seinem Gesichte malte, war groß, mir aber gleichgiltig. Dennoch beschloß ich, von diesem Abend an Bruno aus dem Wege zu gehen; ich hatte zu deutlich den Eindruck empfunden, den er auf mich ausübte.

Allein ich hatte ohne Bruno gerechnet. Er begann, eine so ängstlich verschlossene Zurückhaltung ich auch anzunehmen mich bemühte, meine Nähe zu suchen; er begleitete mich auf meinen Spaziergängen, er saß des Abends viel längere Zeit als früher nach Tische mit uns zusammen. Er weihte mich in alle seine Beschäftigungen und Interessen ein, sprach mit mir über Alles, was seinen Geist bewegte. Ich bemühte mich, ihm zu folgen, und that dies um so eifriger, je mehr ich merkte, welche große

Freude es ihm bereitete. Ausfahrten und längere Spazierritte gaben uns immer mehr Gelegenheit zum Austausch unserer Gedanken, die Stille des Landlebens begünstigte unser ungestörtes Zusammensein, das bald zum vertrautesten Verkehr wurde. Täglich empfand ich, einen wie ganz anderen Charakter die Unterhaltungen dieses Mannes trugen, als die meines Vetters, und ich empfand zugleich, daß mir dieser nie mehr gewesen war, als der treue Genosse meiner Kinderjahre, indeß ich Bruno liebte mit einer Leidenschaft — doch wozu das schildern; Sie würden von der Tiefe dieser Liebe doch nie eine Vorstellung bekommen."

Wiederum hielt sie inne. Das lange Sprechen schien sie ermüdet zu haben, mehr noch die gewaltige Erregung, die in ihrem Inneren arbeitete; denn während sie sprach, hatte sie so anschaulich geschildert, Rede und Antwort so erregt, so wörtlich wiedergegeben, daß man fühlte, wie sie sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit so in das Vergangene zurückversetzte, daß sie darin zu leben schien.

Ueber uns rauschten die Bäume, und ein frischer Luftzug, der den anbrechenden Abend verkündete, strich über die Erde.

„Ich bin bald am Ende," begann sie abermals, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Denn was noch kommt, ist mit wenigen Worten gesagt. Der Aufenthalt Bruno's in Nordau ging zu Ende. Kurz vor seiner Abreise fanden sich unsere Herzen; Bruno reiste darauf nach der Universitätsstadt, in der er seine Studien beschlossen hatte, und eröffnete als Privatdozent dort seine Vorlesungen. Drei Monate später kehrte er zurück und hielt bei meinem Oheim um meine Hand an. Dieser sah durch Bruno's Werbung alle Hoffnungen seines Sohnes vernichtet. Doch alle Bitten und Vorstellungen, die er zu Gunsten Richard's mir gegenüber versuchte, waren erfolglos, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als seine Einwilligung zu dieser ihm verhaßten Verlobung zu geben.

Mein Glück war unermeßlich, aber nur von kurzer Dauer. Auf einem Spazierritte stürzte Bruno — und starb. ‚Du bist mein auf ewig!‘ waren die letzten Worte, die ich von ihm vernommen habe. Noch heute sehe ich das furchtbare, unvergeßliche Bild vor mir, sein blutüberströmtes Antlitz, seine entstellten Züge, und noch heute höre ich den Ausruf von seinen sterbenden Lippen: ‚Du bist mein auf ewig!‘“

Sie unterbrach sich plötzlich; ein Schauder schüttelte ihren Körper, und ein starrer Schmerz lagerte sich auf ihr Antlitz. Aber ihr Auge blieb thränenlos; es war ein seltsam todter Ausdruck, der sich in ihm spiegelte.

Ich war tief erschüttert, allein ich wagte es nicht, ihren Schmerz durch ein leeres Wort zu stören oder ihr gar Trost zuzusprechen.

Wie lange wir so, ein Jedes mit seinen schmerzlichen Gedanken beschäftigt, schweigend nebeneinander gesessen haben, weiß ich nicht. Aber die Sonne hatte sich bereits zum Untergange gesenkt; leuchtend schwamm ihr feuriger Ball am Horizont und goß sein Licht auf die Felder, daß sie im Purpurscheine erglühten. Der Kiebitz rief noch einmal, dann verstummte er; nur durch die Kronen der Bäume rauschte es dumpf und leise wie ein Schlaflied.

„Sehen Sie, wie schön und erhaben diese feiernde Welt ist,“ sagte ich endlich zu ihr. „Nur Muth gefaßt, und es wird Alles besser werden. Auch Ihnen wird die Lebensfreude wiederkehren —“

„Niemals!“ rief sie in überströmend hervorbrechender Leidenschaft aus, „niemals, so lange ich hier bin, so lange man mich zwingt, in einer Umgebung zu verweilen, die mir täglich unerträglicher wird!“

Sie war aufgesprungen; ihre ganze Gestalt schien verändert, und in ihren Augen, die eben noch zur Erde gestarrt, brannte ein heißes, fast unheimlich leuchtendes Feuer.

„Ich habe diesen Mann so geliebt, daß er allein mein ganzes Leben beherrschte. Jeder Gedanke, jeder Athemzug galt ihm. Was Wunder, daß ich mich nach seinem Tode von den Lebenden zurückzog, ihre Interessen und Wünsche nicht mehr zu theilen vermochte, einsam und abgeschlossen für mich lebte! Das erschien mir so natürlich und selbstverständlich, nicht aber als ein Zeichen von Krankheit. — Mein Oheim jedoch dachte anders. Wie er damals meine Neigung zu ersticken drohte, so sollte jetzt Zerstreuung meinen heißesten Schmerz ertödten. Nachdem der Todte kaum ein Jahr unter der Erde lag, wollte man mich zwingen, meine Einsamkeit aufzugeben und an einer Geselligkeit Theil zu nehmen, die mir in tiefster Seele verhaßt ist. Ja, noch mehr! Feierlich und in aller Form wagte jener Mann meine Hand für seinen Sohn zu erbitten. Und als ich dieses abschlug und mich ebenso entschieden weigerte, irgend einer Geselligkeit zu Liebe meine Einsamkeit aufzugeben, das Grab Bruno's zu verlassen, erklärte man meine Trauer für krankhaft, und ein besorgter Hausarzt gab meinem Vormund den Rath, mich in eine Heilanstalt zu schicken! — Die tiefste Wunde im Herzen, des Trostes und der Linderung bedürftig wie kein Anderer, komme ich in eine Umgebung von Kranken, lebe eingeschlossen und jeder liebevollen Pflege, jedes aufmunternden Verkehrs bar, in einem Krankenzimmer und erhalte, wenn meine Gedanken irgendwie eine bedenkliche Richtung genommen haben sollten, die beste Gelegenheit, sie in dieser Umgebung, dieser ansteckenden Gesellschaft auszubilden. In der That, man hat sehr weise gewählt! Einen geeigneteren Aufenthalt, mich dahin zu bringen, wohin man will, kann es nicht geben. — Wollen Sie mir helfen, ist für mich überhaupt Hilfe noch möglich, so flehe ich Sie um eins an: retten Sie mich aus dieser Anstalt, die mir zur Hölle geworden ist, geben Sie mir meine Freiheit wieder,

lassen Sie mich nach Nordau zurückkehren! Und wäre es auch nur — um sein Grab wiederzusehen. Die Sehnsucht darnach verzehrt mich!"

Sie war auf die Bank zurückgesunken; ihr ganzer Körper bebte; sie schluchzte wie ein Kind. Ein unnennbares Gefühl durchrieselte mich bei diesem Anblick und wollte mir die Fähigkeit zu denken rauben. Aber ich faßte mich und ergriff ihre beiden Hände. Sie waren fieberheiß.

„Hören Sie mich einen Augenblick ruhig an," sagte ich. „Sie haben mir Ihr ganzes Vertrauen gegeben; lassen Sie mich nun auch als Freund Ihnen rathen. — Ihre Lage ist sehr traurig, aber nicht ganz so trostlos, als Sie glauben. Sie selber müssen nur den festen Vorsatz fassen, sie zu bessern. Zuerst deshalb eine Bitte. So lange Sie noch hier leben müssen, machen Sie sich diesen Aufenthalt nicht durch Ihre schroffe Abgeschlossenheit zur Qual. Vertrauen Sie Doktor Wolters, dem ehrlichsten und wohlmeinendsten Mann, den ich kenne, und, wollen Sie mit anderen Patientinnen nicht verkehren, so meiden Sie wenigstens nicht sein Haus, suchen Sie seine Frau auf, die Ihnen eine Mutter sein und sich mit uns vereinen wird, Sie loszureißen aus dieser brütenden Einsamkeit, die Ihnen gefährlich werden muß."

„Gut," erwiederte sie leise, aber sehr bestimmt, „ich werde folgen."

Ich hatte nie geglaubt, sie so schnell und ohne Widerspruch zu einem Entschlusse zu bringen, den sie so oft zurückgewiesen. Um so erfreuter war ich.

„Dann aber," fuhr ich fort, „will auch ich Ihnen das Versprechen geben, daß Alles geschehen soll, was für Sie gut und heilbringend ist. Ich will mich sofort mit Ihrem Herrn Oheim und Ihrem Hausarzt in Verbindung setzen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt haben."

Sie reichte mir ihre Hand. „Ich weiß es," flüsterte sie und war dann wieder ruhiger und gefaßter, ja, wie ein leiser Freudenhauch lag es auf ihren eben noch so trüben Zügen. Ihr Gesicht schien eigenthümlich verklärt; ich hatte sie so schön noch nie gesehen.

Die Abendröthe begann matter und matter zu werden und dann ganz zu erblassen. Der Himmel nahm eine dunkle Färbung an; hier und da blitzte ein Stern empor. Die Schatten der aufsteigenden Nacht lagerten sich über die Stadt und die Felder.

Wir hatten uns auf den Heimweg gemacht, und vor ihrem Zimmer hatte sie mich mit einem freundlichen Händedruck verabschiedet. Als ich aber allein war, regte sich all' der heiße Schmerz mit um so größerer Gewalt in meinem Herzen, je mehr ich mir während der letzten Stunde Mühe gegeben hatte, ihn zu unterdrücken. Daß sie nicht gemüthskrank war, wie ihre Verwandten uns hatten glauben machen wollen, war mir jetzt nach ihrer Erzählung klar geworden. Zugleich aber fühlte ich, daß ich dieses Mädchen, das ihr Schmerz und Unglück mir um so anziehender machte, liebte seit dem ersten Augenblick, wo ich sie gesehen. Aber ich wußte auch, daß zwischen uns Beiden die Gestalt eines Todten stand, der über das Grab hinaus geliebt und angebetet wurde und mich für immer von ihr trennte. —

Diese schmerzlichen Gedanken durchwogten mein Herz so stürmisch, daß es mir nicht möglich war, zur Abendtafel in den Saal zu gehen, sondern daß ich es vorzog, noch einen weiteren Gang in's Freie zu machen. Dann aber beschloß ich, nachdem ich meiner Aufregung einigermaßen Herr geworden, bei meinem Kollegen vorzusprechen und ihm das Ergebniß meines ersten Spazierganges mit Fräulein v. Nordau mitzutheilen.

Ich fand ihn bereits auf seinem Arbeitszimmer und

merkte aus der Flasche Wein, die nebst zwei Gläsern auf dem Tische stand, daß er mein Kommen bestimmt erwartet hatte. Als ich ihm von den Mittheilungen unserer Patientin das, was mir nöthig erschien, berichtet hatte, war seine Verwunderung groß, nicht minder groß aber seine Freude. Im eifrigsten Gespräche saßen wir noch bis in die tiefe Nacht hinein. Zuletzt kam unsere Unterhaltung wieder auf den Punkt zurück, von dem sie ausgegangen war. Doktor Wolters zeigte mir auf meine Bitte den letzten Brief, den der Hausarzt des Fräuleins v. Nordau über ihren Zustand an ihn geschrieben hatte.

Er war ebenso klar als einfach gehalten und sprach mit großer Entschiedenheit die Ansicht aus, daß sich bei Fräulein v. Nordau während ihres letzten Aufenthaltes in der Heimath gewisse Störungen gezeigt hätten, die nur auf ein sehr verstecktes Gemüthsleiden zurückgeführt werden könnten.

Doktor Wolters war, nachdem er diesen Brief mir vorgelesen, sehr nachdenklich geworden; ich dagegen hielt mit meiner Meinung nicht länger zurück und gestand offen, daß die lange vertraute Unterredung mit Fräulein v. Nordau mir die Ueberzeugung gegeben habe, daß sie das Opfer einer traurigen Intrigue sei, und daß man durch den langen Aufenthalt in der ihr verhaßten Heilanstalt etwas von ihr zu erzwingen suche, das sie freiwillig nicht gewähren wolle.

„Mein lieber Freund," sagte Doktor Wolters sehr ernst, „ich erinnere mich, daß ich Ihnen am ersten Abend hier auf diesem Platze und bei derselben Gelegenheit als der ältere, erfahrene Arzt die dringende Warnung gab, in derartigen Dingen sehr vorsichtig zu urtheilen und vor Allem sich vor einer zu schnellen, vielleicht voreiligen Meinung zu hüten. Die Mittheilungen, die Ihnen Fräulein v. Nordau über ihre Verhältnisse und ihren Zustand gemacht, mögen für Sie von sehr überzeugender Art sein,

aber ich bitte Sie, zu bedenken, daß fast jeder Gemüthsleidende die Zumuthung, daß er krank sei, mit großer Entrüstung zurückweist, ja in vielen Fällen das Opfer einer Intrigue oder Verfolgung zu sein glaubt."

„Verehrtester Herr Kollege," fiel ich ihm in's Wort, „ich stimme Ihnen aus vollem Herzen zu, daß mein Verdacht ein furchtbarer ist, und daß Sie recht thun, ihn mit Entschiedenheit von sich zu weisen; es mag sein, daß ich nicht mehr ganz unparteiisch zu sehen vermag und der Ausgang meinen entsetzlichen Argwohn beschämen wird. Allein ich habe jetzt eine Bitte an Sie, die mir von größter Wichtigkeit ist. Sie sind mir, dem Fremden, gleich an dem ersten Tage mit einem Vertrauen entgegengekommen, das mich stolz gemacht hat und für das ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar war. Jetzt aber scheinen Sie es zu bereuen. Sie suchen die Ansicht, die ich mir zuerst durch Ihre Erzählung, dann aber durch den engeren Umgang mit Fräulein v. Nordau selbst gebildet habe, und die Sie — ich zweifle nicht daran -- für die richtige halten, irre zu führen. Ich bitte Sie — seien Sie offen gegen mich. Ob die Meinung der Familie mit Absicht oder ohne Absicht eine falsche ist, mag gleichviel sein, aber Sie halten Fräulein v. Nordau nicht für krank."

Er hatte den festen Blick, den ich auf ihn geheftet, mit großer Ruhe ausgehalten. Jetzt senkte er das ernste Auge eine Weile sinnend zur Erde. Dann erhob er es schnell und ließ es einige Sekunden prüfend auf meinen Zügen weilen.

„Nun dann — nein! Und dennoch — dieser klare, einleuchtende Brief ihres Arztes, der günstige, ehrenhafte Eindruck, den Herr v. Granwitz bei seinem Besuche auf mich machte, vor Allem meine feste Ueberzeugung, daß Fräulein v. Nordau in gerechtem Schmerze und in natürlicher Verbitterung das Handeln ihres Oheims in einem

nicht richtigen Lichte sieht — alles dies macht es mir schwer, dem Verdachte auch nur in Gedanken beizustimmen, den Sie soeben offen ausgesprochen."

„Die Zukunft soll es lehren, wer hier irrt. Fräulein v. Nordau ist der Aufenthalt in unserer Anstalt verhaßt. Ich weiß, daß Sie ihrer Abreise nichts in den Weg legen werden. Deshalb habe ich ihr versprochen, an ihren Oheim oder seinen Hausarzt zu schreiben. Aber ich bitte, thun Sie es selbst; meine Jugend möchte den Herren ein Stein des Anstoßes sein. Schreiben Sie, daß wir Beide die Dame nicht für krank halten, sie nicht wider ihren Willen hier halten können. Aus der Antwort werden wir viel ersehen."

„Gut," sagte er schnell entschlossen, „es mag sein! Ich werde morgen schreiben."

„Ich danke Ihnen," rief ich aus und drückte ihm die Hand.

Die Erregung, mit der ich es that, mag wohl eine etwas stürmische gewesen sein und ihn in Erstaunen gesetzt haben, denn die Brillengläser hefteten sich, als wollten sie mich durchbohren, auf meine Augen, und ich merkte, wie er einige Male das Haupt schüttelte, als ich mich zum Gehen wandte.

7.

Fräulein v. Nordau hatte ihr Krankenzimmer verlassen und war auf die Bitte der Frau Wolters in das Haus meines Chefs gezogen. Indessen hatte Doktor Wolters sein Versprechen erfüllt. Er hatte Herrn v. Granwitz mitgetheilt, daß sich der Zustand seiner Nichte in der letzten Zeit so zum Bessern gewendet habe, daß er auch nicht den geringsten Grund mehr einsähe, sie wider ihren Willen in seiner Anstalt zurückzuhalten und er es dem Gutdünken ihres Oheims anheimstelle, den Tag ihrer Abreise zu be-

stimmen. Für die Gesundheit der jungen Dame glaube er sich verbürgen zu können.

Und er durfte mit vollem Rechte so schreiben, denn mit unserer Patientin war in der That eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der Wechsel ihrer Lebensverhältnisse, die sichere Zuversicht auf eine baldige Rückkehr in die geliebte Heimath schienen Wunder gewirkt zu haben. Ihre Schwermuth war einer froheren und zufriedeneren Stimmung gewichen, ihr Aussehen, obwohl immer noch sehr ernst, trug nicht mehr jenen eigenthümlich düsteren Charakter, der mich früher oft an ihr erschreckt hatte, und um den sonst so energisch geschlossenen Mund zuckte dann und wann wie ein kurzer Sonnenstrahl ein mildes Lächeln.

Die ruhige Heiterkeit meiner Patientin, ihr so günstig verändertes Wesen versetzten mich anfangs in eine sehr gehobene, ja überglückliche Stimmung. Allein sehr bald mußte ich gewahr werden, daß gerade mir durch ihre Uebersiedelung in die Wolters'sche Familie alles das geraubt war, was meinem Leben, so heftig es auch oft meine Gemüthsruhe mitgenommen, in dieser Anstalt den eigenthümlichen Reiz gegeben hatte. Früher hatte mir mein Beruf das Recht, ja die Pflicht verliehen, sie täglich zu besuchen, ich hatte sie ausschließlich in der Behandlung; ihr Wohl und Wehe gehörte mir gewissermaßen zu. So kurz auch meine Besuche waren — ich durfte sie doch sehen, allein und ungestört mit ihr sprechen oder wenigstens in ihre dunklen, tiefen Augen schauen.

Und weil wir eigentlich ein wahres Glück deshalb nie ganz genießen können, weil seine Größe uns erst klar wird, wenn es längst entschwunden, so erkannte ich auch jetzt erst so recht, was mir diese kurzen Augenblicke gewesen, wie mein ganzes Herz an ihr gehangen, und ich den Tag über eigentlich nur für sie gelebt hatte.

Jetzt war das ganz anders geworden.

Ich konnte nur dann und wann besuchsweise im Hause meines Chefs vorsprechen. Diese Besuche aber erschwerte mir Niemand mehr als Fräulein v. Nordau selbst.

So freundlich und liebenswürdig sie scheinbar war, so zeigte sie doch seit ihrer Uebersiedelung eine strenge Zurückhaltung gegen mich, die zu auffallend war, als daß ich ihre Absicht nicht hätte merken sollen. Mehr als einmal kam es vor, daß sie sich, wenn ich sie tagelang nicht gesehen hatte und nun kaum den Abend abwarten konnte, der mir ihre Gegenwart wieder schenkte, sehr bald nach meinem Eintritte unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer entfernte und mich mit ihren Wirthen allein zurückließ. Ich hörte sie dann im Nebenzimmer einige Akkorde auf dem Klavier anschlagen oder erfuhr, wenn sie schon nach kurzer Zeit das Klavier wieder verließ, daß sie einen Brief zu schreiben habe, dessen Wichtigkeit keinen Aufschub mehr dulde, während ich mit meinem Chef und seiner Frau eine Unterhaltung führte, die scheinbar sehr lebhaft war, mit meinen Gedanken aber nur wenig gemein hatte.

Nach der Ursache dieser seltsamen Veränderung brauchte ich nicht lange zu suchen. Was Wunder auch, daß sie wie jeder Andere längst erkannt hatte, daß mich mehr zu ihr zog, als ein freundschaftliches Interesse, und daß sie nun, so weit es in ihren Kräften lag, diese aussichtslose Leidenschaft zu ersticken suchte.

Die Tage flohen pfeilschnell dahin; jede Stunde erwarteten wir die Bestimmungen ihres Oheims, dem der Brief des Doktors Wolters in ein fernes Bad nachgesandt war, und der sich, wie er geschrieben hatte, erst nach seiner bevorstehenden Heimkehr mit seinem Hausarzte verständigen wolle. Jede Stunde konnte mir die leidenschaftlich Geliebte rauben.

Und die Stunde kam.

Eines Nachmittags — es war an einem heißen Sommertage, und ich wollte mich eben auf die gewohnte Besuchstour machen — kam ein vom Laufe erhitzter Bote mit der Bitte von Doktor Wolters, ich möge sofort zu ihm kommen. Das Dringende der Botschaft, und das Ungewohnte der Stunde ließen mich eine ungewöhnliche Veranlassung vermuthen, und so eilte ich unverzüglich in die Anstalt.

Doktor Wolters mochte sich viele Mühe geben, die gewohnte Ruhe an den Tag zu legen — seine Beherrschung war Verstellung. Durch seine Worte, so abgemessen und sicher sie klangen, bebte eine nicht geringe Erregung hindurch.

„Das alte Lied," sagte er „und nicht einmal die Weise geändert! Da lesen Sie den Text selber."

Er schob mir einen Brief zu, der vor ihm auf dem Tische lag. Meine zitternden Hände vermochten ihn kaum zu halten, die Buchstaben tanzten mir vor den Augen, indeß ich mühsam Folgendes las:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

In Beantwortung Ihres letzten Schreibens theile ich Ihnen heute Folgendes mit.

Als ich Ihre Nachricht von der überraschenden Besserung im Befinden meiner Nichte erhielt, war, wie Sie verstehen werden, meine Freude nicht minder groß als meine Hoffnung, sie gesund und frisch, wie einst, in kurzer Zeit in Nordau begrüßen zu können. Mit dem festen Entschlusse, sie persönlich aus Ihren Händen in Empfang zu nehmen, reiste ich hierher und hatte gleich am gestrigen Abend eine längere Unterredung mit meinem Hausarzte, Doktor Jungmann, in der ich ihm meinen Vorsatz mittheilte. Ihr Schreiben hatte ich ihm bereits aus K. zugesandt.

Meinen Schmerz werden Sie ermessen können, als

[redacted]

diese eine Unterredung alle meine schönsten Pläne, meine zuversichtlichsten Hoffnungen zerstörte. Doktor Jungmann wollte von einer Rückkehr meiner Nichte in ihre Heimath auch nicht das Geringste wissen. Er könne ihre Krankheit nicht für so schnell geheilt, ihre Besserung nur für eine scheinbare und vorübergehende halten; eine Heimkehr nach Nordau vollends erachte er bei dem Zustande, den er erst während ihrer letzten Anwesenheit hier auf das Genaueste und Sicherste beobachtet, für geradezu gefährlich. Da ich seinen Rath erbeten, so wolle und dürfe er nicht die Verantwortung auf sich laden, ihren Zustand einer ähnlichen Krisis auszusetzen, wie dies das letzte Mal hier in bedenklicher Weise geschehen sei; er habe damals eingehenden Bericht hierüber an Sie gesandt.

Meine Bitten waren vergebens; sie scheiterten an seiner Entschiedenheit. So schwer es mir geworden, ich habe mich aus Liebe für meine Nichte, die ihr sterbender Vater mir anvertraut, seinen Gründen und seiner Bestimmtheit gefügt und werde auf seine Anordnung meine Nichte mindestens noch ein Jahr von Nordau fernhalten.

Sie wissen, sehr geehrter Herr Doktor, welche Freude und Beruhigung es mir in allen meinen schweren Sorgen gewährt, meine Nichte gerade Ihrer Anstalt und Ihrer persönlichen Behandlung anvertraut zu sehen, die auch Doktor Jungmann als die vorzüglichste für derartige Fälle erklärt hat. Ein Beweis hierfür ist uns Beiden gerade das erfreuliche Wohlbefinden meiner Nichte.

Es liegt uns aber zugleich sehr fern, Ihnen damit eine Last aufzubürden, die Sie vielleicht drückt. Sollten Sie auch nur den leisesten Wunsch haben, von ihr befreit zu werden, so würden wir im Gefühle der tiefsten Dankbarkeit für Alles, was Sie bisher an der Kranken gethan, Sie ganz ergebenst bitten, diese nur noch so lange in Ihrer Anstalt zu behalten, bis mein Hausarzt mit einer

anderen geeigneten die nothwendigen Vereinbarungen abgeschlossen hat.

Ihrer gütigen Entscheidung entgegensehend zeichne ich mit dem Ausdruck aufrichtigster Hochachtung und Dankbarkeit Ihr ergebenster

Udo v. Granwitz."

Ich ließ das Papier sinken.

„Da haben wir's! Sie sind nicht mehr willig genug für das Gaukelspiel. Sie haben Ihre Schuldigkeit gethan. Vielleicht findet sich ein Anderer, es ungestört fortzusetzen," stieß ich heftig hervor.

Doktor Wolters antwortete nicht, seine Miene drückte tiefe Entrüstung aus.

„Weiß Fräulein v. Nordau von dem Briefe?" fragte ich, mich fassend.

„Bis jetzt noch nicht."

„Wollen Sie mir erlauben, ihr die Mittheilung von seinem Inhalte zu machen?"

Er sah mich ein wenig befremdet an. „Wenn Sie wünschen — gewiß."

„Ich danke Ihnen." —

Ich eilte in den Garten. Ich weiß nicht, weshalb es mir klar war, daß ich sie nur dort finden würde. Es war drückend schwül. Unter einer Akazie sah ich sie sitzen. Sie schien zu lesen; aber als ich mich näherte, entglitt das Buch ihren Händen und fiel zur Erde. Es war Byron's Manfred — ich hatte es mit einem kurzen Blick auf dem Titelblatte gelesen.

Sie war mir einige Schritte entgegen gegangen. Eine unendliche Spannung lag auf ihren Zügen. Sie schien zu ahnen, weshalb ich kam.

„Ist mein Schicksal entschieden? — Ja, es ist! Sie tragen es in Ihrer Hand!"

Sie hatte die letzten Worte in fliegender Hast heraus-

gestoßen; mit dem Bewußtsein der Gewißheit war ihre Erregung gestiegen.

„Es ist entschieden," erwiederte ich leise.

Sie hatte mir den Brief aus der Hand genommen und las trotz ihrer Aufregung langsam, oft die einzelnen Worte vor sich hinmurmelnd, ja sie leise wiederholend. Niemals werde ich den Anblick vergessen, den ihre Züge dabei boten. In ihrem Auge und auf ihrem Gesichte lag etwas Unbeschreibliches.

Plötzlich ließ sie den Brief sinken und sah mich an — mit einem langsamen, wunderbaren Blicke. Ihre Züge waren versteinert, ihr Auge todt — keine Silbe kam über die bleichen Lippen, sie zuckten nicht einmal vor Schmerz. Und dennoch — wie beredt sprach er aus diesem Antlitz!

Ich wollte zu ihr sprechen aber ich konnte nicht. Die Kehle war mir wie zugeschnürt. Die Pause dünkte mir eine Ewigkeit; sie mochte wohl auch einige Minuten währen.

Endlich sank sie auf die Bank zurück — todtenbleich und gebrochen, ein Bild hilflosen Jammers saß das geliebte Weib mir gegenüber.

„Also in ein anderes Gefängniß wollen sie mich sperren," sagte sie mit müder, klangloser Stimme, „und es gibt kein Mittel, es zu hindern, mich zu retten — keines!"

Unnennbare Gefühle durchtobten mein Herz. Jetzt Kraft, jetzt Fassung! Nie bedurfte ich ihrer so sehr, wie in dieser entscheidenden Stunde!

„Es gibt ein Mittel — nur an Ihnen liegt es, es zu wählen."

„Ein jedes wähle ich, das mir Freiheit gibt."

„So hören Sie mich an." — Alle Fibern in mir bebten, aber ich zwang mich, fest und ruhig zu sprechen. „Ich brauche Ihnen über meine Auffassung Ihres Zustandes nichts zu sagen. Trotz jenes letzten Briefes ist sie dieselbe

geblieben. Sie wissen, daß ich Ihr Gemüth infolge des schweren Schlages, der Ihr Leben traf, für arg mitgenommen, aber nicht Ihren Geist für krank und verstört halte. Sie wissen auch, daß ich Ihren Argwohn gegen Personen, die Ihnen nahe stehen, wenn auch noch nicht theilen und billigen, so doch verstehen kann. Aber das Eine wissen Sie nicht, können Sie nicht wissen, daß —"

Ich vermochte nicht weiter zu sprechen; mein Auge ruhte in furchtbarer Spannung auf ihrem Gesichte, ihrer Gestalt. Alles blieb unverändert; das leise Zittern, das ihren Körper überlief, war kaum merklich.

„Daß ich Sie liebe," fuhr ich fort, „Sie unendlich, über Alles liebe. Sie gehören einem Anderen — mit der Liebe, mit der Sie ihn geliebt, werden Sie mich nicht mehr lieben können. Das Alles weiß ich längst. Ich will diese Liebe, die einem Todten gilt, mit heiliger Ehrfurcht tragen wie Ihr Bruder, wie sein treuester Freund. Aber daß der Lebende mit seiner ganzen Hingebung, mit seinem Herzen, das nur Ihnen und Ihrem Glücke schlägt, ein wenig Anspruch hat auf Ihre Liebe und Güte — mein ganzes Leben soll es Ihnen beweisen. Seien Sie mein — und ich führe Sie von hier fort, morgen, heute noch, führe Sie in ein Leben neuer Freiheit und unverbrüchlicher Liebe!"

Noch eine Sekunde stand sie regungslos; nur ihr Auge schaute nicht mehr so todt und vergessen als vorher. Es irrte in die Weite, als träume es. Allmälig kehrte in die Gestalt das Leben wieder. Ihre Nasenflügel bebten, ein leiser Schauder überrieselte ihren Körper. Sie schien einen schweren Kampf zu kämpfen. Ihre Hand krampfte sich an die Brust, endlich streckte sie sich zitternd, langsam mir entgegen.

Unsägliches Entzücken durchbebte mich — ich bedeckte ihre weiche Hand mit heißen Küssen. Sie wollte sie mir ent-

[redacted]

ziehen, aber ich ließ sie nicht frei, sondern drückte sie aufjauchzend gegen mein hämmerndes Herz.

Wir waren verlobt, und die Sonne konnte auf der großen weiten Welt keiner seligeren Freude leuchten, als der, die in meiner Seele wohnte.

8.

Das Tagebuch, nach dem wir unsere Darstellung bis hierher zusammengestellt haben, bricht mit diesen Worten ab. Da wir aber über das weitere Schicksal des jungen Arztes einige zuverlässige Berichte haben, so wollen wir sie in aller Kürze wiederzugeben uns bemühen.

Edgar — so wollen wir unseren Freund von jetzt ab nennen, um seinen eigentlichen Namen zu verschweigen — hatte noch an demselben Abend sein Glück, das ihm unermeßlich dünkte, im Hause des Doktors Wolters verkündet. Dieser war mehr erstaunt, als erfreut. Daß er ebensowenig wie Edgar in der Krankheit seiner Patientin mehr als eine berechtigte Schwermuth zu sehen vermochte, ist unseren Lesern bekannt. Dennoch erschien es ihm ein wunderliches Wagestück für einen Mann, sein ganzes Lebensglück an das eines Wesens zu binden, das durch den Tod eines geliebten Anderen in eine so krankhafte und andauernde Gemüthserregung gekommen war, daß ihr Aufenthalt in einer Heilanstalt nöthig erschien. Daß man dieses Mädchen liebte, erschien ihm begreiflich, ein wenig tollkühn aber, daß man sie heirathete.

Edgar jedoch befand sich in einem zu großen Glückstaumel, um das Befremden des älteren Kollegen auch nur zu bemerken. Er hatte, nachdem er das beseligende Jawort erhalten, an Herrn v. Granwitz geschrieben und in aller Form bei ihm um die Hand seiner Nichte angehalten. Es währte einige Zeit, bis eine Antwort aus Nordau in seine Hände gelangte. Diese enthielt dann aber wider

alles Erwarten nur Erfreuliches. Er sei glücklich, schrieb Herr v. Granwitz, aus der Verbindung seiner Nichte mit einem Mann, den sie liebe, neue Zuversicht für die Erreichung jenes Zieles zu schöpfen, das er mit allen seinen Kräften leider immer vergeblich erstrebt habe: ihre Genesung aus einer krankhaften Schwermuth. Er sende daher dem jungen Paare seine innigsten väterlichen Glückwünsche und hoffe, diese ihm recht bald mündlich in Nordau aussprechen zu können.

Und das Alles in dem einfachsten, natürlichsten und herzlichsten Tone von der Welt. In der That — Edgar wußte nicht, was er aus diesem Briefe machen sollte. Ihn als bare Münze hinzunehmen, konnte er sich nicht recht entschließen; war er aber erlogen, so mußte dieser Mann die Kunst der Heuchelei in einem Grade beherrschen, die seinem ehrlichen Herzen Abscheu einflößte.

„Er wird das Beste thun, was man in seiner Lage wählen kann, und gute Miene zum bösen Spiele machen," sagte er schließlich zu seiner Braut und ließ die Sache auf sich beruhen.

Zudem hatte das Für oder Wider ihrer Verwandten nicht einen so großen Werth für ihn, da sie selber ihm die reinste Freude bereitete. Darin, daß sie weniger zärtlich war, als es Bräute ihren Verlobten gegenüber zu sein pflegen, sah er nichts als eine natürliche Zurückhaltung, die ihm unter den Verhältnissen hier in der Anstalt nur zu erklärlich dünkte. Daß sie bei all' ihrer Freundlichkeit stets ernst und in sich gekehrt blieb, wohl heiter, aber niemals fröhlich oder gar ausgelassen war, schob er auf die nur zu begreifliche Bewegung und Erregung ihres Inneren, und freute sich um so mehr über die Tiefe des Gemüthes und Herzens, die er täglich mehr an seiner Braut bewundern und lieben lernte.

Eines allerdings war ihm auffallend und erfüllte ihn

öfters mit ängstlicher Befremdung: ihre heiße Sehnsucht nach Nordau, die täglich quälender bei ihr auftrat. Aber schließlich — es war ja ihre Heimath, und obwohl er die Gewalt schmerzhafter Erinnerungen fürchtete, die dort in ihrem Herzen aufleben würden, so hatte er ihr doch versprochen, noch vor ihrer Trauung, zu der die Vorbereitungen bereits im Gange waren, der Einladung ihres Oheims zu folgen und mit ihr nach Nordau zu fahren.

Darauf war sie für einige Zeit ruhiger geworden, und er hatte seine Absicht nach Nordau gemeldet. Auf diese Anmeldung gelangte umgehend eine Antwort des Herrn v. Granwitz in Edgar's Hände, in dem er ihm den Vorschlag machte, sich doch mit seiner Nichte in aller Stille in seinem Hause trauen zu lassen, da dies die eigentliche Heimath seiner Braut, die Stätte ihrer Jugend sei.

Dieser Brief gab den Ausschlag. So wenig sich Edgar mit jener Aufforderung einverstanden erklären mochte, seine Braut bat ihn so flehend, bestand so dringend auf ihrer Befolgung, daß er mehr gezwungen als willig nachgab.

Fortan wurden die nothwendigen Vorbereitungen für die Hochzeit und die Reise nach Nordau mit doppelter Geschwindigkeit betrieben. Kaum waren zwei Monate nach ihrer Verlobung vergangen, als das junge Paar von Doktor Wolters und seiner Frau Abschied nahm und die Reise nach Nordau antrat.

Der Herbst war inzwischen eingetreten. Je schöner der Sommer gewesen, um so melancholischer wirkte sein plötzlicher und vorzeitiger Einbruch. Das Laub auf den Bäumen ward gelb und fahl. Stürme, die Wald und Thal durchbrausten, zausten es zur Erde. Die Vögel sangen nur noch, wenn die Sonne durch einen freundlichen Blick ihnen ein wenig Muth machte, aber die Krähen schrien desto unaufhörlicher auf den Feldern, und von den Bergen herab senkte sich ein Nebelflor über das Land, wie der Wittwenschleier der trauernden Natur.

Die dunkle Stimmung da draußen schien wenig Eindruck auf die beiden jungen Menschen zu machen, die sich nur einen Tag noch vor dem Ziele ihrer Vereinigung auf der Reise zu ihrer Trauung befanden. Edgar war glücklich, weil seine Braut es schien, und heiter und angeregt mit ihm plauderte, ja mehrere Male sogar freundlich lachte, was er so selten an ihr gesehen hatte.

Zwar als man dem Ziel näher und näher kam, und vollends auf der langen Strecke, die sie von der letzten Eisenbahnstation zu Wagen zurücklegen mußten, wurde sie plötzlich einsilbig und in sich gekehrt: eine leise Schwermuth bedeckte ihr Antlitz, und dazu blickten die dunklen Augen wie verloren über die trübe Herbstlandschaft, während es oft wie in mühsam verhaltenem Schmerze um den fest geschlossenen Mund zuckte.

Aber die Macht dieser Empfindung hatte bei dem Wiedersehen einer Gegend, an die sich eine so traurige Erinnerung knüpfte, etwas zu Berechtigtes, als daß sie Edgar hätte beunruhigen können. Er versuchte nicht einmal, den Gedankengang seiner Braut zu stören, sondern drückte ihr nur einige Male herzlich die Hand, wie um sie seiner stummen Theilnahme zu versichern, und sie schien ihn zu verstehen, denn ihre Hand erwiederte seinen Druck nicht minder herzlich, und in ihren Augen leuchtete dabei ein Schimmer unendlicher Dankbarkeit.

Der Wagen hatte den schmalen, weidenbepflanzten Privatweg, der auf Nordau zuführte, verlassen und hielt nun, nachdem er zwischen zwei mächtigen Scheunen hindurch quer über den Gutshof gefahren war, vor einem hohen Herrenhause, an dessen Portal bereits Herr v. Granwitz stand. Seine vornehme Erscheinung, der edle Ausdruck seines Gesichtes, und die herzliche, aufrichtige Freude, die ihm aus den Augen leuchtete, machte ihn gleich in diesem ersten Augenblicke zu einer so sympathischen Gestalt

für Edgar, daß diesem der schwere Argwohn, mit dem er das Haus betreten, fast als ein Verbrechen gegen seinen freundlichen Wirth erschien, der jetzt seiner Braut beim Aussteigen behilflich war und sie dann mit herzlicher Umarmung willkommen hieß.

Und der günstige Eindruck, den er im ersten Augenblick von ihm empfangen, wuchs im Verlaufe des Abends. Auch seine Braut vermochte der aufrichtigen Herzlichkeit ihres Oheims nicht zu widerstehen. Wenn ihr Auge auch zuweilen noch etwas verloren vor sich hinblickte, so betheiligte sie sich doch mit einer gewissen Lebhaftigkeit an der Unterhaltung und schien sich bald so wohl und heimisch in Nordau zu fühlen, wie Edgar es nie für möglich gehalten hatte.

Zum Abendessen war noch der Hausarzt Doktor Jungmann eingeladen, der in dem nur wenige Minuten von Nordau entfernten Kirchdorfe seinen Wohnsitz hatte. Die Spannung, mit der Edgar diesem Besuche entgegensah, war natürlich, und da der Arzt infolge einer nicht vorhergesehenen Abhaltung mit seinem Kommen lange auf sich warten ließ, so wurde ihm nicht leicht, die Erregung zu unterdrücken, die sich wachsend seiner bemächtigt hatte.

Endlich, als man bereits bei Tische saß, öffnete sich die Thür. Die Erscheinung, die jetzt in ihrem Rahmen erschien, hatte allerdings mit der Vorstellung, die sich Edgar von Jungmann gemacht, sehr wenig gemein: auf einem kurzen runden Rumpfe ein ebenso kurzer runder Kopf von der Form einer großen Kegelkugel; dazu ein völlig kahles Haupt, eine hohe glatte Stirn, unter der, von buschigen, dunkelrothen Brauen beschattet, zwei kleine graue Augen so freundlich und so klug zugleich hervorblinzelten, daß man schon um dieser Augen willen dem kleinen Manne von ganzem Herzen gut sein mußte. Aber zu diesen Augen stand der ganze untere Theil des Gesichtes in scharfem

Widerspruch: die kühne, kräftige Nase, das starke Kinn und der Mund, um den ein so ernster, tiefsinniger Zug lag, daß es schien, als wolle er das blinzelnde Lächeln der kleinen Augen Lügen strafen.

Doktor Jungmann hatte Edgar sehr förmlich, seine Braut aber um so herzlicher begrüßt und sich dann ihr gegenüber zu Tische gesetzt.

Er mochte sich scheinbar sehr eifrig unterhalten, Edgar entging es doch nicht, daß die grauen Augen sich immer wieder mit einem kurzen, aber sehr forschenden Blicke auf das bleiche Antlitz ihm gegenüber wandten, und daß dann der ernste Zug um seinen Mund einen noch tiefer sinnenden Charakter annahm.

Kaum war man vom Tisch aufgestanden, so empfahl sich Doktor Jungmann wieder, da er noch einen Besuch bei einem schwer Kranken in der Umgegend zu machen hatte.

Edgar, dem viel darum zu thun war, den Arzt, der seine Braut seit ihren Kinderjahren in seiner Behandlung gehabt hatte, sobald als möglich ungestört sprechen zu können, bot ihm seine Begleitung bis zu seinem Hause an, wo der Wagen ihn erwartete. Seine Braut dagegen, die sich für die Aufregungen und Anstrengungen des folgenden Tages schonen wollte, wünschte ihm gute Nacht, um sich sogleich schlafen zu legen. —

Der Mond stand voll am Himmel; sein Schein fluthete über die Wege, welche die beiden Männer entlang schritten. Anfangs waren sie stumm nebeneinander hergegangen; endlich hatte Edgar, um auf die Frage zu kommen, die ihn allein beschäftigte, das Gespräch auf Herrn v. Granwitz gebracht.

Ein wie anderes Bild hatte er schon während seines kurzen Aufenthaltes in Nordau von diesem Manne gewonnen; wie anders wurde es erst jetzt, als Doktor

Jungmann ihm den Schlüssel für die Handlungsweisse dieses Mannes gab. Ja, er hatte Recht: Alles, was er gethan, war einer vornehmen Denkungsart entsprossen, Alles diktirt durch die reinste und lauterste Liebe für die ihm anvertraute Nichte, durch den innigsten Wunsch, ihr zu helfen. Mochte er nach Edgar's Meinung auch nicht die richtigen Mittel gewählt haben — in seiner Werbung für seinen Sohn Richard, in der Uebersendung in jene Heilanstalt sogar schwer geirrt haben, er hatte das Beste gewollt, er sah in beiden Wegen die einzige Möglichkeit, ihre wachsende Schwermuth zu lindern. Daß sie sein Streben so verkannt, seine liebevolle Sorge so argwöhnisch mißverstanden hatte — ihr tiefer Schmerz, die Bitterkeit ihres Leidens machte es nur zu erklärlich.

Sie waren der Wohnung des Doktors näher gekommen. Die Laternen des Wagens, der vor der Thür hielt, blitzten durch die Nacht, und die ungeduldigen Pferde stampften mit den Eisen das Straßenpflaster.

Doktor Jungmann beschleunigte seine Schritte. Edgar aber hielt ihn noch zurück:

„Bevor wir heute auseinander gehen, gestatten Sie mir, Herr Kollege, noch eine kurze Frage. Sie haben meine Braut, die Sie seit ihrer frühesten Kindheit kennen und behandelt haben, heute nach einer längeren Zeit wiedergesehen. Haben Sie nach den schwarzen Ansichten, die Sie von ihrem Leiden hegten, eine Veränderung zum Guten, eine merkliche Besserung wahrgenommen?"

Eine kurze Pause trat ein — sie dünkte Edgar eine Ewigkeit.

„Gewiß," erwiederte dann Doktor Jungmann mit langsamer, zögernder Stimme, „lassen Sie uns das Beste hoffen. Aber eine Bitte habe ich an Sie, einen dringenden Rath."

„Und der hieße?" fragte Edgar immer gespannter.

Ein ernster Schatten lagerte sich um den Mund Jungmann's, und aus den kleinen Augen schwand das freundliche Lächeln.

„Verlassen Sie mit Ihrer jungen Frau so schnell Sie können den Platz ihrer Jugend, die Stätte gewisser Erinnerungen, die auch auf das genesende Gemüth unheilvoll wirken können. Es gibt Krankheiten des menschlichen Gemüths — Krankheiten bis heute noch nicht erklärter wunderbarer Art. Wir glauben sie geheilt — aber an einen Ort sind sie gebunden, ein Ort kann sie plötzlich wecken. Wir aber irren ewig im Dunkeln — wir mit all' unserer Weisheit und Gelehrsamkeit! — Wie kommen Sie darauf, sich das täuschende Feld einer so verhängnißvollen Wissenschaft, wie die Psychiatrie immer bleiben wird, zum Lebenszweck zu wählen? Freilich, wenn wir jung sind — — nicht wahr, das sehen Sie dem alten Landarzte nicht an, daß er vor fünfundzwanzig Jahren auf dem Lehrstuhle einer berühmten Universität saß und vor großen Auditorien über Gemüthskrankheiten Kollegien las? Aber ich war bald zum Erwachen gekommen und hatte gesehen, daß wir nichts wissen können — wenigstens auf diesem Gebiete nichts! Und weil ich, wie Faust, nicht mit saurem Schweiße lehren wollte, was ich nicht wußte, so lehnte ich ab, als man mir eine erledigte Professur in G . . . anbot, und gründete mir hier eine bescheidene Praxis. Doch genug — man wartet auf mich. Vergessen Sie meinen Rath nicht: reisen Sie mit Ihrer Gattin morgen noch von Nordau fort — womöglich gleich nach der Trauung — und kehren Sie nie wieder hierher zurück. Dann — ich zweifle nicht — wird Alles sich zum Guten wenden."

Edgar wollte noch etwas erwiedern — es war zu spät. Doktor Jungmann war auf seinen Wagen gestiegen und reichte ihm zum Lebewohl die Hand.

In diesem Augenblicke kam das Fuhrwerk eines Bauern auf den Hof gefahren und darin saß ein weinender Knabe, der den Arzt bat, so schnell als möglich zu seinem Vater zu kommen, der sich bei einem Falle vom Heuschober eine schwere Verletzung zugezogen habe.

Doktor Jungmann war es unmöglich, jetzt zu kommen, aber Edgar erbot sich, ihn zu vertreten, und fuhr mit dem Knaben. Er fand den Kranken schwer verwundet und hatte längere Zeit mit Anlegung des Verbandes zu thun. Als er dann nach Nordau zurückkehrte, begann es schon leise zu dämmern.

9.

So lange Edgar mit dem Kranken zu thun gehabt, hatte er eine ungewohnte freudige Empfindung empfunden, wie er sie in der Heilanstalt nie gekannt: hier gab es doch wirklich etwas zu helfen; hier sah er doch den Erfolg seiner Arbeit, den er dort nie wahrgenommen hatte. Ja, so sehr hatte seine Thätigkeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, daß ihm die Abschiedsworte des Doktor Jungmann fast aus dem Sinne gekommen waren.

Aber schon während der Rückfahrt und jetzt vollends, als er auf den Gutshof fuhr, traten sie mit um so größerer Macht in sein Gedächtniß zurück und begannen ihn von Neuem zu peinigen. Obwohl er glaubte, daß ihnen eine übertriebene Aengstlichkeit zu Grunde liegen mochte, hatte er doch schon beschlossen, ihnen zu folgen und gleich nach der Trauung Nordau mit seiner Frau zu verlassen.

Mit diesem Vorsatze betrat er das Haus. Als er in das erste Stockwerk gelangte, wo sowohl sein Zimmer, als auch das seiner Braut lag, sah er die Thüre zu ihrer Stube weit geöffnet. Es war draußen eine kalte Herbstluft,

zu warm konnte es ihr daher unmöglich geworden sein, so früh aufgestanden konnte sie auch nicht sein. Krampfhafte Angst schnürte ihm das Herz zu, als er näher trat, und leise, dann lauter, immer lauter in wachsender Furcht ihren Namen rief. Keine Antwort! Alles blieb still. Jetzt trat er in ihr Zimmer, an ihr Bett — es war unberührt, und dennoch überall deutliche Spuren, daß sie noch vor Kurzem in diesem Zimmer geweilt hatte. Der Kasten, in dem ihr Hochzeitskleid gelegen hatte, war leer, dieses selber aber nirgends zu sehen. Auf ihrem Tische lag Briefpapier, und die Tinte in der Feder war kaum eingetrocknet.

Da ergriff ihn unbeschreibliche Angst, der Schrecken drohte ihn zu betäuben, allein er raffte alle seine Kräfte zusammen und stürzte nach dem Schlafzimmer des Herrn v. Granwitz. Dieser war schnell wach gepocht und trat ihm erstaunt entgegen.

An Edgar's todtenbleichen Zügen und aus seinen stammelnden Worten erkannte er, daß etwas Furchtbares geschehen sein mußte, eine drückende Ahnung, die bald durch Edgar zur Gewißheit wurde, sagte ihm Alles. Er rief seinen Nachtwächter herein und fragte ihn, ob er Niemand während der Nacht habe das Haus verlassen sehen.

„Gewiß," erwiederte dieser mit großer Ruhe, „aber es war blos das junge gnädige Fräulein. Ein bischen frische Luft wollte sie haben, sagte sie zu mir, und da ist sie dann an mir vorbei in den Garten gegangen. Vorher aber hat sie mir noch einen Brief gegeben. Den sollte ich am Morgen dem Herrn Doktor geben."

Edgar hatte mit zitternder Hand das Papier ergriffen, das der Mann aus seiner Tasche hervorzog. Kaum aber hatte er die ersten Worte gelesen, so sank er bewußtlos zu Boden.

Der Inhalt des Briefes war kurz und lautete: „Lebe wohl, mein lieber einziger Freund auf dieser Welt. Du

öffnetest mein Gefängniß, Du trugst mich an sein Herz. Unermeßlichen heißen ewigen Dank dafür! Daß ich Dir so böse vergelte — vergib mir. Ich konnte nicht anders. Er war soeben bei mir — er rief mich zur Hochzeit, und ich folgte ihm. Diese Thräne, die ich weine, gilt Dir, dem einzigen Menschen, von dem ich mit Schmerzen scheide — die Anderen sind alle Betrüger!"

— — — — — — — — — — —

Herr v. Granwitz und seine Leute brauchten nicht lange nach der Verschwundenen zu suchen.

Ungefähr in der Mitte des Parkes befand sich ein freier, von hochstrebenden Tannen rings umschlossener Platz. Ein Rasenbeet, dessen kurzgeschnittenes Gras seine hell leuchtende Farbe noch nicht verloren hatte, dehnte sich auf ihm in Kreisform aus. Einer uralten Eiche gegenüber, die wie schützend ihre halb entlaubten Zweige über sein Dach ausbreitete, stand ein dunkles, steinernes Gebäude, über dessen eiserner Thür eine Urne sichtbar war, deren Sockel zwei kreuzesweise übereinander gelegte, erloschene Fackeln zeigte.

Es war das Familiengrabgewölbe der Gutsherrschaft. Es umschloß auch die Ueberreste des unglücklichen Pflegesohnes des Herrn v. Granwitz.

Und hier fand man sie!

Wie sie die Schlüssel zum Gewölbe erlangt hatte — Niemand wußte es. Aber sie lag am Sarge des Geliebten — im weißen Hochzeitskleide, im dunklen Haar den frischen Myrtenkranz, die linke Hand mit weit ausgespreizten Fingern an seinen Sarg gekrampft, als wolle sie sich sterbend an ihn klammern. —

Alle Kunst, die Doktor Jungmann aufwandte, war vergeblich. Das sicher wirkende Gift war zu klug gewählt. Aber auf den bleichen, im Tode noch so schönen Zügen lag ein süßer Friede wie ein Himmelshauch; er

wollte Kunde geben, wie wohl es diesem Herzen that, ausgelitten zu haben.

* * *

Wenige Tage später setzte man den Sarg der Armen neben den ihres Bräutigams in das Gewölbe.

Edgar hinderte ein Nervenfieber, das ihm barmherzig das Bewußtsein dieser Tage verdunkelte, diesem letzten Akte beizuwohnen.

Nachdem er unter der aufopfernden Pflege des Herrn v. Granwitz und des Doktor Jungmann genesen war, verließ er Nordau.

In die Anstalt aber ist er nicht wieder zurückgekehrt. Er hat seinen Beruf als Arzt für Gemüthsleidende aufgegeben, und ist seit Jahren in einer großen Landgemeinde in der Nähe Nordau's thätig, wo er von Allen, besonders aber von den Armen der Gegend, als stets bereiter Helfer gepriesen wird.

Neues Leben.

Erzählung

von

Wilhelm Berger.

(Nachdruck verboten.)

1.

In dem kleinen Dorfe am Rhein war Schützenfest. Nach vielen Mühen hatte sich endlich der Zug ordnen lassen; die Musikanten an der Spitze bliesen ihre ältesten Märsche, und hinauf ging's in strahlendem Augustsonnenschein zum beflaggten und bekränzten Schieß- und Festplatze. Von oben krachten Böllerschüsse weit über das Thal hin; die Felsen am jenseitigen Ufer warfen den Donner hallend zurück.

Ueber dem Wege, den die Schützen zogen, auf halber Höhe des Hügels, lag eine hübsche Villa im Schweizerstyl. Doch rings umher war's noch ziemlich kahl, denn die Bäume im Garten, erst vor einigen Jahren eingepflanzt, hatten noch keine schattenspendenden Kronen bilden können.

Als die Musik schmetternd hinaufschallte, erhob sich drinnen ein Mann unmuthig von seinem Sitze am Schreibtische, und betrachtete vom Fenster aus mit verschränkten Armen die Schützen mit ihrem johlenden Gefolge von Kindern.

„Stumpfsinniges Volk!" murmelte er. „Lärm und Gedränge — das ist ihnen ein Fest! Eine sonderbare Art der Erholung vom Werktagsleben! Wie werden sie aus-

sehen, alle diese lachend dahinziehenden Menschenkinder, wenn sie heute Abend heimkehren — todmüde, zankend, weinend und verdrossen! Aber morgen lügt Jeder dem Anderen vor, daß es doch ein Hauptspaß war, und so schleppt sich die Plage von Jahr zu Jahr weiter."

Schon wollte er in das Zimmer zurücktreten, als, vom Hause kommend, ein junges Mädchen im Garten erschien, bis zum Zaune voreilte und dort, dem Zuge nachschauend, ihr Taschentuch schwenkte. Indem sie, mit der Linken sich leicht aufstützend, den Oberkörper vorbeugte und den rechten Arm hoch emporreckte, bot sie mit ihrer schlanken, schmiegsamen Gestalt einen gar anmuthigen Anblick. Die Züge des Mannes am Fenster heiterten sich auf, doch blieb noch ein Wölkchen von Verdruß auf seiner Stirne stehen. Er öffnete das Fenster und rief: „Resi!"

Sie wandte ihr freundliches, kluges Gesicht zu ihm und ließ den Arm mit dem Taschentuche sinken.

„Ist's was Eiliges, Herr Chrysander?" gab sie zurück. „Es ist zu hübsch. Und dabei die lustige Musik!"

Noch einmal blickte sie dem Zuge nach, der sich jetzt in einer Bodensenkung verlor, dann ging sie dem Hause zu.

„Soll ich etwas?" fragte sie unter dem Fenster.

Spöttisch forschte Chrysander: „Du wärst wohl gerne mitmarschirt?"

Resi schüttelte lachend den Kopf, daß die braunen Zöpfe flogen. „Ich danke schön; in einer Staubwolke gehe ich nicht gern spazieren."

„Wem winktest Du denn soeben?" fuhr Chrysander fort. „Hast Dir wohl aus dem jungen Schützenvolk Einen ausgesucht?"

„Den nächsten Schützenkönig grüßte ich," entgegnete Resi schalkhaft.

„Nur keine Liebschaft, Resi!" warnte Chrysander mit erhobenem Finger.

Resi wurde ernst. „Die Gedanken eines Mädchens gehen nicht beständig in dieser Richtung,“ sagte sie. „Das ist nur eine Annahme, worin sich Männer gefallen, die uns nicht kennen. — Was soll ich?“

„Geh' nur, geh'! — Ich will nichts von Dir.“

Chrysander blieb am offenen Fenster stehen. Die Musik war verstummt, die Böller feierten. Friedlich lag im Sonnenglanz die weite schöne Landschaft mit dem blinkenden Strom. Der vierzigjährige Einsiedler verspürte noch keine Lust, zu seinen trockenen Studien zurückzukehren; zu groß war der Kontrast zwischen dem blühend sinnlichen, groß verlaufenden Leben da draußen und dem abstrakten Gedankenkram, der in den Büchern auf seinem Pulte angehäuft lag.

Schon lange war es her, daß Chrysander sich grollend von der Welt abgewandt hatte. In der Liebe betrogen, als Forscher ignorirt, war er ein Misanthrop geworden. Da er als wohlhabender Mann der Menschen nicht bedurfte, konnte er sich erlauben, sie zu verachten. Aber ganz ohne die verhaßte Brut fertig werden, konnte er doch nicht. Bei allen irdischen Bedürfnissen blieb er auf ihren Beistand angewiesen, und dies verursachte ihm bittere Beschwerde. Da er eine ganz gewaltig hohe Meinung von sich selbst hatte und keine zehn Worte sprechen konnte, ohne seinen Hochmuth zu zeigen, so verletzte er beständig und erntete Unhöflichkeit. So kam er aus dem Aerger nicht heraus. Von einer Stadt in die andere ziehend, versuchte er vergebens, eine Umgebung zu ermitteln, in die er paßte. Endlich verfiel er aus reiner Verzweiflung auf den Gedanken, sich irgendwo auf dem Lande ein eigenes Hauswesen einzurichten. Ein Zufall entschied die Ortswahl. Auf einem Rheindampfer zu Thal fahrend, fiel ihm die Villa in's Auge, und er erfuhr aus einem Gespräch von Mitreisenden, daß sie käuflich sei, da der Er-

bauer einen großen Theil seines Vermögens verloren habe. Einige Tage später hatte Chrysander sie in seinen Besitz gebracht.

Nun aber ging seine Noth an. Schon die Einrichtung des Hauses erwies sich als eine Arbeit, der seine Geduld nicht gewachsen war. Die Lieferanten, mit denen er verhandelte, schienen ihm schon am zweiten Tage sämmtlich die ärgsten Spitzbuben, unter sich verbunden, um ihn möglichst über's Ohr zu hauen; der Transport der schließlich gekauften Sachen nach seinem Heim machte unendliche Schwierigkeiten. Die Arbeiter, mit denen er zu thun hatte, traten in der unverschämtesten Weise auf; da war Keiner, der seine Anweisungen genau befolgte; sie wußten Alles besser als er und handelten darnach. Als er, nach unglaublicher Mühe und Zeitverschwendung, zwei Möbelsendungen in seiner Villa untergebracht hatte, war seine Kraft zu Ende.

In diesem Zustande äußerster Noth besann sich Chrysander auf eine entfernte Verwandte, eine Wittwe mit kärglichem Einkommen, die er von früheren Zeiten her Base nannte. Vor Jahren, als ihr Mann noch lebte, hatte er sie einmal besucht, und eine günstige Erinnerung von ihr behalten. Er glaubte erwarten zu dürfen, daß sie es sich zur Ehre anrechnen würde, ihm einen Dienst zu leisten, und rief also die Wittwe Petersen, die in einer thüringischen Stadt wohnte, zu seinem Beistande herbei. Diese folgte jedoch nicht sofort mit freudigem Eifer der Einladung, sondern antwortete, daß sie außer Stande sei, das ihr angesonnene Geschäft zu übernehmen, daß aber ihre älteste Tochter Therese, im Hause Resi genannt, sich vielleicht entschließen würde, dem Herrn Vetter aus der Patsche zu helfen.

Daß Frau Petersen Kinder besaß, hatte Chrysander vergessen. Jetzt allerdings erinnerte er sich, daß bei seinem

Besuche einige kleine Wesen auf kurze Zeit sichtbar geworden waren. Darunter mußte sich also der ihm angebotene Rettungsengel befunden haben. Er rechnete. Nun ja: diese Therese konnte jetzt immerhin einige zwanzig Jahre alt sein. Und dies junge Ding sollte fertig bringen können, was er nicht durchzuführen vermochte?

Einen Tag lang überlegte Chrysander. Dann, nach einem Zank mit einem Malermeister, der damit endete, daß er denselben, den einzigen im Dorfe, jähzornig aus dem Hause wies, gelangte er zu der Erkenntniß, daß es doch wohl rathsam für ihn sei, mit Resi einen Versuch zu machen. Demgemäß bat er seine Verwandte, daß sie ihre älteste Tochter bestimmen möge, unverzüglich zu ihm aufzubrechen.

Resi hatte anfangs einen schweren Stand mit Chrysander. Er verwarf ihre Vorschläge, widerrief ihre Anordnungen und blieb ihr immerfort kritisirend hart am Ellenbogen, bis sie mit sofortiger Abreise drohte, falls ihr nicht freie Hand gelassen würde. Da endlich begab sich der Autokrat weiterer Einreden und zog sich, wenn auch grollend, in beschauliche Passivität zurück.

Wie er bald bemerkte, schlug dies sehr zu seinem Besten aus. Die Stürme in der Villa hörten auf; das häusliche Barometer stieg auf heiteres Wetter und behauptete sich dort. Resi entwickelte eine äußerst ersprießliche Thätigkeit. Dazu hatte sie eine so freundliche Art, mit den Leuten umzugehen; Jedermann that gern, was sie wünschte. Es war ihr sonniges Temperament, das für sie einnahm, ihre ruhig bescheidene Sicherheit, die es zum Vergnügen machte, ihr zu gehorchen.

Chrysander beobachtete und staunte. Er konnte nicht umhin, Achtung vor einer so glücklich angelegten Natur zu empfinden. Sie wurden allmälig recht gute Freunde in diesen vier Wochen, ja, der Ungesellige fand sogar ein

heimliches Gefallen an der jugendfrischen, immer gutgelaunten Hausgenossin. Ein Wort der Anerkennung, des Dankes fand er indessen erst für sie, als die Villa vom Keller bis zum Dache eingerichtet war, Resi ihre Aufgabe für vollendet erklärte und ihren Reisekorb packte. Da, bei Ueberreichung eines ansehnlichen Geldgeschenkes, erfreute er das rührige Mädchen durch ein Lob, das fast herzlich zu nennen war.

Er begleitete sie auch hinab zum Dampfboot. „Du freust Dich wohl, daß Du hier fertig bist," sagte er unterwegs.

„So schlimm ist es gerade nicht," erwiederte Resi. „Aber weinen thu' ich auch nicht d'rum."

Chrysander ärgerte sich über ihre Aufrichtigkeit und schwieg verdrießlich. Ein frostiger Abschied war's an der Landungsbrücke; doch ließ Resi ihr Tüchlein wehen, als das Boot abgefahren war.

Kaum befand Chrysander sich wieder auf der Villa allein, als seine Noth auf's Neue begann. Die Magd, der die Sorge für seine Wohlfahrt nunmehr oblag, fing an zu fragen und bei jeder Kleinigkeit seine Entscheidung einzuholen. Bald verwies er sie unwirsch auf ihr eigenes Urtheil; da aber gerieth die Wirthschaft aus Rand und Band. Nun fuhr er wie ein Wüthender dazwischen, bekümmerte sich um jedes Stäubchen, und machte die Verwirrung noch ärger. In heller Verzweiflung kündigte die Magd und klagte im Dorfe bitter über den verdrehten Herrn. Die Folge war, daß Chrysander sich eine neue Magd aus der nächsten Stadt verschreiben mußte. Diese schickte sich in seine Eigenheiten mit schmiegsamer Pfiffigkeit, aber sie bestahl ihn, wo sie nur konnte.

Bald genug seufzte der gequälte Junggeselle nach Resi. Was er an ihr gehabt hatte — jetzt erst merkte er's.

Dennoch verging beinahe ein halbes Jahr, ehe er sich entschließen konnte, nach Thüringen einen zweiten Nothruf erschallen zu lassen.

Als Resi seinen Brief gelesen hatte, sagte sie zu ihrer Mutter: „Er thut mir herzlich leid, der Herr Chrysander. Er ficht gegen die kleinen Chikanen des Lebens mit einer Leidenschaft, als ob es ihm an Kopf und Kragen ginge. Und da er bei diesem falschen System nothwendiger Weise unterliegen muß, verbittert er sich immer mehr. Schließlich wird er keine Augen mehr dafür haben, daß die Sonne scheint. Ich denke, ich gehe hin und helfe ihm."

Frau Petersen jammerte: „Was wirst Du von Deinem Leben haben bei diesem Wütherich, Du armes Kind!"

Doch Resi lachte dazu. „Der Herr Chrysander ist lange nicht so schlimm, als er bei den Leuten gilt," sagte sie. „Er trägt nur etwas mit sich herum, das ihn wurmt und ungeberdig macht. Und weil ich dies erkannt habe und darnach mein Betragen gegen ihn einrichte, komme ich ganz gut mit ihm aus. Und was das Andere betrifft, daß ich bei dem Einsiedler nicht viel von meinem Leben haben würde — das ist ja wahr. Auf Vergnügungen muß ich verzichten. Aber Du kennst mich doch, Mutter: so lang' ich mich nützlich machen kann, steh' ich nichts aus. Und das kann ich dort mehr wie hier."

Kopfschüttelnd versetzte Frau Petersen: „Ich versteh' nicht, was Dich treibt. Du bist doch nicht gar verliebt in den selbstsüchtigen Hagestolz?"

Resi wurde blutroth. „Man dient Niemand freiwillig, den man nicht bis zu einem gewissen Grade gern hat," sagte sie. „Mit diesem Körnlein Wahrheit ist auch Deine Vermuthung versehen." —

Als in der Villa auf der Rappoldshöhe wieder Resi die Herrschaft ausübte, schien es Chrysander, als ob er die lange ersehnte Ruhe auf Erden endlich gefunden hätte.

Nichts Unangenehmes ließ Resi an ihn kommen; um die Welt brauchte er sich nur so weit zu bekümmern, als er wollte.

Zur Hilfe hatte Resi eine Frau aus dem Dorfe, die jeden Vormittag kam, angenommen; die persönliche Bedienung Chrysander's indessen besorgte sie ausschließlich. Mit großer Liebhaberei betrieb sie die Pflege des Gartens. Chrysander, obgleich er gelegentlich über die Natur viel Schönes zu sagen wußte, nannte doch Resi's liebevolles Bemühen um jedes Beet, ja um jede Pflanze, ein kleinliches Beginnen, und rümpfte die Nase darüber; an dem bunten, freundlichen Anblick aber erfreute er sich nachher nichtsdestoweniger.

So auch an jenem Schützenfesttage. Freilich verweilten seine Blicke nicht lange in der Nähe, sondern suchten bald die reizvollere, im Duft verschwimmende Ferne auf.

„Welch' ein wunderbar schönes Bild!" rief er aus. „Auf dem geheimnißvollen Untergrunde beständigen Werdens und Vergehens ruht es, gewoben von Kräften, die seit Ewigkeit thätig sind. . . . Wer doch tiefer sehen könnte!"

Grübelnd stand er so, von Faustischer Wißbegierde erfüllt, als er einen jungen Mann, augenscheinlich den besseren Ständen angehörig, auf die Eingangspforte seines Besitzthums zuschreiten sah. Der hochgewachsene, kräftig gebaute Fremde trug, über die Schulter gehängt, eine Reisetasche, und in der Rechten führte er einen derben Stock. Chrysander hielt ihn für einen Touristen, der, über seinen Weg im Ungewissen, in das erste beste Haus eindrang, um Erkundigung einzuziehen.

Als der Fremde den Herrn am Fenster gewahrte, lüftete er artig den Hut und fragte: „Bin ich vielleicht hier auf der Rappoldshöhe, und ist dies die Villa des Herrn Chrysander?"

Mit einem mißtrauischen Blicke erwiederte der Hausherr: „Ich heiße Chrysander. Was wünschen Sie?"

Nochmals zog der Tourist den Hut: „Sehr angenehm, Herr Chrysander. Mein Name ist Petersen — Hans Petersen."

„Hans Petersen — so! Vermuthlich ein Verwandter meiner Hausgenossin Therese Petersen?"

„Ganz recht; ich bin ihr Vetter. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen als solcher vorstelle."

Chrysander konnte nicht umhin, den Eindringling nunmehr zum Eintritt einzuladen. Dann rief er in's Haus hinein: „Resi! Gleich wird ein Herr eintreten, der sich Hans Petersen nennt und Dein Vetter sein will. Sieh' doch zu, ob die Sache ihre Richtigkeit hat."

„Der Hans?" versetzte Resi, die Treppe hinabeilend. „Da bin ich doch neugierig, was aus dem geworden ist. Wir haben uns nicht mehr gesehen, seit wir Beide Kinder waren."

Und hurtig rannte sie vorüber.

Chrysander zog sich in sein Zimmer zurück. Er ärgerte sich über Resi. Wie sprang sie, um diesen Vetter zu begrüßen, den sie doch kaum kannte! Gleichsam elektrisirt von Freude! — Nun kamen sie an der Thür vorüber, lebhaft sprechend. In's Wohnzimmer gingen sie, das neben Chrysander's Stube lag. Und nicht lange dauerte es, da hörte er fröhliches Lachen. Erst war es Resi's Stimme; dann klang des blonden Vetters Bariton dazwischen. Wie herzlich er lachen konnte, dieser Hans Petersen! Dem waren seine Lebenshoffnungen nicht in Trümmer zerschlagen, sonst wäre er auch schon zum stillen Mann geworden.

Mit verzogenen Lippen setzte Chrysander sich nieder und blätterte in den Büchern, die ihm gerade zur Hand lagen. Er versuchte zu lesen; doch das Lachen, das von

nebenan zu ihm herüberscholl, verhinderte ihn daran. Es weckte seine Erinnerung an die Zeit der eigenen Jugend. Auch bei ihm hatte einst der Becher übergeschäumt; auch er war ein fröhlicher Gesell gewesen, zu jedwedem harmlosen Scherz aufgelegt, dem Glück vertrauensvoll zuwandernd. Und dann, als er glaubte, nun sei es sein, als er eine Braut genommen hatte, an der er mit der ganzen blinden Inbrunst der ersten Liebe hing, da wich es jäh und für immer von ihm. Er hatte nicht bemerkt, daß die sanfte, blasse Helene Sturm seine Küsse nur duldete, daß sie bei seiner Annäherung zitterte, bei seinen Liebesbetheuerungen zusammenschauerte; er wußte auch nicht, was so ziemlich die ganze Stadt wußte, daß ein Jugendgespiele seiner Braut bei seiner, von Anfang an sehr entschiedenen Annäherung von ihren Eltern in schroffer Weise entfernt worden und gleich nach ihrer Verlobung in die Fremde gegangen war. Nein, dies Alles und was damit zusammenhing, erfuhr er erst eines Morgens, nachdem man die Leiche des unglücklichen Mädchens aus dem Wasser gezogen hatte. ... Seit jenem Morgen war ihm das Lachen für immer vergangen.

Chrysander überlegte eben, wohin er entweichen könne, um von der Lustbarkeit der beiden jungen Leute nicht weiter behelligt zu werden, als Resi ihren Vetter hereinführte.

„Ist der Hans 'mal gewachsen, Herr Chrysander!" sagte sie. „Sehen Sie nur: mir weit, weit über den Kopf!"

Sie stellte sich dicht neben ihn. „Bis zur Brust geh' ich ihm nur. Als er vor zwölf Jahren bei uns war, kam er mir vor wie ein Knirps."

Hans lachte. „Das hast Du mich deutlich genug merken lassen. Du machtest ganz verzweifelte Versuche, mich zu erziehen, und ich wollte mir Deine Bemutterung nicht gefallen lassen. Aufrichtig gestanden, Resi: in meinem Gedächtniß lebtest Du als ein unausstehliches Frauen-

zimmer, und es hat mir Ueberwindung gekostet, den kleinen Abstecher hier herauf zu machen. Glücklicherweise bin ich angenehm enttäuscht worden; die fertige Resi trägt gefälligere Züge, als die werdende. So geht's mit allen Vorurtheilen."

Resi entfernte sich, um einen Imbiß zu richten. Auf Chrysander's Befragen gab Hans Petersen Auskunft über seine Lebensverhältnisse. „Ich stamme," so berichtete er, „aus der holsteinischen Marschgegend, wo mein Vater auf ererbtem Grund und Boden Viehzucht betreibt. Als jüngerer Sohn war ich genöthigt, einen anderen Beruf zu wählen, und habe mich dem Maschinenfach zugewandt. Jetzt ist mir die Leitung einer Maschinenfabrik in Süddeutschland übertragen worden. Vor Uebernahme des Postens habe ich mir Ferien gemacht, um erst meine Eltern zu besuchen, dann die Rheinlande kennen zu lernen, und schließlich, wenn mir dazu noch Zeit bleibt, in die Schweiz hinüberzustreifen."

Resi kam zurück und lud zum Frühstück ein. „Und zu Mittag bleibst Du auch, Hans, selbstverständlich," fügte sie hinzu.

Auf einen bittenden Blick Resi's bestätigte Chrysander die Einladung.

„Sie kommen meinen Wünschen entgegen," versetzte Hans. „Ich habe mir unten im Dorfe im Vorübergehen das Wirthshaus mit einem Lachs im Schilde darauf angesehen, ob wohl ein menschenwürdiges Mittagsessen darin entstehen könnte. Als vielgereister Mensch schmeichle ich mir, für derartige Dinge einen gewissen Scharfblick zu haben. Derselbe sagte mir nichts Gutes. Und als ich diese Höhe erklomm, lebte die stille Hoffnung in mir, daß in der Villa Chrysander ein Gedeck für mich gelegt werden würde."

„O Himmel!" rief Resi. „Da muß ich mich aber anstrengen! — Wie viele Gänge erwartest Du eigentlich?"

„Einen, der gut ist, und davon satt, Bäschen."

„Ich werde noch einen halben Eimer Kartoffeln für Dich schälen lassen."

In diesem Tone ging es weiter; kaum vermochte Chrysander die Unterhaltung hin und wieder auf ernsthafte Dinge zu lenken. Erst als Resi sich zur Küche begeben hatte, zwang er Resi's Vetter zu vernünftiger Rede und Antwort. Er gefiel ihm nicht übel, dieser reckenhafte Holsteiner; der gute Kern der Rasse war auch in ihm. Und schließlich mußte Chrysander sich gestehen, daß der anfangs ihm so unwillkommene Gast in das öde Einerlei seines Lebens eine nicht zu verachtende Abwechslung hineinbrachte.

Bei Tisch sprach er dem auserlesenen Wein, den Resi aufgetragen hatte, reichlicher zu, als es seine Gewohnheit war, und wurde allmälig immer heiterer. Hans Petersen's Anekdoten aus seiner plattdeutschen Heimath entlockten ihm sogar verschiedene Male ein Lächeln. Resi wußte sich vor Verwunderung kaum zu fassen, und als Chrysander beim Nachtisch für den Abend einen Besuch des Schützenfestes in Vorschlag brachte und dem Gaste Nachtquartier anbot, da meinte sie bei sich, daß nunmehr der alte, eigentliche Chrysander, der bisher nur geschlafen habe, anfange, herauszukommen. Und so herzinnig erfreut war sie über diese längst heimlich gewünschte Umwandlung, daß sie am Schlusse der Sitzung mit einem freundlichen „Gesegnete Mahlzeit!" Chrysander einen Kuß gab, den ersten, den er von ihr empfing.

Hans Petersen machte große Augen; er dachte indessen, das sei unter den Beiden so Sitte. Anders erging es dem überraschten Chrysander. Der unerwartete Druck der frischen, rosigen Mädchenlippen durchbebte ihn bis in die Fingerspitzen. Etwas wie ein leichter Schwindel überkam ihn. Er müsse doch wohl im Trinken zu viel gethan

haben, meinte er; Herr Petersen möge es ihm nicht übel nehmen, wenn er sich für ein Stündchen zurückziehe.

Wenn aber Chrysander sich einbildete, daß er Schlaf finden würde, so irrte er sich. Dieser Kuß Resi's war ein zu ungewöhnliches Ereigniß in seinem armen, dürftigen Leben, als daß er darüber hätte bald zur Ruhe kommen können. Was war ihm nur geschehen? — Nach so vielen Jahren hatte ihn wieder ein Weib geküßt — und freiwillig geküßt — noch dazu ein junges, liebenswerthes Weib! War er denn schon so alt, daß man ihn küßte wie einen Vater, oder —

Während Chrysander angenehmere Möglichkeiten erwog, hörte er vom Garten her Resi's Stimme. Er schlich zum Fenster, schob den Vorhang zur Seite und lugte hinaus, um Resi einmal mit entschleierten Augen zu betrachten.

Sie waren wirklich in den Garten hinausspaziert, in den beinahe schattenlosen Garten, Hans und Resi. Sie klagte ihm, welche Noth sie habe, in trockenen Zeiten das Wasser für die dürstenden Blumenbeete herbeizuschaffen, und wie viele Mühe es koste, irgend ein Gewächs in dem mageren, steinigen Boden zu üppigem Gedeihen zu bringen.

Hans Petersen schien ihr zuzuhören, aber er dachte an ganz etwas Anderes. Plötzlich aber sagte er: „Ist Dein Chrysander immer so menschlich, wie heute, Resi? Nach den Nachrichten, die mir über ihn zugekommen sind, sollte er ein unverträglicher, händelsüchtiger, anspruchsvoller Patron sein, mit sich selbst und der Welt zerfallen. . . . Jetzt kann ich Dir's ja sagen: ich habe es Deiner Mutter versprochen, einmal nachzusehen, ob Du wirklich so gut daran bist, wie Du immer nach Hause meldest."

„Also zum Spioniren bist Du gekommen! So, so!" erwiederte Resi. „Und was wirst Du berichten, wenn ich fragen darf?"

„Hm — soweit habe ich ja Alles in bester Ordnung gefunden. Aber ich traue dem schönen Wetter nicht. Aus inneren Gründen. Weißt Du, Resi: ein unthätiger Mensch wird seiner Umgebung immer zur Plage. Er kann es nicht ändern; es ist sein Verhängniß.“

„Chrysander ist nicht unthätig; was denkst Du nur? Es wäre ihm sogar besser, wenn er nicht so viel über den Büchern säße.“

„Das ändert nichts an der Sache. Seine Arbeit hat weder Zweck noch Ziel; darin liegt das Uebel. Er bringt nichts vor sich, er schafft nichts, er nützt Niemand. Solche Leute können sich in ihrer Haut nicht wohl fühlen; sie erfüllen ihre Bestimmung nicht, und dafür rächt sich die Natur.“

„Herr Chrysander hat früher einige Bücher veröffentlicht, aber die Gelehrtenzunft hat ihn nicht zur Geltung kommen lassen wollen, wie er sagt. Deshalb ist ihm die Lust vergangen, weiter zu schreiben.“

„Und nun brütet er gekränkt in sich hinein und wird immer einseitiger, immer schroffer. Welch' ein elendes Leben! — Und aus reiner Gutherzigkeit hast Du Dich in die Sklaverei dieses menschenfeindlichen Sonderlings begeben und hältst aus Mitleid darin aus? Resi, Du darbst!“

Sie sah ihn groß an. „Warum nicht gar! Ich habe Alles, was ich mir vernünftigerweise wünschen kann. Du wirst mir zu gründlich bei der Untersuchung meiner Angelegenheiten, Vetter Hans. Komm', ich will Dir meine Asternbeete zeigen!“

Im Weitergehen legte er leicht den Arm um ihre Taille. „Nimm mich zum Freunde an, Bäschen,“ bat er dringend. „Wir kennen uns allerdings erst seit ein paar Stunden, aber ich denke doch, daß wir Beide wissen, was wir voneinander zu halten haben. Mir wenigstens ist's, als ob ich schon jahrelang mit Dir verkehrt hätte.“

Resi hob warnend den Finger auf. „Ich glaube, Hans, Du bist etwas leichtsinnig!“

„Warum? Weil ich Dir gleich eine Art von Liebeserklärung mache? Aber wenn ich's doch so meine, warum soll ich schweigen? Wahrhaftig, Resi, es thut mir in der Seele weh, daß Du Dich einem Selbstsüchtigen opferst. Du gehörst in die Welt; keine paßt besser wie Du in weite Verhältnisse. Wenn ich schon sicher auf meinem Direktorstuhl säße, wahrhaftig, ich würde noch ganz anders sprechen.“

Gesenkten Hauptes ging Resi neben ihm hin. Jetzt unterbrach sie ihn, halb unmuthig, halb lachend: „Ich wollte, Du hättest Dich nimmer hierher schicken lassen. Ein arger Friedensstörer bist Du, Hans! Mein Behagen in dem Zustande, den ich für mich gewählt habe, suchst Du zu zerstören. Aus dem armen Chrysander machst Du ein bösartiges Ungeheuer; Dich spielst Du auf als meinen Retter aus Ketten und Banden. Was sind das für unüberlegte Geschichten! Daß Du es nur weißt: ich will gar nicht gerettet werden!“

Hans schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Jetzt bin ich freilich, Dank meinen diplomatischen Künsten, überzeugt, daß Du wirklich im Sonnenschein der Zufriedenheit wandelst. Demgemäß werde ich berichten. Das aber will ich Dir noch in aller Offenheit sagen: ich begreife Chrysander nicht. Ein Dach beschirmt euch, von einem Tischtuch speist ihr, täglich empfängt er Deine Küsse —“

Hier riß sich Resi los, roth und zornig. „Du bist ein unausstehlicher Mensch, Vetter! Wenn Du von jetzt an auch nur ein einziges Wort über mich oder Herrn Chrysander laut werden läßt, dann tanze ich heute Abend nicht mit Dir.“

Hans Petersen verbeugte sich förmlich und erwiederte: „Der Gefahr einer so schweren Strafe werde ich mich

nicht aussetzen. — Ich bin jetzt bereit, Deine Astern zu bewundern, hochverehrte Base."

Hinter seinem Vorhange hatte Chrysander diesen Auftritt angesehen. Er wurde unruhig, nahm seinen Strohhut und stieg in den Garten hinab. Die Fliegen hätten ihn nicht zur Ruhe kommen lassen, klagte er. Dabei aber blickte er scharf und mißtrauisch in Resi's Augen. Sie waren nicht so klar wie sonst. Da verlangte ihn, in Erfahrung zu bringen, woher diese Trübung kam.

„Wie wär's, Resi, wenn Du uns bald Kaffee haben ließest?" sagte er. „Desto eher kommen wir fort."

Nach kurzer Zeit entschuldigte er sich bei Hans Petersen und ging ihr nach. Verwundert sah Resi ihn in der Küche erscheinen.

„Was hat der Holsteiner mit Dir vor, Resi?" fragte er. „Angenehmes hat er Dir nicht eingeblasen, Deine Augen haben mir's verrathen."

„Sie machen sich Sorge um mich zu Hause," erwiederte Resi und drehte eifrig die Kaffeemühle. „Da haben sie den Hans hergeschickt, damit er nachsehe, ob meine Backen auch noch rund und roth sind."

„So?" sagte Chrysander gedehnt. „Das also ist des Besuches geheimer Zweck! Ich stehe wohl nicht sonderlich gut angeschrieben bei Deiner Mutter, Resi?"

Resi schüttete den gemahlenen Kaffee in das Sieb und versetzte niederblickend: „Meine Mutter kennt Sie eben nicht, Herr Chrysander."

Er biß sich auf die Lippen. „Hoffentlich wird Herr Petersen sich überzeugt haben, daß ich der Menschenfresser nicht bin, für den ich, wie es scheint, gehalten werde."

„Hans hat seinen Standpunkt, Herr Chrysander. Wie junge Leute sind, die immer im Gewühl der Welt verkehrt haben."

„Er wüßte Dich wohl lieber in einer großen Stadt,

wo man von einer Zerstreuung in die andere hüpfen kann, anstatt in der ausschließlichen Gesellschaft eines alternden Mannes, der sich noch dazu meist mit sich selbst beschäftigt?"

„So scheint es. Und wenn ich nur wollte —"

„Wüßte er gleich Rath, nicht wahr?" fiel Chrysander ein. „Und Du willst nicht, willst wirklich nicht?"

Während das Gespräch weiter ging, hatte Resi zweimal heißes Wasser aufgegossen. Jetzt schien sie vor einer Schwierigkeit zu stehen. „Wie soll der Kaffee gut werden, Herr Chrysander, wenn Sie mir beständig auf die Finger gucken?" rief sie aus. „Und Hans Petersen — was wird der von Ihnen denken, wenn Sie ihn so lange allein lassen?"

„Ich wollte, Hans Petersen säße auf dem Blocksberg!" sagte Chrysander ärgerlich. Aber er ging doch zurück zu dem verwünschten Gaste.

2.

Für das Schützenfest auf der Gemeindewiese waren keine kostspieligen Aufwendungen gemacht worden. Das große Zelt, Eigenthum des Vereins, war niemals wasserdicht gewesen, und auf den alten Brettern, die den Fußboden bildeten, ließ sich ein richtiger Walzer schon längst nicht mehr tanzen. Einige Karussellbesitzer hatten sich allerdings eingefunden, in einer Bude machte die „berühmte" Akrobatenfamilie Nicolini ihre Künste. Auf dem ausgehängten Bilde vor der Bude wurde Unglaubliches an Personal und Leistungen versprochen, während in Wirklichkeit allein Vater Nicolini mit seinen vier dressirten Kindern sich um die Unterhaltung des mitleidigen Publikums kläglich abmühte. An Erfrischungslokalen war natürlich kein Mangel. Ueberall schoben sie sich dem Gedränge in den Weg, kleine und große, geringe und vornehmere. Sie empfingen alle genug Besuch, einerlei, wie

sie beschaffen waren, und was darin ausgeschänkt wurde. Wer freilich etwas auf sich hielt, der ging in das luftige Brettergebäude des Lachswirthes, der auf den Etiketten seiner Weinflaschen die edelsten Sorten des Rheingaus führte.

Als die kleine Gesellschaft aus der Villa auf dem Festplatze erschien, war das Gewühl am größten. Chrysander hätte die schönsten Studien über den Vergnügungstrieb des Volkes machen können, über jenen Trieb, der sich unverwüstlich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Aber er that heute nichts dergleichen; er war zerstreut und schob sich stumm hinter seinen Gefährten her. Er sah Resi vor sich; mit der ausgestreckten Hand konnte er sie erreichen, und glaubte doch, sie schon verloren zu haben. Und dann packte ihn eine gewaltige Wuth auf den Holsteiner, der sich heimtückisch bei ihm eingeschlichen, um ihm die einzige Seele abspenstig zu machen, die ihm noch anhing.

Auch Hans und Resi hatten einander nicht mehr viel zu sagen. Nur selten noch gab es etwas zusammen zu belachen. Hans wollte ein Kuchenherz für „Bäschen" kaufen, damit sie sich dabei an seinen Besuch erinnere, und suchte schon nach einem mit passendem Wahlspruch. Resi jedoch wehrte ihm. „Ich nehme es nicht," erklärte sie leise. „Du meinst wohl, es solle mir meine Ruhe wiedergeben? Kauf's für die nächste, der Du eine Liebeserklärung machen wirst!"

Hans lachte. „Bist Du aber übelnehmerisch!"

„Gar nicht. Nur spielen laß ich nicht mit mir."

Es war Beiden ganz recht, als nach Verlauf einer Stunde Chrysander den Vorschlag machte, in die Bude des Lachswirthes einzutreten.

Mit Schauen und bei gezwungenem Gespräch ging dort die Zeit leidlich hin, und als die zweite Flasche Wein zur Neige ging, war die Dämmerung eingetreten, und die Petroleumlampen flammten auf. Da erinnerte

Hans Petersen mit schlauem Augenzwinkern an den versprochenen Tanz. Es sei nunmehr an der Zeit, meinte er, deshalb einen Weg nach dem großen Zelte zu machen, woher die Musik einladend herüberscholl.

„Tanzen wollt ihr?" fragte Chrysander gedehnt.

„Ich muß schon, da Hans mich beim Worte nimmt."

„Dabei ist euch meine Gesellschaft wohl entbehrlich?"

„O, Sie können auch einen Tanz von mir bekommen, Herr Chrysander!"

Er runzelte die Stirn. Sie traute ihm also wirklich zu, daß er sich ihretwegen öffentlich zum Narren machen würde! Er und tanzen! Oder wollte sie ihm noch ein Almosen zuwenden, ehe sie von ihm schied, ihm freundlichst gestatten, daß er sie einige Minuten in seinem Arme hielt und die ganze Süßigkeit ihrer Nähe kostete?

Abwehrend erhob er die Hand. „Geht nur, geht! — Ich will hier warten."

Langsam wand sich das Paar zwischen den gedrängt stehenden Stühlen hindurch zum Ausgang. Mit düsteren Blicken verfolgte sie Chrysander. Wieder waren die Beiden allein; wieder besaß der blonde Holsteiner ungestört das Ohr Resi's. Auf's Neue schilderte er ihr alle Herrlichkeiten der Welt und lockte sie von ihm. Vielleicht sogar versuchte er, sie für sich selbst zu gewinnen — warum nicht? Wie rasch im Taumel der Leidenschaft war nicht über ein Menschenschicksal entschieden!

Chrysander saß und brütete, und ließ den Rest Wein, der vor ihm stand, unberührt. Eine Zeitlang blieben die beiden leeren Stühle, die er hütete, unbesetzt; dann, bei stärkerem Zustrom von Gästen, erfolgten höfliche Anfragen, die Chrysander kurz und barsch abweisend beantwortete; endlich drängte sich eine protzige Bauerngesellschaft heran und nahm ohne Weiteres die Stühle in Beschlag.

Hitzig protestirte Chrysander. Ein angetrunkener Bursche

schlug ihm auf die Schulter: „Regen Sie sich nur nicht auf, Alter! Seien Sie froh, daß Sie selber was unter'm Leibe haben!"

Ein Anderer mengte sich ein: „Du, Andrees, weißt Du nicht, wer das ist? Das ist der Fürst von Rappoldshöh'; der thut's nicht unter drei Stühlen!"

Der Menschenknäuel wurde immer dichter; eine helle, krähende Stimme ertönte: „Ah, seht doch den aufgeblasenen Kerl! Was will der hier? Wir wollen unter uns sein!"

Chrysander, merkend, daß man ihn zu beleidigen suchte, erhob sich und sagte verächtlich: „Ich will Ihre Gemüthlichkeit nicht stören. Machen Sie mir nur etwas Platz, damit ich hinaus kann!"

„Platz für den Fürsten von Dünkel!" schrie die helle Stimme.

Alles lachte und machte Platz. Ohne weitere Anfechtungen gelangte Chrysander in's Freie.

Bestürzt über das Uebelwollen der Nachbarn, das sich ihm so deutlich offenbart hatte, schritt er auf den Platz hinaus. Es widerstrebte ihm, sich im Tanzzelt zu zeigen, und stracks nach Hause gehen, wie er am liebsten gethan, um von dem unvernünftigen Menschenpack frei zu kommen, durfte er auch nicht, Resi's und seines Gastes wegen. So bewegte er sich, nach den Beiden ungeduldig ausspähend, in der Nähe des Weinschanks hin und her. Allmälig fiel ihm auf, daß Gedränge und Lärm wesentlich nachgelassen hatten. Die Karussells feierten; dunkel lag die Budenreihe. Familien mit Kindern eilten stumm und hastig an ihm vorüber, dem Ausgange zu. Unwillkürlich blickte nun Chrysander über sich, und entdeckte, daß in aller Stille ein Gewitter herangezogen war. Noch hatte freilich die Natur ihre Vorbereitungen nicht ganz vollendet; leise rückte sie noch die giftig gefärbten Wolken übereinander.

Aber es war sicher, daß sehr bald Blitz und Donner, Sturm und Regen losbrechen würde.

Bedenkend, daß die Villa sich ohne Aufsicht befinde, schlug der ängstliche Eigenthümer sofort den Rückweg ein. Erst nachdem er bereits eine geraume Strecke zurückgelegt hatte, fiel ihm ein, daß Resi die Schlüssel zu Pforte und Haus bei sich führe. Er wandte wieder um. Nach wenigen Minuten fuhr ihm der erste Windstoß in den Nacken und eine dichte Staubwolke wirbelte ihm vorauf. Indem er vorsichtig der Straße folgte, gelang es ihm, den Festplatz wieder zu erreichen, dort aber, wo jeder Weg aufhörte, konnte er bei der inzwischen eingetretenen Dunkelheit nur in der ungefähren Richtung zum Zelte, wie sie ihm erinnerlich war, weitertappen.

Langsam bewegte Chrysander sich eine Weile vorwärts. Plötzlich flammte über ihm grell der erste Blitz auf, unmittelbar gefolgt von krachendem, knatterndem Donner. Beinahe gleichzeitig begann der Regen in schweren Tropfen niederzurauschen.

Jetzt nur ein Obdach, einerlei welches! Im Lichte des Blitzes hatte Chrysander vor sich eine Bude bemerkt, eine Schaubude mit einem großen bunten Bilde; dorthin strebte er. Nach zwanzig Schritten stießen seine vorgestreckten Hände an eine harte Wand; weiter tastend traf er auf einen herabhängenden Teppich, den er bei Seite schob. Das Innere der Bude lag vor ihm.

Der Zufall hatte ihn zu der Akrobatenfamilie Nicolini geführt, die durch das Gewitter zur Einstellung ihrer Thätigkeit gezwungen worden war. Auf der kahlen Bühne lagerten die Jammergestalten in schlotterigen, fleischfarbenen Trikots: der Vater und vier Kinder zweifelhaften Alters und Geschlechts, während die Mutter, ein breitschultriges Weib in bürgerlicher Kleidung, auf der vordersten Zuschauerbank saß, die Kasse mit der Tageseinnahme im

Schoße, und ihre Angehörigen bei Einnahme des Abendbrodes überwachte.

Leise trat Chrysander ein und blieb dann beobachtend stehen. Es war ihm, als ob er in eine andere Welt gerathen sei.

Das jüngste Akrobatenkind nahm eine Brodschnitte, besah sie enttäuscht und sagte weinerlich: „Es ist kein Fleisch darauf."

Frau Nicolini rasselte ausdrucksvoll mit dem Geldkasten.

„Auch noch Fleisch bei der Einnahme?" rief sie empört. „Bekommst Du nicht satt heute? Und bist doch nicht zufrieden, Du Range Du? Jetzt sag' noch ein Wort —"

Das Kind kroch an seinen Vater heran, bei ihm Schutz suchend.

Nicolini, ein schwarzbärtiger Mann mit tiefliegenden, melancholischen Augen, strich dem verschüchterten Wesen zärtlich über das krausblonde Haar. „Morgen ist auch noch ein Tag, Toni," sagte er. „Wär' nur das Gewitter nicht gekommen! Das Geschäft ging nicht schlecht. Aber morgen kommt's Glück, sollst sehen; dann gibt's Wurst zum Abend und Käse und Bier."

„Für uns Alle?" fiel gierig ein anderes kleines Wesen im Trikot ein.

Die Frau fuhr ihren Mann an: „Du versprichst noch die Seele aus dem Leibe!"

Das älteste Kind rieb mit schmerzhaft verzogenen Mienen den Knöchel seines rechten Fußes. „Ich habe mich vorhin versprungen," klagte es jetzt. „Sieh' nur, Vater, das Gelenk ist schon ganz dick!"

„Du lügst, Kröte!" schrie Frau Nicolini. „Faul bist Du, sonst nichts! Wart', ich will Dich gleich 'mal springen machen!"

Sie schickte sich an, auf die Bühne zu klettern, um dem lahmen Knaben zu Leibe zu gehen. Nicolini richtete sich

halb auf: „Mach' keine Dummheiten, Mile, der Fuß ist stark geschwollen."

„Auch dies Unglück noch!" jammerte die Frau. „Warum hat er sich nicht besser in Acht genommen! Er soll einen Denkzettel haben, der Schlingel!"

Chrysander hielt es für rathsam, sich in diesem kritischen Augenblicke bemerkbar zu machen. Auf sein lautes: „Guten Abend!" fuhr Frau Nicolini erschrocken herum; doch faßte sie sich rasch und fragte barsch: „Was wollen Sie hier?"

„Die Zeit einer Vorstellung absitzen," entgegnete Chrysander. „Bis dahin wird das Gewitter hoffentlich vorüber sein. — Hier ist ein Thaler als mein Eintrittsgeld."

„Für ein Obdach nehmen wir kein Geld, Herr," sagte Nicolini.

„Wir haben's ja nicht nöthig," höhnte die Frau, giftig ihren Mann anblickend. „Wenn Du doch das Dickethun lassen wolltest, Michel!"

Sie wandte sich an Chrysander: „Geben Sie nur her, Herr. Wissen Sie, mein Mann — Sie sehen's ihm nicht an in seinem schäbigen Trikot — der ist früher, ehe er unter die Akrobaten ging, in guten Verhältnissen gewesen. Das hängt ihm noch immer an."

Nun scheuchte sie die junge Akrobatenbrut auf. „Geht zu Bett, Kinder. — Tritt vorsichtig auf, Franz'l, hörst Du? Ich komme mit und verbinde Dir den Fuß."

Nicolini schämte sich seiner Kleidung; aus einem Winkel holte er einen alten Rock und zog ihn über. Dann setzte er sich auf den Rand der Bühne, Chrysander gegenüber.

„Meine Frau hat die Wahrheit gesprochen, Herr," begann er bescheiden. „In der Wiege ist mir's nicht gesungen worden, daß ich mich einmal dem fahrenden Volk zugesellen würde. Ich habe in einer Realschule meine Bildung erhalten und war auf dem Wege zur Selbst-

ständigkeit, als das Unglück kam und mich immer tiefer hinabschob, bis ich endlich da anlangte, wo Sie mich jetzt sehen."

„Man nennt gern Unglück, was eigene Schuld ist," bemerkte Chrysander schroff.

„Ich bin nicht frei von Schuld," erwiederte der Akrobat demüthig. „Aber Sie würden mich bemitleiden, wenn Sie meine Geschichte kennten, Herr."

„Meinen Sie? Ich bin im Allgemeinen der Ansicht, daß ein Jeder sich sein eigenes Schicksal schmiedet."

„Es mag wohl sein, Herr, aber Mitleid verdient am Ende jeder Unglückliche. Sehen Sie: mir ist ein Mädchen untreu geworden, mit dem ich aufgewachsen war. Tausend Schwüre banden uns aneinander. Wenn mir irgend etwas auf Erden sicher schien, so war es ihre Liebe. Aber ich war ohne Vermögen, wie sie auch. Sie hätte noch jahrelang auf mich warten müssen. Und als ein reicher Bewerber kam, mengten sich auch ihre Eltern ein. Da vermochte sie nicht zu widerstehen, da sie von sanfter, nachgiebiger Art war; und ich wurde verabschiedet. Darüber verlor ich, jung und hitzig, wie ich war, den Kopf. Ich hätte die Zähne aufeinander beißen sollen und drei Kreuze hinter ihr her machen; es wäre das Richtige gewesen. Das aber sah ich erst ein, als es längst zu spät war. Anstatt dessen ging ich verzweifelnd in's Ausland. Was aus mir wurde, war mir gleichgiltig; ich hielt nichts mehr auf mich. Nur fort, weit fort von ihr — einen anderen Gedanken hatte ich nicht. In Budapest begann meine Noth um das tägliche Brod. Das gab mir den Rest; ich war verzweifelt, und der Tod schien mir der beste Ausweg. Ein Cirkusklown zog mich aus dem Wasser und nahm sich meiner an. Da wurde ich, was ich noch bin und bleiben muß, da ich zu nichts Anderem mehr tauge."

Chrysander war über diese Erzählung des Akrobaten unruhig geworden. „Und das Mädchen hat jenen reichen Bewerber geheirathet?“ fragte er.

„Das wird sie wohl, Herr,“ erwiederte Nicolini, einigermaßen über diese Frage verwundert. „Ich bin jeder Kunde aus meiner Heimath ausgewichen, seit ich sie verlassen habe. Was ging’s mich noch an, wie sich Helene Sturm mit ihrem Gewissen abgefunden hat? Ist sie unglücklich geworden oder glücklich? Ich weiß es nicht, begehre es nicht zu wissen. Es sind alte Geschichten, Herr; es ist Gras darüber gewachsen.“

Bei dem Namen war Chrysander zusammengezuckt. „Sie stammen aus Erfurt,“ sagte er jetzt.

„Woher wissen Sie das?“ fuhr Nicolini auf.

„Ich lebte dort, als eine Helene Sturm sich das Leben nahm.“

Der Akrobat sprang auf. „Ist das wahr, Herr, wirklich wahr?“

„Sie können sich darauf verlassen. Ich selbst habe die Leiche gesehen. Noch mehr: Sie heißen Michel; auch dessen erinnere ich mich. Von dem verschwundenen Jugendgeliebten der Todten — von Ihnen — war damals viel die Rede.“

„Und um meinetwillen ist sie in den Tod gegangen?“ fragte Michel, noch immer an der Nachricht zweifelnd, die ihm so überraschend zuflog.

„Um Ihretwillen,“ bestätigte Chrysander. „Sie hat einen Brief zurückgelassen, worin sie dies gestand.“

Der Akrobat sank auf einen Sitz, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und legte den Kopf in die Hände.

Fast hätte Chrysander laut aufgelacht. Das also war der Nebenbuhler, den Helene Sturm ihm vorgezogen hatte — so sah der Mann aus, um dessentwillen sie aus dem Leben floh, das ihr die Vereinigung mit ihm nicht

gestattete! Wer so weit sinken konnte, hatte nie hoch gestanden. Welch' ein Thor war er doch gewesen, sich durch den thörichten Eigensinn eines einsichtslosen Mädchens sein ganzes Leben verderben zu lassen!

Nichel richtete sich wieder auf. „Hin ist hin!" sagte er mit einer Bewegung der Hände, als ob er das soeben Gehörte von sich wegtriebe. „Ich habe ihr Unrecht gethan. Ueberhaupt: ich gab den Kampf zu rasch auf. Es war eine Dummheit, ich seh' es ein. Aber was hilft's, daß ich mich jetzt noch darum aufrege? Ich habe andere Sorgen, die mir tiefer zu Herzen gehen. Was wird einmal aus mir, aus meinen Kindern werden? Ein verbrauchter Akrobat, dem die Glieder versagen, wozu taugt er noch? Und erst die Kinder! Ich habe sie zu meiner Profession erziehen müssen. Es ging nicht anders; der Hunger thut weh. Wenn ich aber bedenke, daß sie darin aufwachsen werden — Herr, mir graut. Und dennoch: ich sehe keinen Weg zurück in Ihre Welt, zurück in den Kreis, dem ich entstamme — weder für mich noch für meine Kinder!"

Gewiß: Chrysander war schuldlos an dem traurigen Schicksale dieses in die Klasse der Parias Hinabgesunkenen und seiner zu lebenslänglicher sozialer Niedrigkeit verurtheilten Familie. Aber doch: wenn irgend Jemand berufen war, Mitleid mit Nichel und seinen unglücklichen Sprößlingen zu haben, so war er es.

„Haben Sie noch Verwandte in Erfurt?"

Nichel zuckte die Achseln. „Wenn sie noch leben!"

Eben wollte Chrysander sich anbieten, Hilfe zu leisten, als Frau Nicolini wieder eintrat. „Es ist eine Feuersbrunst eingetreten ganz in der Nähe," berichtete sie. „Ein Blitz muß gezündet haben. Das Dach brennt lichterloh. Es muß die Villa sein, die über dem Dorfe hoch am Hügel steht."

„Das wäre also mein Haus," sagte Chrysander. „Und es ist Niemand darin." Er knöpfte den Rock zu und ging zum Ausgang.

„Ich hole eine Laterne und begleite Sie," sagte Michel.

„Sehr dankenswerth. Aber schnell, wenn ich bitten darf."

„Deine Trikots!" rief Frau Nicolini dem verschwindenden Akrobaten nach.

„Was verdirbt, ersetze ich, Frau. Ob aber Michel morgen noch Trikots tragen wird, das ist eine andere Frage."

Mit offenem Munde starrte Frau Nicolini dem räthselhaften Gaste nach, der jetzt ihre Bude verlassen hatte, um sein Haus in Flammen stehen zu sehen. Ueberall aus dem Sparrenwerk des Daches brach schon die Flamme hervor und erleuchtete die zierlichen Umrisse der Giebel. Eine schwärzliche Rauchsäule, von unten angeglüht, wälzte sich darüber hin.

Alles ging in Trümmer! — Resi verließ ihn, das Haus verbrannte. Aus der Tragödie seiner Jugend war eine Posse geworden. Was nun?

Der Akrobat gesellte sich mit einer Laterne zu ihm: „Vorwärts, Herr! Noch scheint nichts zur Rettung zu geschehen."

Aber Chrysander stand unbeweglich und betrachtete das Spiel der Flammen, die sichtlich mit dem Regen kämpften.

Auf einmal wandte er sich zu Michel: „Sie haben wohl keine Ahnung davon, wer ich bin?"

„Wie sollt' ich, Herr?" versetzte der Akrobat verwundert.

„Ich bin Derjenige, der Sie in's Elend gejagt hat. Einst war ich — acht Wochen lang — der Bräutigam von Helene Sturm."

„Herr Chrysander!“ rief Michel.

„Derselbe. Sie haben den Namen gut behalten. Ja, Herr Michel, wir Beide haben uns gegenseitig viel Leid angethan, ohne uns zu kennen. Sie haben schließlich Ihren Frieden mit der Welt gemacht. Ich noch nicht. Einsam bin ich geblieben bis zum heutigen Tage, einsam und verbittert. Dort geht meine Einsiedelei in Rauch auf. Sie sieht ganz hübsch aus, hübscher als Ihr Nomadenzelt, Michel, an dem wir stehen. Auch hab' ich mir mein tägliches Brod nicht zu verdienen brauchen, wie Sie. Dennoch -- glauben Sie mir — der glücklichere Mann von uns Beiden sind Sie gewesen. ... Wollen Sie mich noch begleiten, Michel?“

„Ich trage Ihnen nichts nach,“ erwiederte der Akrobat einfach. „Es wär' ja unvernünftig —“ Plötzlich unterbrach er sich: „Sehen Sie: der Giebel stürzt!“

Es war so; weit sprühten die Funken umher. Gleichzeitig wurde der Regen stärker; eine Menge Wasser stürzte hernieder.

„Das wird löschen,“ sagte Chrysander. „Aber hinauf muß ich doch. Wir werden bis auf die Haut naß werden, Michel.“

„Daraus mach' ich mir nichts, Herr Chrysander.“

Und die beiden ehemaligen Nebenbuhler schritten nebeneinander in die Nacht hinein, dem brennenden Hause zu.

3.

Hans Petersen und Resi wurden länger in dem Tanzzelte aufgehalten, als sie erwartet hatten. Nach dem Tanze, der Hans als Belohnung für gutes Betragen gewährt wurde, fanden sich vor Resi einige junge Bursche des Dorfes ein, die sie weder abweisen konnte noch wollte. Und auch Hans, als er sich auf sich selbst angewiesen

sah, zögerte nicht, unter den Mädchen des Landes Umschau zu halten und Eine nach der Anderen, soweit sie ihm gefielen, auf dem holperigen Bretterboden umher zu schwingen.

Sehr langsam nur drang die Kunde von dem aufziehenden Gewitter in das Zelt, und selbst da noch glaubte die Mehrzahl des jungen Volkes, daß sie sich in ihrem Vergnügen nicht stören zu lassen brauche. Erst als die Musikanten Hals über Kopf flüchteten, wurde der Aufbruch allgemein. Auch Hans und Resi fanden sich wieder zusammen und beeilten sich, zunächst Chrysander aus der Weinschänke des Lachswirthes abzuholen. Dort indessen weilten nur noch wenige Gäste, und Chrysander war nicht unter ihnen.

„Er wird längst voraus sein," sagte Resi mit ausbrechender Aengstlichkeit. „Daß wir uns auch so verspätet haben! Und er kann nicht einmal in's Haus; ich habe die Schlüssel in der Tasche!"

„Im Nothfalle schlägt er ein Fenster ein," meinte Hans Petersen sehr ruhig. „Er darf's ja."

Hans bekam einen raschen bösen Blick von der empörten Base. „Wer Alles so leicht aufnehmen könnte wie Du, der müßt' ein herrliches Leben haben," sagte sie. „Du hast wohl noch nie um irgend einen Menschen Sorge gehabt?"

„Nicht um einen, der schlimmsten Falls nur naß werden kann," versetzte Hans trocken.

Sie hatten die Weinschänke noch nicht weit im Rücken, als der erste Blitz niederfuhr.

„Der hat eingeschlagen," sagte Hans Petersen.

Erschrocken nahm Resi seinen Arm: „Laß uns eilen, Hans!"

Schon aber blies ihnen der Sturm die Staubwolke in's Gesicht. Mit geschlossenen Augen mußten sie stehen bleiben.

„Laß uns zurück und beim Lachswirth unterkriechen," rieth Hans. „Es wird immer ärger. Du weißt nicht, was Du unternimmst. Und weshalb denn? Um Chrysander's willen? Der mag sich selber helfen."

Resi strebte vorwärts, ohne zu antworten.

„Sei doch vernünftig, Resi," mahnte Hans. „Ein fremder, erwachsener Mensch! Wenn er noch wenigstens was um Dich gäbe!"

„Aber ich um ihn!" rief Resi, den Gefährten loslassend. „Thu', was Du willst! Mich treibt die Angst; ich muß zu ihm."

Und ehe Hans die Aufgeregte fassen, halten konnte, hatte sie sich in einer zweiten Staubwolke verloren, die ihm entgegenwirbelte.

„Meinetwegen quäl' Dich weiter, Trotzkopf!" brummte er ihr nach. „Ich werde mich nicht der Gefahr aussetzen, bei der Finsterniß in Gräben zu rennen!"

Er wendete um und suchte den Weg zurück zur Schänke des Lachswirths. Kaum war er dort angekommen, hatte einen wind- und regenfreien Winkel ermittelt und sich eine halbe Flasche Wein vorsetzen lassen, als er in seiner Nähe etwas von Feuer hörte. „Was geht's mich an?" dachte er und schenkte das erste Glas voll.

Dann kam der dicke Lachswirth vom Ausgang zurück und berichtete: „Es ist die Villa des Herrn Chrysander. Und die Spritzenschläuche sind zur Reparatur weggeschickt! Aber so geht's immer."

Hans Petersen sprang auf und auf den Wirth zu: „Ich gehöre in die Villa; seit heute Morgen bin ich Gast des Herrn Chrysander. Geben Sie mir einen Ihrer Leute mit, daß er mich bis zur Pforte bringe; in dieser Dunkelheit finde ich in meinem Leben den Weg nicht hin."

Zwei Minuten später trabte Hans an der Seite eines flinken Burschen davon. Vor der Villa bis zur Chaussee

war es hell genug. Doch so greulich wüthete das Unwetter, daß kein Neugieriger ihm Trotz bot. Erstaunt sah Hans, am Gitter angekommen, auch nicht die geringsten Anstalten, gegen die Ausbreitung des Feuers einzuschreiten; es war gerade, als ob man die Villa ihrem Schicksale zu überlassen gedächte. Kein Mensch war im Umkreise des Lichtscheines sichtbar. Was ihn aber noch mehr befremdete: die Pforte war verschlossen. Weder Chrysander noch Resi konnten also vor ihm angelangt sein.

Hans war indessen ein Freund raschen Handelns. Mit einem Pfahl, den er in der Nähe fand, zerschmetterte er das Schloß der Pforte. Dann lief er durch den Garten und prüfte die Fenster des Erdgeschosses, ob eines seinem Drucke nachgebe. Alle aber waren wohlbefestigt Da blieb ihm nichts übrig, als einige Scheiben einzustoßen und von außen den Verschluß eines Fensters zu öffnen. Dann verschwand er in dem brennenden Hause.

Wenige Minuten später traf Resi ein. Sie hinkte. Gleich nach ihrer Trennung von Hans Petersen sah sie plötzlich aus dem Dache ihres Hauses die Flamme hervorbrechen. Gewaltig erschrocken und nur darauf bedacht, so schnell als möglich heimzukommen, nahm sie, des Wetters und der Finsterniß nicht achtend, einen wenig begangenen Richtweg. Sie fand ihn sehr bald versumpft und mußte wieder zurück. Dabei fiel sie über einen Graben und vertrat sich den Fuß. Dies war der Grund der Verspätung.

Resi bemerkte, daß die Pforte gewaltsam geöffnet worden war, und nahm als selbstverständlich an, daß dies durch Chrysander geschehen sei. Sie lehnte sich an das Gitter und überschaute die Reihe der Fenster. Alle waren dunkel. Sonderbar! Hatte er denn kein Licht gemacht? Oder befand er sich an der Rückseite des Hauses?

Sie blickte zum Dache hinauf. Der Blitz mußte im Vordergiebel gezündet haben; dort war der Hauptherd

der Verwüstung. Auf dem Boden hatte das Feuer Nahrung gefunden und sich rasch verbreitet. Die Flamme war durch den Regenguß niedergegangen; ohne Zweifel aber herrschte noch eine intensive Gluth unter dem nur an einigen Stellen gesprengten Dache. Noch schien die Decke des zweiten Stockwerks nicht durchgebrannt zu sein; jetzt aber, gerade jetzt ergoß sich von oben eine Menge von Schutt und Funken auf Resi's Zimmer. Und nun glaubte sie auch Chrysander zu sehen; in ihrem Zimmer war er und versuchte, ihre Habseligkeiten zu retten. Wie gut von ihm! Doch welcher Gefahr setzte er sich aus! Wenn nun die Deckbalken auf ihn niederstürzten!

„Herr Chrysander! Herr Chrysander!" rief sie in jäh ausbrechender Angst und eilte, so rasch sie konnte, zur Hausthüre. Da, in dem Augenblicke, als sie eintreten wollte, brach über ihr der Giebel zusammen. Backsteine und Mörtel prasselten nieder und warfen sie zu Boden. Ein durchdringender Schrei, den Lärm der aufschlagenden Materialien übertönend, schallte herauf zu Hans Petersen.

Der jetzt mächtiger als zuvor niederströmende Platzregen goß endlich die Flammen aus. Es war Alles vorüber, als Chrysander mit seinem Geleitsmann ankam. Von unten heran zogen jetzt die Dörfler, mit Eimern beladen, noch in der Feststimmung; man hörte sie schreien und johlen.

„Kommen Sie mit hinein, Michel," sagte Chrysander. „Wir wollen auf den Schrecken ein Glas Wein miteinander trinken. In meinem Zimmer ist Licht; meine Hausgenossen werden nicht begreifen, was aus mir geworden ist."

Zur Hausthüre vorangehend, stieß er mit dem Fuße gegen das Geröll. „Da liegt die Füllung des Giebels," bemerkte er. „Wir haben sie ja stürzen sehen. Leicht-

fertig genug mag sie zusammengebacken gewesen sein. — Nur immer mir nach, Nichel!"

Von oben herab kam Hans Petersen's Stimme: „Wer ist da?"

„Ich bin's, naß wie eine Katze. Ich bringe Jemand mit, der mir hierhergeleuchtet hat."

„Gut, daß Sie da sind. Ich allein bin hier ganz hilflos. Es muß schleunig Einer zum Dorfe hinab. Es ist ein Unglück geschehen, Resi ist anscheinend schwer verletzt."

Chrysander griff nach dem Treppengeländer. Das war ein Schlag, der ihm in's Mark ging.

„Resi — schwer verletzt?" wiederholte er und starrte den bleichen Hans Petersen an.

„Nun ja," bestätigte Hans, ungeduldig werdend. „Es muß ein Arzt herbei, oder, wenn ein solcher nicht zu haben ist, ein Bader, der etwas von der Wundarzneikunst versteht. Und dann wünscht Resi die Tochter des Lachswirths, die Anna, zur Wartung zu haben."

Chrysander machte Miene, emporzusteigen. „Wo ist Resi?" fragte er mit schwacher Stimme.

Doch Hans wies ihn zurück. „Es hat nicht den mindesten Zweck, daß Sie sie sehen. Sorgen Sie lieber dafür, daß sie so rasch als möglich verbunden wird. Zur Besinnung hab' ich sie wieder gebracht; weiter kann Niemand von uns etwas thun. Und wenn Sie unterwegs Leuten begegnen, die noch löschen wollen — die können getrost umkehren."

„Schon gut," erwiederte Chrysander ergeben. „Nur Eines noch, eh' ich mich auf den Weg mache: wird sie leben?"

„Ich wäre glücklich, wenn ich diese Frage mit Bestimmtheit bejahen könnte," war Hans Petersen's Antwort. „Doch hoff' ich es."

Nichel kehrte mit um und blieb an Chrysander's Seite.

„Ziehen Sie nur wieder hin in Ihre Bude," sagte Chrysander. „Sie haben's besser dort diese Nacht, wie ich in meiner Villa. Meinen Weg finde ich jetzt schon."

Zögernd erwiederte der Akrobat: „Ich hätte nie gedacht, Herr Chrysander, daß ich einmal Mitleid mit Ihnen haben würde. Und nun ist's doch so gekommen. Sie müssen mir schon erlauben, daß ich mich wieder nach Ihnen umsehe."

Gedemüthigt und zerknirscht bog Chrysander ab, während die letzten Gewitterwolken über seinem Haupte rheinabwärts zogen.

— — — — — — — — — — — —

Als die Sonne wieder heraufstieg, und ihre ersten Strahlen die verwüstete Villa auf der Rappoldshöhe beleuchteten, war der Himmel so blau und heiter, als ob er niemals anders sein könnte.

An der kleinen Haltestelle stand Hans Petersen und wartete auf den Frühzug. In der nächsten Stadt wollte er einen Arzt suchen und ihn gleich mit zurücknehmen. Hans war nicht aus den Kleidern gekommen in der letzten Nacht; als es anfing hell zu werden, lief er aus dem Hause und holte sich in den Fluthen des Rheins Frische zu dem neuen Tagewerk.

Chrysander vermochte das Erlebte nicht so leicht von sich zu schütteln. Als der Chirurg nach beendigter Untersuchung erklärte, daß nicht eine einzige bedenkliche Verletzung vorhanden sei, da konnte der körperlich und geistig Erschöpfte sich nicht länger aufrecht erhalten; er sank auf sein Bett nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf.

Niemand weckte ihn; zehn Uhr war's, als er endlich aufwachte. Sein erster Gedanke war Resi. Noch hatte er sie nicht sehen dürfen; jetzt aber — jetzt sollte sich Niemand zwischen ihn und sie drängen!

Brandgeruch in seinem Zimmer, Brandgeruch auf dem

Korridor! Die Sonne schien ihm auf den Kopf, als er hinaustrat. Ueber ihm schwarzgebrannte Sparren und blauer Himmel, an dem die Schwalben flogen; unter ihm das schweigende Haus, fast unheimlich in der vorwitzig eindringenden Lichtfluth, hinter den geschlossenen Thüren Leid und Schmerzen bergend.

Leise stieg er hinab, in das Zimmer im Erdgeschoß, wo sie lag. Aber sie mußte doch wohl seine Tritte gehört haben, denn Anna, ihre Pflegerin, öffnete die Thüre und winkte ihn herein. Und dann, als er eingetreten war, entschlüpfte sie.

Resi's Kopf war dermaßen in Leinen verpackt, daß nur das blasse Gesicht herausschaute. Es war ein Anblick, bei dem sich Chrysander's Herz zusammenzog. Kein Wort konnte er hervorbringen, als er zu ihr trat.

Sie lächelte ihm entgegen. „Die Hand kann ich Ihnen nicht geben," sagte sie. „Der Bader hat mir die Arme festgebunden. Aus lauter Aengstlichkeit. Nöthig gewesen wär's wirklich nicht; ich habe nichts Zerbrochenes an mir gespürt. Der Arzt wird mit den dummen Bandagen schon aufräumen und mich auch auf die Füße lassen. Was sollte sonst aus Ihnen werden — jetzt bei dieser Verwirrung."

„Aus mir?" versetzte Chrysander bewegt. „Und das kümmert Dich noch? Das macht Dir Sorge in den Schmerzen, die Du vor mir verheimlichst?" Er setzte sich neben das Bett und blickte ihr in die Augen. „Sage mir doch, Resi: was trieb Dich Unbesonnene hinein in das brennende Haus?"

Resi blickte zur Seite und schwieg.

„Was wolltest Du retten? Den Kanarienvogel in Deinem Zimmer? Die Bilder Deiner Mutter und Deiner Geschwister? Oder theure Andenken, die ich nicht kenne — Andenken an eine glücklichere Zeit?"

„O, Herr Chrysander!“ flüsterte Resi.

„Gesteh' es nur! Im Ganzen, denk' ich mir, war Dir's gar nicht so unlieb, als Du diese Leidensstätte in Flammen sahest. Damit wurde ich obdachlos, und Du kamst ohne weitere Kämpfe, mit oder ohne Hans Petersen, frei von einem mürrischen, langweiligen alten Kerl, der Deine Gutmüthigkeit gedankenlos mißbrauchte.“

Der Grausame sah in Resi's Augen ein paar Thränen aufquellen. Da endlich lenkte er ein.

„Nein, Resi, liebe Resi, ich weiß es besser. Aber undenkbar ist mir's doch, daß Du etwas Liebenswerthes an mir gefunden hast. Glauben muß ich's freilich; man springt nicht für Jemand in die Flammen, den man leichten Herzens verlassen könnte.“

Er neigte sich tiefer zu ihr. „Gestern Abend, Resi, ist ein alter Spuk aus meinem Herzen gewichen. Und mit der gewonnenen Freiheit aus den Banden einer Erinnerung, die mir viele Jahre lang jede Glücksempfindung versperrte und mich zu einem grämlichen, unzufriedenen, mißmuthigen Menschen machte — mit der gewonnenen Freiheit fing ich an, Pläne zu machen. Willst Du sie hören?“

Resi sah ihn aufmerksam an. Aber sie sagte nichts.

„Ich bin eine sehr unbeliebte Persönlichkeit in dieser Gegend,“ fuhr Chrysander fort. „Gestern Abend, als ihr mich allein gelassen hattet, hab' ich's erfahren. Man hat mir sogar einen Spitznamen angehängt, der durchaus nicht schmeichelhaft ist. Das ist ein unbehaglicher Zustand. Wenn Du geheilt bist, Resi, wollen wir uns eine andere Heimath suchen. Bis dahin behelfen wir uns wohl hier, obgleich uns das Dach abhanden gekommen ist. Ich habe da gestern auf dem Schützenplatze einen armen Akrobaten kennen gelernt, der gerne ein guter Bürger werden und seine vier Kinder zur Schule schicken möchte. Ich will

ihm die Ruine ausflicken und ihn darin hausen lassen. Er mag Wein bauen und Gemüse ziehen. Und seine Frau wird ihm dabei wacker helfen. Das ist ein Weib, das aus einer Mark hundertundfünfzig Pfennig herausschlägt."

„Reden Sie im Ernst, Herr Chrysander?" fragte Resi.

„Wie denn anders? Ich sagte Dir ja: der Aufenthalt hier ist mir vergällt. Aber wie Du willst, Resi."

„Ich, Herr Chrysander?"

„Ja, Du. Denn die Verfügung über meine weltlichen Angelegenheiten übergebe ich fortan ganz Dir — lebenslänglich. Dein offizieller Titel Frau Therese Chrysander folgt nach, sobald Deine rechte Hand zum Ringwechsel frei ist. Ja, ja, Du liebes, herrliches Mädchen, sieh mich nicht so an, als ob Du an meiner Nüchternheit zweifeltest. Freilich: ich gehöre längst zur Landwehr. Doch sind mir meine besten Jahre gestohlen worden, und ich glaube, ich würde sie wiederfinden, wenn Du mir suchen hilfst."

„O, Herr Chrysander!"

„Nun weinst Du wieder! Und bist so hilflos, daß Du Dir nicht einmal die zudringlichen Tropfen abtrocknen kannst! Da muß ich mich schon in's Mittel legen!"

Er beugte sich nieder und küßte ihr die Augen. Sie litt es mit angehaltenem Athem.

Ihm selbst wurde wunderlich weich; aber er zwang seine Rührung nieder. „Jetzt habe ich gleich eine Bitte, liebste Resi. Mach' ein Ende mit Deinem ceremoniellen Herrn Chrysander. Seit fünfzehn Jahren hat mich Niemand mehr mit meinem Vornamen angeredet. Ich freue mich wie ein Kind darauf, von Neuem durch Dich als Bernhard auf die Welt zu kommen."

Draußen wurden Stimmen laut.

„Da ist Hans Petersen schon wieder," sagte Chrysander unmuthig. „Nun wird der Doktor, den er mitgebracht

hat, über Dich herfallen. Wann darf ich wiederkommen, Resi?"

Sie sah ihn innig an. „Ich werde Dich rufen lassen, Bernhard. Erst muß ich etwas Schlaf haben. Schick' mir die Anna herein. O, daß ich so eingeschnürt bin! Nicht einmal die Hand kann ich Dir reichen!"

Diesmal küßte Chrysander sie auf die Lippen.

Als er ihr den Rücken gewandt hatte, sagte sie: „Ich habe Dich schon lange lieb gehabt, Bernhard. Das sollst Du noch wissen, ehe Du von mir gehst. Bestimmt weiß ich's freilich erst seit gestern Nachmittag, und Hans hat mir dazu verholfen, wenn er auch ganz etwas Anderes hat erreichen wollen. ... Nein, verlaß mich jetzt. Hörst Du denn nicht, der Doktor ist ja schon auf der Treppe!"

* * *

Die Akrobatenfamilie legte ihren Künstlernamen Nicolini und ihre Trikots ab und wurde seßhaft. Nichel wurde Hausverwalter — dem Namen nach wenigstens; in Wirklichkeit war es seine Frau. Und das mußte man der Akrobatenmutter lassen: sie fand sich mit erstaunlicher Leichtigkeit in ihre neue Lebensstellung. Als im nächsten Jahre nach Sommersanfang Herr und Frau Chrysander auf der Rappoldshöhe eintrafen, um dort acht Wochen zu verleben, fanden sie Alles in schönster Ordnung, und eine tüchtigere und willigere Gehilfin als die dankbare Frau Nichel hätte Resi nicht auftreiben können.

Wieder knallten im August die Böller, und auf der Chaussee bewegte sich der Schützenzug hinauf zum Festplatze. Chrysander und Resi saßen in einem neuerbauten Gartenpavillon und schauten vergnüglich hinab auf das Gewimmel. Im Vorüberziehen bei der Villa brachten die Schützen dem Besitzer ein dreimaliges Hurrah dar.

Chrysander lächelte. „Der Preis, den ich für die Festscheibe gestiftet habe, ist eine gute Anlage gewesen," sagte

er. „Ich scheine auf dem besten Wege, populär zu werden. Wir müssen heute Nachmittag wieder hinauf, Resi. Diesmal ohne Hans Petersen, den wir nicht weiter nöthig haben."

„Er hat seine Schuldigkeit gethan," erwiederte Resi. „Und das soll ihm unvergessen bleiben. Du weißt doch noch, daß wir ihm versprochen haben, zu seiner Hochzeit zu kommen?"

„Freilich. Er hat's eilig gehabt, der Herr Direktor, sich in der neuen Heimath Familienverbindungen zu schaffen. — Höre, Resi: undenkbar erscheint es mir jetzt, daß ich einst in Gefahr war, Dich zu verlieren." Liebevoll zog er sie an sich und fuhr fort: „Unentbehrlicher bist Du mir wie je, Resi. Die richtige Frau kann reichen Segen in ihres Mannes Leben leiten; Du hast es bewiesen. Heut' vor einem Jahre entschied sich unser Glück, ging mir ein neues Leben auf. Es war ein denkwürdiger Tag. Wie sich Alles fügte damals — Werk der Vorsehung, Resi! Ich wenigstens glaub's. Und wer will mich Lügen strafen?"

„Ich nicht, ich wahrlich nicht," erwiederte Resi.

Christoph Kolumbus.

Erinnerungsblatt zur 400jährigen Feier der Entdeckung Amerika's.

Von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

In der ganzen neueren Weltgeschichte gibt es kein Ereigniß, das in seiner Wichtigkeit und Tragweite der Entdeckung Amerika's gleichzustellen wäre, zu deren 400jährigen, auf den 12. Oktober 1892 fallenden Jubelfeier die alte und neue Welt sich vorbereiten.

Erscheint heute nichts einfacher, als sich in einem europäischen Hafen einzuschiffen und gen Westen zu steuern, bis die amerikanische Küste erreicht ist, so konnte den Zeitgenossen des großen Entdeckers der Plan, die Grenzen der bekannten Erde zu überschiffen, hinter denen der allgemeinen Annahme nach das Chaos lag, kaum minder phantastisch und abenteuerlich vorkommen, als uns gegenwärtig Jules Verne's bekannte Erzählung von dem Fluge nach dem Monde. Es bedurfte eines so eisernen Charakters, einer so unerschütterlichen Beharrlichkeit und begeisterten Ueberzeugung, wie Kolumbus sie besaß, um seinem Unternehmen, das man als Ausgeburt des Wahnsinns verlachte, als Schwindel verdächtigte, als Gotteslästerung brandmarkte, den Weg durch die Hindernisse zu bahnen, die Dummheit, geistige Trägheit und Engherzigkeit ihm entgegenstellten. Kaum ein anderer Held der Weltgeschichte

hat aber auch so wechselnde Schicksale erlebt, wie Kolumbus, der trotz Elend und Demüthigungen aller Art die höchste Staffel des Ruhmes erreichte und die Ketten mit in's Grab nahm, in die ihn Undankbarkeit, Niedertracht und eigene Schuld schlugen. Eine Erinnerung an diese wechselvollen Lebensschicksale sei seinem Andenken gewidmet.

Christoph Kolumbus (italienisch: Cristoforo Colombo, spanisch: Cristoval Colon) wurde vermuthlich zwischen Mai 1446 und November 1447 in Genua als Sohn eines armen Wollwirkers oder Tuchmachers geboren. Aus seiner Kindheit und früheren Jugend ist wenig oder nichts bekannt. Wahrscheinlich hat er zuerst das Handwerk seines Vaters betrieben und ist dann, einer unwiderstehlichen Neigung folgend, zur See gegangen. Die ersten einigermaßen zuverlässigen Nachrichten über ihn stammen von einem Seegefecht her, bei dem er beinahe den Tod gefunden hätte.

Sein Oheim, wie unser Held Cristoforo Colombo genannt, stand als Admiral im Dienste der Republik Genua, nach Anderen war er ein gefürchteter Korsar, und unter ihm scheint sich der Neffe, als Kapitän eines Kaperschiffes, bereits einen Namen gemacht zu haben. Die stets in Fehde liegenden Republiken Venedig und Genua ließen einander damals ihre Handelsschiffe wegnehmen, wo sie nur immer konnten, und als Admiral Colombo eines Tages Nachricht von vier venetianischen, aus Flandern heimkehrenden Galeeren erhielt, machte er sich sofort auf den Weg, um sie aufzusuchen.

Es gelang ihm denn auch, mit ihnen zwischen Lissabon und dem Kap St. Vincent zusammenzutreffen. Ein hitziges Gefecht entspann sich, und kurz vor Sonnenuntergang enterte der jüngere Kolumbus eine der Galeeren. Während des nun folgenden Kampfes gerieth das venetianische Schiff in Brand. Die Kämpfenden vergaßen für den

Augenblick den Kampf und bemühten sich, die beiden Schiffe zu trennen; aber alle Anstrengungen waren vergeblich. Die Flammen hatten bald auch das genuesische Fahrzeug ergriffen, und da weit und breit keine Hilfe zu erspähen war, so hatte die Bemannung beider Schiffe nur die Wahl, in den Flammen umzukommen oder sich den Wellen anzuvertrauen. Kolumbus entschied sich für das Letztere. Mit einer Ruderstange in der Hand sprang er in die glücklicherweise ruhige See, und erreichte, da er ein vorzüglicher Schwimmer war, heil und lebendig die etwa zwei Stunden entfernte Küste von Portugal.

Von Allem entblößt begab sich Kolumbus, der damals etwa dreißig Jahre alt gewesen sein mag, nach Lissabon, wo er alte Freunde aus Genua fand. Welche Gründe ihn abhielten, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, ist nicht bekannt. Wir wissen nur, daß er sich in Lissabon der Kartenzeichenkunst zuwendete, die ihn bei seinem leidenschaftlichen Interesse für die Erdkunde besonders anzog.

Die Erdkunde tauchte eben aus dem Dunkel empor, in dem sie jahrhundertelang geschlummert hatte. Die Land- und Seekarten des 15. Jahrhunderts zeigten ein Gemisch von Wahrheit und Irrthümern, die zum Theil aus einer älteren Geschichtsperiode überliefert, zum Theil auf neueren Entdeckungen, wie auf Volksmärchen und abenteuerlichen Vermuthungen beruhten, und unter diesen Umständen fand ein geschickter und kenntnißreicher Weltkartenzeichner wie Kolumbus bald eine, wenn auch bescheidene Existenz. Seine Beschäftigung brachte ihn in Berührung mit ausgezeichneten Gelehrten, und ein Zufall gab ihm die Mittel zur weiteren Vervollkommnung in die Hand.

Als guter Christ besuchte Kolumbus häufig eine Klosterkirche der Nachbarschaft, und wenn ihn anfänglich nur sein religiöses Bedürfniß dahin gezogen hatte, so fanden sich

bald noch andere Beweggründe zum fleißigen Besuche des anspruchslosen Gotteshauses. Mit dem Kloster war ein Mädchenpensionat verbunden; die Schülerinnen desselben pflegten regelmäßig die Messe in der Kirche zu hören, und eine der jungen Damen, Felipa Muñiz-Perestrello, die nachgelassene Tochter des ehemaligen Gouverneurs von Madeira und Porto Santo, weckte Bewunderung und heiße Liebe in dem Herzen des Genuesen.

Das Paar muß von ziemlich ungleichem Alter gewesen sein, denn Kolumbus war kein junger Mann mehr. Trotzdem aber und trotz seiner nichts weniger als glänzenden Verhältnisse fand die Werbung des schönen und liebenswürdigen Mannes günstige Aufnahme, und das Paar nahm nach der Verheirathung seinen Aufenthalt im Hause der Mutter Felipa's — eine Einrichtung, die dem Leben des künftigen großen Entdeckers seine bestimmte Richtung geben sollte.

Kolumbus hatte das Wohlwollen der Schwiegermutter schnell durch das lebhafte Interesse gewonnen, das er für die Heldenthaten ihres verstorbenen Gemahls an den Tag legte. Bartolomeo Perestrello war ein sehr tüchtiger, unternehmender Seemann gewesen, seine Wittwe erzählte gerne, was sie von seinen Reisen und Ansichten wußte, brachte seine Karten, Journale und Notizbücher herbei, und diese erwiesen sich für Kolumbus als kostbare Schätze. Durch den unbezahlbaren Fund angeregt, faßte er vorerst den Entschluß, sich dem Seemannsberufe wieder zuzuwenden. Er betheiligte sich an allerlei Unternehmungen, die ihn bis nach der Küste von Guinea führten, aber mehr und mehr klammerten sich seine Gedanken an die noch unbekannten Regionen des westlichen Horizonts. Er studirte mit Eifer alle Bücher und Berichte, worin er Aufschlüsse darüber zu finden hoffte, und ein längerer Aufenthalt zu Porto Santo — einer Insel der Madeiragruppe — wo

die Familie Perestrello noch einige Ländereien besaß, half seine Ansichten klären und allmälig zu Plänen gestalten, die gewissermaßen im Geiste der Zeit lagen.

Die „glücklichen Inseln" der Alten, das heißt die seit Jahrhunderten der Welt verloren gewesenen Kanarischen Inseln waren wieder aufgefunden worden, man hatte nach und nach das herrliche Eiland Madeira, die Azorischen Inseln, sowie das grüne Vorgebirge entdeckt, und — was früher für unmöglich gegolten — den größten Theil der afrikanischen Küste umschifft. Ein förmliches Entdeckungsfieber hatte sich der seefahrenden Nationen bemächtigt, an deren Spitze damals das kleine Portugal stand. Zahllose Gerüchte von fabelhaften Eilanden und Gestaden, die von Stürmen verschlagene Seeleute im endlosen Raume des Atlantischen Oceans gesehen haben wollten, durchschwirrten die Luft, und wenn Kolumbus auch diesen Märchen keinen Glauben schenkte, so wirkten sie doch auf seine Phantasie. Verbürgte Thatsachen, wie die, daß Seeleute ein aus westlicher Richtung hertreibendes, wunderlich geschnitztes Stück Holz aufgefischt hatten, daß am Strande der Azoren einige durch die Fluth angeschwemmte menschliche Leichname von fremder Rasse, und Schilfrohre von ungeheurer Größe, sowie Bäume aufgefunden wurden, die in den bekannten Theilen der Erde nicht wuchsen, regten ihn zu immer neuen Forschungen an. Allmälig gestaltete sich seine Annahme, daß im fernen Westen noch eine ganze Welt des Entdeckers harre, zur festen Ueberzeugung, und bald kannte er keinen heißeren Wunsch mehr, als seine Theorien in Thaten umzusetzen.

Vor Allem wollte er einen für die Handelsverhältnisse Spaniens und Portugals wichtigen näheren Seeweg nach Indien suchen, der seiner festen Ueberzeugung nach in westlicher Richtung aufzufinden war, und da seine eigenen Mittel zur Ausführung dieses Planes nicht ausreichten,

machte er den Versuch, die Mächtigen dieser Erde dafür zu gewinnen.

Er wendete sich zuerst an König Johann II. von Portugal, wurde auch zu einer persönlichen Audienz zugelassen, fand aber, als er seine Projekte darlegte, nur ein ungläubiges Lächeln. Der König überflog die vor ihm entrollten Karten gelangweilt mit den Augen, aber Kolumbus war ein guter Sprecher, beherrschte seinen Stoff vollkommen und redete aus innerster, begeisterter Ueberzeugung heraus. Es gelang ihm endlich doch, das Interesse des Königs anzuregen, und schon schien seine Sache gewonnen, als der König fragte, was er für die Aufsuchung und etwaige Eroberung der im Westen vermutheten Erdtheile verlange.

Seine Forderung war keine geringe. Kolumbus, der ein bedeutendes Selbstbewußtsein besaß und sich innerlich jedem Könige gleich fühlte, forderte fürstlich. Die jahrelange geduldige Arbeit sollte ihm und seiner Familie Reichthum, Macht und Ehre einbringen. Er verlangte den Rang eines Admirals, den Titel eines Vicekönigs über alle Länder, die er entdecken, und den zehnten Theil der Einkünfte, die sie der Krone bringen würden.

Diese Ansprüche erschienen dem König viel zu hoch. In der Hoffnung, sie herabzustimmen, beendigte er die Audienz, versprach, sich die Sache zu überlegen, rief aber sofort einige seiner gefügigen Kreaturen herbei, und diese entschieden, daß, da die See Jedem offen stehe, nichts einfacher sei, als sich von dem Werth oder Unwerth der Pläne des Genuesen zu überzeugen, indem man einen zuverlässigen Seemann beauftrage, auf dem von Kolumbus angegebenen Wege das verheißene Land zu suchen. Wenn man dazu eben nur dem Wege der Sonne nach Westen zu folgen hatte, so konnte das ein Jeder ausführen, und gelang das Unternehmen, so war der König an kein Versprechen gebunden.

Dieser saubere Plan, der später, als der Ruhm des großen Entdeckers die Welt erfüllte, abgeleugnet wurde, gelangte wirklich zur Ausführung. Man sandte ein Schiff nach den unbekannten Regionen ab; aber der Kapitän desselben, von der Größe der Aufgabe erschreckt, kehrte bald um und erklärte: Kolumbus sei ein Träumer und großer Narr. Er, der praktische Seemann, habe sich überzeugt, daß in der unendlichen Wasserwüste kein Fleckchen Erde zu entdecken sei.

Der Stolz des Genuesen bäumte sich gegen eine solche Hinterlist mächtig auf; aber an seiner Ueberzeugung wurde er nicht irre. Neun volle Jahre hatte er an seine Studien gesetzt, hatte dabei seine Beschäftigung als Kartenzeichner vernachlässigt und das kleine Vermögen seiner Frau verbraucht, ja, er war tief in Schulden gerathen. Um das Unglück voll zu machen, entriß ihm der Tod um dieselbe Zeit auch die getreue, geliebte Lebensgefährtin, und jetzt stand der vielgeprüfte Mann trauernden Herzens vor einem verödeten Heim und einem, wie es schien, vergeudeten Leben.

Aber Kolumbus war nicht der Mann, sich in nutzlosem Gram zu verzehren. Die Ueberzeugung, daß er zum Entdecker neuer Länder bestimmt sei, gab seinem ganzen Wesen einen geistigen Schwung, der ihn unter den schwersten Prüfungen gegen Schwachheit und Verzagen schützte, die eiserne Beharrlichkeit seines Charakters stärkte, ihn getrosten Muthes in die Zukunft schauen und ihn keinen Augenblick an seinem endlichen Erfolge zweifeln ließ.

Gegen Ende des Jahres 1484 kehrte er Lissabon, wie es scheint von Schulden bedrängt, heimlich den Rücken, nahm seinen einzigen Sohn, den neunjährigen Diego, mit sich und ging — wahrscheinlich ohne selbst noch recht zu wissen wohin. Man sagt, er sei im Laufe des nächsten Jahres in Venedig und Genua gewesen, um die Senatoren dieser

Handelsrepubliken für seine Ideen zu gewinnen, habe aber auch dort nur taube Ohren und ungläubiges Lächeln gefunden. Im Jahre 1485 endlich tauchte er in der kleinen Hafenstadt Palos in Spanien auf.

Ein bestaubter, abgerissener Fußwanderer klopfte eines Abends an das Thor des etwa eine halbe Stunde vor der Stadt liegenden Franziskanerklosters Santa Maria de Rabida mit der Bitte, seinem Knaben, den er an der Hand führte, ein Stück Brod und einen Trunk Wasser zu reichen. Er wurde aufgefordert, einzutreten, und während er in der Vorhalle auf die erbetene Gabe wartete, schritt der Prior des Klosters, Juan Perez de Marchena, vorüber. Ein gewisses Etwas in dem Wesen des müden Wegfahrers fesselte die Aufmerksamkeit des Priesters. Der Mann war von schöner, mehr als mittelgroßer Gestalt, hatte ein edel geschnittenes, ovales Gesicht, das durch zwei hellblaue, blitzende Augen gleichsam erleuchtet wurde, eine feingebogene Adlernase und üppig gelocktes, wenn auch bereits ergrautes Haupthaar. Trotz des ärmlichen Aufzuges lag in seiner ganzen Haltung etwas Vornehmes, Gebietendes, und nachdem der Prior einige Worte mit ihm gewechselt, wußte er, daß er einen ungewöhnlichen Menschen vor sich hatte.

Kolumbus, denn er war der Mann, der bettelnd von Land zu Land zog, um den Fürsten die Entdeckung einer Welt anzubieten, erzählte ihm auf seine theilnehmenden Fragen Einiges aus seinem Leben, und die Folge war die Einladung, so lange im Kloster zu bleiben, bis er sich gehörig ausgeruht hatte.

Die beiden Männer wurden bald näher bekannt. Der Prior hörte die hochfliegenden Pläne seines seltsamen Gastes, sowie die Beweisgründe, auf die sie sich stützten, mit immer größerer Theilnahme an und ging verständnißvoll auf seine Ideen ein. Bei den übrigen Kloster-

brüdern fand er freilich wenig Interesse, desto mehr aber bei einem in Palos wohnenden Arzte, einen großen Freund der Erdkunde, den der Prior zu den Unterhaltungen mit dem Fremden zuzog, und der Bildung genug besaß, um die Beweisführung des Gastes zu begreifen. Er bestärkte den Prior in seinem Glauben an die neuen Ideen, und dieser redete Kolumbus nicht nur dringend zu, sich mit seinen Plänen an den königlichen Hof von Spanien zu wenden, sondern stattete ihn auch mit Allem aus, was dazu notwendig war. Er versorgte ihn mit Kleidern und Gold und gab ihm einen Empfehlungsbrief an seinen Studiengenossen Fernando Talavero, den Beichtvater der Königin, mit. Der kleine Diego sollte während der Abwesenheit des Vaters im Kloster zurückbleiben.

Dankerfüllten Herzens und in allen seinen Hoffnungen neu gestärkt, zog Kolumbus nach Cordova, wo sich der Hof damals aufhielt; aber er sollte sich bald überzeugen, daß der Moment ein sehr ungünstiger war. König Ferdinand, im Kriege mit den Mauren, befand sich im Felde, Königin Isabella, die Mitregentin des Reiches, war mit Staatsgeschäften überhäuft, und außerdem lehnte ihr Beichtvater es entschieden ab, dem ihm empfohlenen Schützlinge des Priors von Rabida eine Audienz zu vermitteln, da er die ihm vorgelegten Pläne als unausführbare Hirngespinnste betrachtete.

So wurde der Aufenthalt in Cordova für Kolumbus zu einer Zeit der härtesten Enttäuschungen, und seine Mittel gingen zu Ende, ohne daß er auch nur das Mindeste erreicht hatte. In der Noth griff er wieder zu seinem früheren Berufe als Kartenzeichner, aber diese Beschäftigung würde ihn in Cordova kaum vor dem Hungertode geschützt haben. Sein Freund Perez kam ihm wieder und wieder zu Hilfe und endlich, nach unsäglichen Mühen und Fehlschlägen, gelang es dem unerschütterliche Manne den-

noch, einige einflußreiche Gönner zu finden. Der wichtigste unter ihnen war der Kardinal und Erzbischof von Toledo.

Dieser Kirchenfürst, ein bedeutender Kopf, begriff, welche ungeheueren Resultate das Unternehmen, wenn es gelang, haben könnte, und seinem Einflusse gelang es schließlich, Kolumbus eine Audienz bei den Souveränen zu erwirken.

Endlich schien dem Schwergeprüften ein Lohn zu winken! Es war bekannt, daß König Ferdinand die Erfolge Portugals zur See mit eifersüchtigen Augen beobachtete; die Königin war von vornherein jedem Unternehmen hold, das eine Gelegenheit bot, das Christenthum in fernen Ländern zu verbreiten, und so betrat Kolumbus den Audienzsaal mit großen Hoffnungen.

Ziemlich enttäuscht sollte er ihn wieder verlassen. König Ferdinand war für Unternehmungen, die keine augenblicklichen pekuniären Vortheile versprachen, schwer zu zu begeistern. Er schob die Entscheidung hinaus, bis er die berühmtesten Mathematiker, Astronomen und Kosmographen seines Reiches gehört hätte, und berief auch wirklich zur Untersuchung der Sache eine Versammlung nach Salamanca.

Nach jahrelangen Verhandlungen einigte sich diese gelehrte Gesellschaft endlich 1491 — also sechs Jahre nachdem Kolumbus mit seiner Entdeckung an den spanischen Hof gekommen war — dahin, daß die Ideen des Genuesen, die dieser selbst vor der Versammlung mit aller Energie verfochten hatte, jeder vernünftigen Begründung entbehrten, und sein Unternehmen als ein thörichtes, der spanischen Krone unwürdiges bezeichnet werden müßte.

Die Königin, eine Frau von weiterem Blick, war mit dieser Entscheidung nicht einverstanden. Sie ließ Kolumbus vertröstende Worte zugehen, aber er selbst, der unter den

aufreibenden Kämpfen für seine großen Pläne fünfundvierzig Jahr alt geworden war, empfand nach diesem neuen Fehlschlage mehr denn je die Nothwendigkeit, einen anderen Boden für die Sache zu suchen. Ueber sechs Jahre war er, immer vertröstet, immer hoffend und auf einen günstigen Moment harrend, dem Hofe nach allen Feldlagern und Residenzen gefolgt. Man hatte ihn nie wirklich entlassen, sondern ihn, seit der Audienz beim Könige, als gewissermaßen zum Hofe gehörig betrachtet, hatte auch durch Zahlung eines Wartegeldes für seine dringendsten Bedürfnisse gesorgt, aber er hatte nicht das Geringste für seine Sache erreicht. Die Höflinge hatten ihn verhöhnt und als Wolkengänger und Visionär verlacht, die Kinder auf der Straße pflegten, wenn sie ihm begegneten, eine Fingerspitze an die Stirn zu legen, zum Zeichen, daß man ihn für einen Verrückten hielt, und trotz seiner großen Selbstbeherrschung wäre ihm wohl die Geduld schon eher ausgegangen, hätten ihn nicht zarte Herzensbande an Spanien gefesselt.

Die Liebe zu einer hochgebildeten Frau, der Mutter seines zweiten Sohnes, Fernando, hielt ihn fest und half ihm gleichzeitig, die Qualen der Erwartung, die Demüthigungen und Enttäuschungen ertragen, woran diese Periode seines Lebens so überreich war.

Nach dem Ausspruche der Weisen von Salamanca war Alles zu Ende. Der hart geprüfte Mann schüttelte den Staub des Hofes von seinen Füßen und kehrte zu seinem Freunde nach Palos zurück, um sich von hier aus nach Frankreich oder England einzuschiffen. Aber Juan Perez gab die Sache noch nicht verloren. Er schrieb an die Königin einen Brief, worin er sie beschwor, ein so hochwichtiges Unternehmen nicht in die Hände fremder Mächte kommen zu lassen, eilte dann, ihrer Einladung folgend und die Beschwerden und Gefahren der Reise nicht

achtend, persönlich zu ihr und kehrte überglücklich nach Palos zurück.

Die Königin beschied den großen Entdecker noch einmal zu sich, sandte ihm durch den Prior Reisegeld, und Anfangs 1492 erschien Kolumbus noch einmal am spanischen Hofe, der sich damals im Feldlager von Granada befand. Der Zeitpunkt konnte kein glücklicherer sein. Granada, die letzte maurische Stadt, war erobert, und in der Freude darüber wurde einer neu zusammenberufenen Kommission der Befehl ertheilt, sich mit Kolumbus über die zunächst vorzunehmenden Schritte zu berathen und sich mit ihm über die Bedingungen zu einigen.

Die mit der Verhandlung betrauten Granden erwarteten natürlich, daß der einfache Seemann, der namenlose Abenteurer ohne Rang und Amt, sehr bescheidene Ansprüche machen würde. Sie kannten das stolze, königliche Selbstgefühl des Mannes eben nicht! Wie früher von dem Könige von Portugal, verlangte er auch jetzt den Rang eines Admirals, den Titel eines Vicekönigs und für sich und seine Nachkommen den zehnten Theil der Einnahmen aus den neu entdeckten Ländern, freilich ohne selbst zu ahnen, daß er seiner Familie damit beinahe die halbe Welt zehntpflichtig machte.

Diese Forderungen stießen auf den heftigsten Widerstand; auch die Königin fand, daß ihr Schützling alles Maß überschreite, und man bot Kolumbus eine Abfindung, wie man sie für recht und billig hielt, indem man hinzufügte: daß, wenn er auf diese Bedingungen nicht eingehe, die Verhandlungen als abgebrochen zu betrachten seien.

Zum Kummer seiner Freunde und zum nicht geringen Erstaunen der Kommission nahm der stolze Mann die Herren beim Wort. Hoch erhobenen Hauptes verließ er den Sitzungssaal, begab sich nach seiner Wohnung, packte seine wenigen Habseligkeiten zusammen und ergriff noch

einmal, ebenso arm wie er gekommen, den Wanderstab. Etwa sechs Meilen von Granada hörte er plötzlich Hufschlag und lautes Rufen hinter sich. Er sah sich um und erblickte einen Boten der Königin, der ihm die Kunde brachte: Ihre Majestät habe seine Vorschläge noch einmal in Ueberlegung gezogen und alle seine Bedingungen angenommen.

Kolumbus, der unfruchtbaren Verhandlungen, in denen er die besten Jahre seines Lebens verloren hatte, von Herzen müde, beeilte sich indessen keineswegs, der Einladung zu folgen, sondern schien im Gegentheil halb und halb entschlossen, seine Reise fortzusetzen. Erst auf die wiederholte Versicherung, daß die Zusage der Königin eine ganze bestimmte sei, entschloß er sich, nach Granada zurückzukehren.

Die langen schweren Jahre des Wartens und Hoffens waren vorüber, die Zeit des Handelns war endlich gekommen!

Am 3. August 1492 gingen die drei kleinen Schiffe, die man Kolumbus zur Verfügung gestellt hatte, unter Segel, und am 12. Oktober desselben Jahres betrat der kühne Entdecker, bekleidet mit dem königlichen Purpur, auf der Insel Guanahani — dem heutigen Watling-Island der Bahamagruppe — zum ersten Male den Boden der neuen Welt. —

Nach dieser ersten Entdeckungsreise, die für ihn der glänzendste Triumph seines Lebens war und ihn zu einem der gefeiertsten Helden Spaniens machte, unternahm er noch drei andere, doch bewies er im Befehlen und Regieren der neu entdeckten Lande, die sich schnell mit spanischen Auswanderern und Abenteurern füllten, nicht die geniale Begabung, die ihn zu seinem ersten Erfolge geführt hatte. Durch den Besitz der Macht steigerte sich sein Selbstbewußtsein zur Anmaßung; er ließ sich dadurch

zu schweren Grausamkeiten gegen die Eingeborenen der neuen Länder verleiten, seine Feinde und Neider am spanischen Hofe waren auch nicht müßig, und so kam es, daß er nach der vierten erfolglosen und unglücklich verlaufenen Reise vollständig in Ungnade viel. Seiner Rechte, Würden und Einkünfte beraubt, starb Kolumbus, gebrochen an Geist und Körper, am 21. Mai 1506 zu Valladolid.

Die Wirkung der Arzneimittel.

Populär-medicinische Studie.

Von

Dr. Friedrich Parkner.

Im Allgemeinen hält es der Laie für selbstverständlich, daß dem Arzt für jede einzelne Krankheit ein oder mehrere bestimmte Arzneimittel zur Verfügung stehen, die er nach Erkennung des Leidens nur zu verordnen braucht, um dann der gewünschten Wirkung sicher sein zu können. Diese Ansicht rührt von der Anschauung her, daß die Wirkung der Arzneimittel in allen Fällen die gleiche sei. Dabei wird aber völlig außer Acht gelassen, daß, wenn auch natürlich die Haupteigenschaft eines jeden Medikaments sich immer in derselben Weise äußern muß, doch auf der anderen Seite die Verschiedenheit der Umstände zu berücksichtigen ist, unter denen es auf den Körper des Kranken einzuwirken hat. Diese Verschiedenheit ist eine sehr große.

Je nachdem das Medikament seinen Einfluß auf die

Gewebstheile äußert, ob es sich am Orte der Anwendung bethätigt, oder sich erst in entfernteren Organen entfaltet, unterscheidet man Arzneimittel von örtlicher und entfernter Wirkung. Die meisten Arzneistoffe besitzen gleichzeitig örtliche und entfernte Wirkung, nur überwiegt in der Regel die eine die andere. Die Aufnahme der Medikamente erfolgt durch Aufsaugung, bei der hauptsächlich die Venen und die feinverzweigten Kapillargefäße betheiligt sind. Denn auch wenn wir feste Medikamente anwenden, findet sich an den meisten Körperstellen mit Ausnahme der Oberhaut doch soviel wässerige Flüssigkeit vor, daß die zur Erzielung der beabsichtigten Wirkung nöthige Menge gelöst und dann aufgesaugt werden kann.

Es hat eine Zeit gegeben, wo man nicht das Blut als den Träger der Arzneistoffe ansehen wollte, sondern, da man in sehr vielen Fällen ungewöhnliche Erscheinungen des Nervensystems beobachtete, die Nervenbahnen als Verbreiter der Arzneiwirkung bezeichnen zu müssen glaubte. Die für die Entstehung entfernter Wirkungen durch Vermittelung des Nervensystems vorgebrachten Gründe beziehen sich sämmtlich auf starkwirkende und in großen Gaben giftige Substanzen. Man legte namentlich besonders Gewicht auf die Schnelligkeit der Wirkung gewisser Gifte, wie der Blausäure und des Nikotins. In der That erfolgen die Wirkungen dieser Gifte schneller, als der Umlauf des Blutes sich vollendet, aber es bedarf auch keines ganzen Blutumlaufes, um die Wirkung hervortreten zu lassen.

Die genannten Stoffe sind nämlich bei verhältnißmäßig niederer Temperatur flüchtig, und außerdem kommen bei ihrer Einwirkung nicht nur Gehirn und Rückenmark, sondern auch die Nervenendungen in Lungen und Herz in Betracht. Wenn wir daher ein solches Gift in den Mund nehmen, so wird sich ein Theil davon verflüchtigen und

nun in die Lunge eingeathmet werden. Es wird also den in ihr befindlichen Angriffspunkten mit einer Schnelligkeit zugeführt, welche diejenige bei Weitem übertreffen muß, mit welcher der Blutkreislauf seinen Weg zurücklegt. Hieraus erkärt sich demnach die Plötzlichkeit der Wirkung.

Man hat sich ferner auf die winzigen Mengen, die von gewissen Giften zur Hervorbringung einer heftigen und selbst tödtlichen Wirkung ausreichen, bezogen und behauptet, daß von manchen Giften nichts verschwinde, obgleich darnach der Tod eintrete. In Wirklichkeit ist Letzteres unrichtig. Man findet bei tödtlichen Vergiftungen im Magen niemals die Menge Gift wieder, die vorher eingeführt war und wenn von Gemengen giftiger Substanzen, wie beim Opium, dieselbe oder doch fast dieselbe Menge ausnahmsweise wieder aufgefunden werden kann, so ist das Gewicht keineswegs entscheidend, da durch Anfeuchtung die giftigen Bestandtheile schwerer geworden sind, und dadurch das eigentlich fehlende Gewicht ersetzt worden ist.

Es bleibt also die Annahme richtig, daß das Blut es ist, welches durch Auffaugung der Arzneistoffe die Wirkung im Körper hervorbringt. Man hat auch experimentell den Nachweis dafür zu liefern gesucht, indem man eine Vene bloßlegte und auf ihre Wand eine Giftlösung brachte. Mit der Verminderung der Giftstoffe zeigten sich die entfernten Wirkungen des Giftes.

Auf Voraussetzung der Auffaugungskraft des Blutes beruht auch die Anwendung des Schröpfkopfes bei Vergiftungen durch Schlangenbisse, die ja nichts Anderes bezweckt, als das Blut, welches das Gift bereits aufgenommen hat, aus der Wunde herauszuziehen. In dem vielfachen glücklichen Erfolg liegt der Beweis, daß das Blut und nicht die Nerven als Träger der Giftstoffe angesehen werden müssen.

Für die Mehrzahl der Arzneimittel genügen die wässe-

rigen Flüssigkeiten, die wir, wie schon erwähnt, allenthalben im Körper finden, zur Lösung. Bei manchen Stoffen aber und namentlich bei denen, die sich schwer in Wasser lösen, sind komplizirtere Veränderungen nöthig, die nicht durch das allen Stellen gemeinsame Lösemittel, sondern durch die Einflüsse nur an bestimmten Punkten vorhandener Bestandtheile des Organismus hervorgebracht werden können. Es erklärt sich hierdurch, wie gewisse Substanzen nur, wenn sie an bestimmten Körperstellen angewendet werden, ihre Wirkung entfalten, während andere an jeder feuchten Körperstelle zur Aufsaugung gelangen.

Als Beispiel sei Bariumkarbonat genannt. Wenn man diesen in Wasser unlöslichen Stoff auf die Hautfläche bringt, so verursacht er keinerlei Wirkung, führt man ihn dagegen in den Magen ein, so wird unter dem Einfluß der Chlorwasserstoffsäure Chlorbarium gebildet, das nun in die Blutbahn aufgenommen wird und sehr heftige Vergiftungserscheinungen hervorruft. Einen anderen Beleg gibt der Eiweißstoff der Mandeln, das Emulsin. Bringt man dieses außerhalb des Körpers mit dem stickstoffhaltigen Glykoside der bitteren Mandeln, dem Amygdalin, zusammen, so findet eine Spaltung des letzteren statt, wobei sich die für den Organismus in kleinen Mengen sehr gefährliche Cyanwasserstoffsäure bildet. Führt man nun Amygdalin und Emulsin kurz nacheinander in den Darmkanal eines Thieres ein, oder spritzt man beide Stoffe rasch nacheinander in das Blut oder bringt auch das Amygdalin in den Magen und das Emulsin in das Blut, so tritt bald eine Blausäurevergiftung ein. Verwendet man dagegen das Emulsin innerlich und bringt Amygdalin in das Blut, so entsteht keine Blausäurevergiftung, ein Beweis, daß das Emulsin im Magen oder Darmkanal eine Veränderung erfahren hat, die es seiner bisherigen Eigenschaften beraubte.

Die Reihe der Aussonderungen, die auf die Medikamente einen verändernden Einfluß ausüben, beginnt schon mit der Mundflüssigkeit. Die Mundflüssigkeit ist ein Gemenge der Aussonderungen der Speicheldrüsen und Schleimdrüsen der Mundhöhle und von alkalischer Natur, vermag deshalb geringe Mengen von Säuren abzustumpfen und manche in reinem Wasser nicht lösliche Stoffe, wie Harze, aufzulösen. Indessen ist ihre Einwirkung wegen der kurzen Dauer des Aufenthaltes der Arzneimittel im Munde nur eine nebensächliche. Die hauptsächliche Wirkung des Speichels besteht darin, daß er durch das in ihm enthaltene Ferment Stärkemehl in Stärkegummi und Zucker umwandelt.

Im Magensafte ist es vornehmlich die Chlorwasserstoffsäure, die an den Medikamenten die meisten Veränderungen hervorruft. Sie verbindet sich mit Alkalien, Metalloxyden und Alkaloiden zu Salzen und treibt aus Kohlensäuresalzen die Kohlensäure aus. Neben der Chlorwasserstoffsäure ist noch das im Magensafte enthaltene Pepsin von erheblicher Bedeutung für die als Medikament verwendeten Eiweißstoffe, die es in lösliche Peptone umwandelt.

Im Dünndarm treffen die Arzneistoffe mit dem Bauchspeichel, der Galle und dem Darmsafte zusammen. Im Bauchspeichel ist das diastatische und peptische Ferment wirksam. Durch das erstere vermag der Bauchspeichel Stärke in Zucker umzuwandeln, das letztere vollendet in alkalischer Flüssigkeit die Ueberführung derjenigen Reste von Eiweißstoffen und Leim in Peptone, die der Magenverdauung entgangen sind. Der Darmsaft wirkt im Allgemeinen dem Bauchspeichel gleich auf Eiweißstoffe und Stärke ein und verwandelt Rohrzucker in Traubenzucker.

Wichtiger noch ist die Galle, deren physiologische Bedeutung auf der Aufsaugung der Fette und der Eiweiß-

stoffe, die sie aus schwachsaurer Lösung niederschlägt und an den Darmwänden anheftet, beruht. Sie ist für eine Reihe von Stoffen ein unentbehrliches Lösungsmittel, deren Wirkung vollständig ausbleibt, wenn sie ohne die Galle in Berührung mit der Darmschleimhaut gebracht werden. So bleibt Jalappin, Konvolvulin und Gutti ohne alle medikamentöse Wirkung, wenn die Galle ausgeschaltet ist. Im Blinddarme macht sich eine saure Reaktion geltend, die durch die Gährungsprozesse pflanzlicher Nahrungsmittel bedingt wird. Die in den unteren Darmparthien sich vorfindenden Säuren, wie Essigsäure und Buttersäure, geben zur Bildung von Salzen Veranlassung. Unter diesen Umständen wird es klar sein, daß ein Arzneimittel an verschiedenen Stellen in verschiedener Weise, also mehrere Male, chemisch verändert werden kann. Der Schwefel wird unter dem Einfluß der Alkalien des Darms in Schwefelalkali verwandelt, dieses aber im Dickdarm durch Kohlensäure wieder zum Theil zersetzt und Schwefelwasserstoff frei gemacht.

Ist demnach das Arzneimittel einer Kette von Einwirkungen unterworfen, die normaler Weise sich geltend machen, so verknüpfen sich auch mit ihm selbst mancherlei Bedingungen, von deren Erfüllung ein großer Theil des Erfolges abhängt. So ist es schon ein Gegenstand reiflicher Ueberlegung, in welcher Menge ein Arzneimittel zu geben ist, da es Medikamente gibt, deren Wirkung in kleinen und großen Gaben eine geradezu entgegengesetzte ist. Brechweinstein z. B., in geringer Menge dem Körper zugeführt, wirkt auf den Blutkreislauf und die Schleimhäute der Athmungsorgane anregend, in größerer Gabe verabreicht ruft er den bekannten Brechreiz hervor, von dem er seinen Namen führt.

Ferner ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob das Medikament in einer einzigen Gabe eingenommen, oder dieselbe

Menge auf verschiedene Gaben vertheilt wird. Im Allgemeinen wird eine schnelle Wirkung am besten durch eine einzige große Dosis erzielt, die auch häufig ebenso anhaltend wirkt, wie längere Zeit gereichte kleinere Mengen. Doch auch hierbei verhalten sich nicht alle Medikamente gleichartig.

Auch hängt von dem Zustande, in dem die Arzneistoffe zur Verwendung gelangen, viel ab. Die entfernte Wirkung kommt um so rascher und energischer zu Stande, je feiner vertheilt das Medikament ist, also im tropfbar-flüssigen oder gasförmigen Zustande. Manche Stoffe wirken geradezu anders in fester Masse, als in Lösung. Kampher bringt, stückweise verschluckt, leicht Reizung des Magens hervor, während dieselbe Menge, in Oel gelöst, keine örtliche Erscheinung erregt, sondern auf das Nervensystem einwirkt. Schwefelmilch, durch Fällung gewonnen und deshalb fein vertheilt, wirkt viel stärker, als die gewöhnlichen Schwefelblumen. Chininlösungen rufen viel leichter Ohrenbrausen hervor, als in Pulverform dargereichtes Chinin.

Die auffallendsten Thatsachen werden aber bei Vergiftungen beobachtet. So stellt sich bei Phosphorvergiftung häufig Verschlimmerung und selbst der tödtliche Ausgang ein, wenn dem Kranken Oel oder ölige Mischungen dargereicht werden, die örtliche Krankheitsäußerungen bekämpfen sollen.

Diese Beobachtung führt uns zu der bedeutungsvollen Eigenthümlichkeit, daß Medikamente, die aufeinander chemisch einwirken, auch wenn sie voneinander an ganz entfernten Punkten zur Anwendung gelangen, dennoch sich verbinden und zuweilen zu Reizungen Veranlassung geben. Einen interessanten Beleg hierfür bietet die an Kindern mit skrophulösen Augenentzündungen wiederholt gemachte Erfahrung, daß bei gleichzeitigem inneren Gebrauch von Jod und Einstreuen von Kalomel auf die Augenbindehaut

eine sehr heftige Entzündung derselben eintritt, die ihre Entstehung der Einwirkung des mit den Thränen ausgeschiedenen Jods auf das Kalomel verdankt.

Außerdem kommen aber auch individuelle Verschiedenheiten der einzelnen Personen in Betracht. Wie wir kein Individuum kennen, das in seinen geistigen Eigenschaften vollkommen einem anderen gleicht, so ist es auch mit den körperlichen Veranlagungen der Fall. Diese Ungleichheit der Individualität zeigt sich am Krankenbett auf's Deutlichste. Unter denselben äußeren Verhältnissen tritt bei Zufuhr der nämlichen Menge eines Quecksilberpräparates bei Individuen, die gleich gut ernährt und gleich alt sind, bei dem einen rasch Speichelfluß ein, bei dem andern erst viel später. Dieselbe Dosis Chloralhydrat erzeugt bei einer Person Schlaf, bei der anderen Aufregung und Delirium. Opium und Morphin verursachen bei manchen Kranken gastrische Störungen und hinterlassen Kopfschmerzen und Betäubung nach Gaben, die andere ohne jede Unannehmlichkeit vertragen. Auch äußere Mittel, wie Terpentinpflaster, rufen bei Einzelnen viel stärkere Hautreizung hervor, als es durchschnittlich der Fall zu sein pflegt.

Bei gewissen Menschen artet diese Empfindlichkeit zu einer vollständigen Idiosynkrasie aus, zu einer krankhaft gesteigerten Abneigung gegen bestimmte Stoffe. Am häufigsten trifft dies bei Wirkungen auf die Haut zu, wo nach Arzneimitteln öfters unter Unwohlsein und selbst Fieber sich Ausschläge bilden, die sich in Form von Quaddeln als Nesselfieber, ausgedehnte Röthung oder Furunkeln zeigen. Es spielen hierbei namentlich auch Morphin, Belladona, Chinin und Kalomel eine Rolle. Man hat gemeint, daß die Entstehung der Ausschläge an das Vorhandensein nervöser Reizbarkeit geknüpft sei, aber nicht nur hysterische Frauen, sondern auch starkgebaute Männer

mit phlegmatischem Temperament zeigen dieselbe Idiosynkrasie. Sonderbarer Weise wird sie mitunter auch nach ganz gleichgiltigen Stoffen, wie Honig und Süßholz beobachtet, ja, Nahrungsmittel, die begehrt und geschätzt sind, wie Krebse und Erdbeeren, rufen dieselben Störungen hervor.

Im Gegensatz zu den Idiosynkrasien steht die Immunität, wonach einzelne Personen von gewissen Arzneimitteln viel weniger beeinflußt werden als die große Mehrzahl. Die Immunität kann angeboren sein, ist aber in der Regel erworben und zwar meist durch längeren Gebrauch des betreffenden Medikaments, wodurch dem Organismus allmälig die Fähigkeit entzogen wird, auf die Einwirkung gewisser Dosen zu antworten, und eine Abstumpfung seiner Empfindlichkeit eintritt.

Dem Arzt kann aus diesem Verhalten des Körpers eine große Plage erwachsen, wenn er längere Zeit hindurch wegen eines körperlichen Leidens Medikamente zu reichen gezwungen ist, deren Wirkung sich abschwächt. Er kann sich dann dadurch helfen, daß er verschieden lange arzneifreie Zeiträume einschiebt, oder, wenn dies die Patienten nicht vertragen, statt des ersten ein ihm ähnliches Mittel, etwa für Opium den indischen Hanf, verordnet.

Von manchen narkotischen Stoffen, wie Alkohol im Bier und Branntwein und Nikotin im Tabak, lehrt die tägliche Erfahrung, daß eine Gewöhnung an ihren Gebrauch stattfindet. Sehr auffällig stellt sich die Immunität beim Opium dar. Vom Opium, dessen tödtliche Gabe sich auf 1,25 bis 2,0 Gramm beläuft, verzehren chinesische Opiumraucher durschnittlich 4 bis 8 Gramm und bringen es sogar bis auf 15 Gramm täglich. Christison berichtet von einer alten Frau, die 40 Jahre hindurch täglich 15 Gramm Opiumtinktur nahm, und der englische Dichter Coleridge brachte es sogar auf 1000 Tropfen Laudanum,

gegen 50 Gramm Opium. Es ist eine Anzahl von Fällen bekannt, wo sich Kranke an den Gebrauch der für den Erwachsenen tödtlichen Dose des hauptsächlichsten Bestandtheils des Opiums, des Morphins, gewöhnten, dieselbe in einem Tage wiederholt nahmen und den Genuß mehrere Jahre hindurch fortsetzten, so daß sie im Ganzen mehrere Pfund Morphin aufzehrten. Die Sitte des Arsenikessens in Steiermark ist zu bekannt, als daß sie des Weiteren dargelegt zu werden brauchte. Nur sei erwähnt, daß die Arsenikesser mit Stücken arseniger Säure von der Größe eines Hirsekorns beginnen und allmälig bis zu 0,3 und 0,4 Gramm dieser giftigen Substanz vorschreiten.

Aber nicht an alle Arzneimittel kann eine Gewöhnung stattfinden, vielmehr gibt es Medikamente, bei denen sich die Wirkung allmälig häuft. Zu ihnen gehört die Digitalispflanze, der Fingerhut. Nach dem längeren Fortgebrauche kleinerer Gaben zeigt sich plötzlich eine stärkere und selbst tödtliche Wirkung, so daß gleichsam die in den einzelnen Dosen ruhende Eigenschaft addirt, und nun mit der ganzen Summe der Körper angegriffen wird.

Nicht ohne Einfluß auf die Arzneiwirkung ist auch der Zustand des Geisteslebens. Bei Hysterischen kommt es oft vor, daß Chloral nicht Schlaf, sondern rauschartige Zufälle hervorruft. Bekannt ist, daß das plötzliche Eintreten von Gemüthsbewegungen den günstigen Verlauf von Kuren zu unterbrechen im Stande ist.

Bei der Arzneiwirkung spricht ferner das Lebensalter mit. Im Allgemeinen wird die Gabengröße sich nach dem Körpergewicht und der Blutmenge in den verschiedenen Altersperioden zu richten haben. Da Kinder und jugendliche Individuen der Einwirkung eines Medikaments einen geringeren Körperumfang und auch eine geringere Blutmenge darbieten als Erwachsene, so ist es klar, daß sie auch durchgängig weit geringerer Gaben bedürfen. Zu-

dem erlaubt die große Reizbarkeit des Gehirns und des Nervensystems bei Kindern die Darreichung mancher Mittel nur in sehr kleinen Mengen, und es gibt Substanzen, die bei Erwachsenen in ziemlich großen Gaben nur als schwache Reize wirken, während sie bei Kindern in sehr kleinen Mengen Hirnreizung und Krämpfe hervorrufen. Am schlechtesten werden von Kindern Opiumpräparate vertragen, die man so viel als möglich meidet und nur in winzigen Mengen verabreicht. Als Gegensatz zum Opium kann das Quecksilberchlorür angeführt werden, das im kindlichen Alter viel seltener so starke Wirkungen erzielt als bei Erwachsenen.

Schließlich ist es nicht bedeutungslos, ob bei Einführung der Medikamente der Magen leer oder gefüllt ist. Ist der Magen zu der Zeit, wo der Arzneistoff in ihm anlangt, mit Nahrungsstoffen gefüllt, die mit dem verdauenden Magensaft durchtränkt sind, so kann es geschehen, daß für das Medikament keine Chlorwasserstoffsäure mehr übrig ist und es unverändert den ganzen Darmkanal passirt. Daher führen häufig große Dosen von Giften erheblich geringere Erscheinungen herbei, wenn sie kurze Zeit nach eingenommener Mahlzeit verschluckt werden. Dieser Umstand macht das Einnehmen der meisten Medikamente in angemessenen Abständen von der Mahlzeit nothwendig.

Wir pflegen meist die Arzneien nüchtern einzunehmen. Allein nicht immer ist der nüchterne Zustand der passendste, da in ihm die Magenschleimhaut erhöhte Empfindlichkeit zeigt, die zu schmerzhafter Empfindung und Erbrechen führt. Aetzende Stoffe werden demnach zum inneren Gebrauch stets nur während oder nach der Mahlzeit verabreicht.

Auch die Beschaffenheit der im Magen befindlichen Speisen selbst ist nicht ohne Belang. In den meisten Speisen sind Spuren und selbst größere Mengen von

Tannin enthalten, die mit vielen Stoffen schwer lösliche Tannate bilden und dadurch die Wirkung verzögern oder völlig aufheben. Ferner kann in größeren Mengen eingeführtes Kochsalz verändernd auf lösliche Silbersalze, desgleichen Säuren auf Leicht- und Schwermetalle wirken. Daraus ergibt sich dann die Nothwendigkeit, bei gewissen Medikamenten den Genuß einzelner Speisen zu verbieten. Sind doch andernfalls schon Vergiftungen vorgekommen. So sah man einen Kranken, der nach dem Gebrauche von Kalomel Stachelbeerkompot genossen hatte, unter den Erscheinungen einer Vergiftung durch ätzendes Quecksilbersalz zu Grunde gehen.

Nach diesen Beispielen wird der Leser sich nunmehr denken können, wie schwierig es ist, für jeden einzelnen Krankheitsfall und jede einzelne Individualität das gerade entsprechende Arzneimittel zu finden, und einsehen, wie viel dabei von dem Scharfblick und richtigen Urtheile des Arztes abhängt.

Die Bienen im Glauben und Brauche des Volkes.

Kulturgeschichtliche Skizze.

Von

Gottfried Pfeuffer.

(Nachdruck verboten.)

Kaum mit irgend einem anderen Thiere haben Volksglaube und Naturgeschichte sich so viel und so eingehend beschäftigt, als mit den Bienen, jenen kleinen Glasflüglern, welche sich wie kein anderes Insekt der Zucht und Pflege des Menschen unterworfen haben. Ihre Staatsverfassung,

ihre Baukunst und ihr Fleiß erregten von jeher die Bewunderung der Menschen, so daß Virgil, der den ganzen vierten Gesang seiner „Georgica“ den Bienen gewidmet hat, singt:

„Mancher, von solchen Beweisen geführt und solcherlei Beispiel,
Lehrte, daß in den Bienen ein Theil des göttlichen Geistes
Wohn' und ätherischer Hauch.“

Die Bienen versahen den Haushalt des Alterthums mit zwei Hauptbedürfnissen, mit Honig und Wachs; die griechische Anthologie preist sie darum als Zeugen der „goldenen Zeit, da die Natur uns selbst Nektar in Strömen verlieh.“ Die griechischen Mythologen wissen zu erzählen, daß der Vater der Götter von Bienen ernährt wurde, und in Kreta zeigte man die heilige Grotte, in der Zeus geboren wurde, und in der seine Ernährerinnen, die heiligen Bienen, wohnten. Zwei Männer, die einst wagten, dort Honig zu schöpfen, wurden von Zeus in Vögel verwandelt.

Die Griechen dachten sich den Honig als Hauptbestandtheil des Göttertrankes, und gleichwie den Göttervater Zeus als Säugling Bienen mit Honig nährten, ebenso wird von großen und berühmten Männern berichtet, daß sie als Kinder von Bienen genährt und mit der Gabe der süßen Rede beschenkt worden seien. So geschah es dem Dichter Pindar, als man ihn außer dem Hause seines Vaters aussetzte, und als die Amme des kleinen Plato einst, um ihrer Herrin beim Opfern zu helfen, den Säugling in ein Myrtengebüsch legte, kam ein Bienenschwarm und legte hymettischen Honig auf seine Lippen, ihm damit die Gabe der süßen Rede verleihend. Plato selbst vergleicht den Dichter mit einer Biene, dem leichten, geflügelten heiligen Wesen, der Gottheit voll; und ist nicht „honigsüßer Ton“ die wörtliche Uebersetzung von Melodie?

Der Honig als besänftigende, beruhigende und einschläfernde Speise, diente auch als Heilmittel bei Krankheiten. „Er macht das Auge rein und hell, er treibt aus, was die Pupillen verfinstert," sagt Dioscorides. Noch kräftiger ist, wie es scheint, die heilende Wirkung des Honigs, wenn die Biene selbst ihn bringt; denn in einem finnischen Volksliede heißt es: „Biene, du Weltvöglein, flieg' in die Weite über neue Seen, über den Mond, über die Sonne, hinter des Himmels Sterne, flieg' in den Keller des Schöpfers, in des Allmächtigen Vorrathskammer, bring' Arznei mit deinen Flügeln, Honig in deinem Schnabel für böse Eisenwunden und Feuerwunden." In diesem finnischen Liede erscheint die Biene als mächtiges überirdisches Wesen, während sie in der folgenden türkischen Erzählung eine zwar bescheidene, aber doch lieblichere Rolle spielt. „Als der Sultan von Baktrien, Ibrahim Ibn Edhem, einst beim Speisen saß, kam eine Biene heran, nahm ein Stückchen Brod vom Tische und flog damit fort. Neugierig folgte ihr der Sultan, bis sie auf einem Baum sich niederließ. Dort saß auf einem Zweige ein auf beiden Augen erblindeter Sperling, der, so wie er das Summen der Biene vernahm, seinen Schnabel aufthat. Die Biene zerlegte nunmehr das von der Tafel des Sultans geholte Brod in drei Stückchen und steckte sie dem blinden Vogel in den Schnabel, worauf sie wieder davonflog. Als Sultan Ibrahim dies sah, da entsagte er allem irdischen Thun und wendete sich dem Allmächtigen und Allgütigen zu."

Merkwürdig ist es, daß die Bibel die Bienen lediglich von der kriegerischen Seite her kennt; als Muster des Fleißes werden nur die Ameisen aufgestellt, den Bienen aber werden die Feinde verglichen. Nur das Buch Sirach nennt die Biene „ein kleines Vögelein, das die allersüßeste Frucht gibt". Diese süße Frucht, der Honig, war den

Juden wohl bekannt. Ein Land, wo „Milch und Honig fließt,“ war ihr ewiges Ideal, dessen Erreichung in zahlreichen Stellen der heiligen Schrift ihnen verheißen wird. Der Dichter des „Hohen Liedes“ vergleicht Lippen und Zunge seiner Geliebten mit Honig, und in den Sprichwörtern Salomo's wird der mäßige Genuß des Honigs empfohlen. Honig wird oft als Geschenk dargebracht, und Christus wird nach der Auferstehung von den Aposteln mit Fischen und Honigwaben bewirthet. Auch das Wachs wird oft in der Bibel erwähnt. Bei alledem scheint es aber, daß die alten Juden die Bienenzucht nicht gekannt haben, und manche Stellen der Bibel deuten darauf hin, daß sie nur den Honig der wilden Bienen genossen. Erst im Neuen Testamente wird erzählt, daß Johannes der Täufer von Heuschrecken und wildem Honig lebte, woraus sich schließen läßt, daß man damals schon anderen Honig kannte und gebrauchte.

Man hatte früher in der christlichen Kirche den symbolischen Brauch, zu Ostern Milch und Honig in den heiligen Kelch zu gießen, um damit die Wiedergeburt der Getauften zu bezeichnen. Die Milch sollte die Bitterkeit der Zeit des Sündenlebens, der Honig die Süßigkeit des Lebens im Schoße der Kirche vorstellen. Während die Christen in manchen Gegenden den Brauch haben, zu Weihnachten Honigkuchen oder Karpfen in Honigbrühe zu essen, genießt der Jude am Neujahrstage Honig als Symbol eines beginnenden süßen Jahres. Es ist immer der Gegensatz zwischen Bitter und Süß, Sünde und Gnade, Tod und Leben, der in diesen Bräuchen zum Ausdruck kommt.

Nach einer südslavischen Legende hat es mit der Entstehung der Bienen folgende Bewandtniß. Einst kamen Jesus und Petrus zu einer Frau, welche gerade Brod in den Ofen schob. Auf die Bitte des Herrn versprach die

Frau, ihnen ein Brod zu geben, und zwar das kleinste, das auf der Schaufel lag. Während des Backens wurde aber dieser Brodlaib ungeheuer groß, und die Frau sagte nun, sie habe nicht diesen, sondern einen andern Laib den zwei vermeintlichen Bettlern bestimmt. Es kam zum Streite, und die Frau warf den Laib nach den Fremden. Er traf Christus an die Schläfe und verwundete ihn. In der Wunde entstand ein Würmlein, dann flog ein Thierchen, einer Fliege ähnlich, heraus und setzte sich auf den nahen Fels. „Sieh', Petrus," sprach Jesus, „dieses Wesen ist die Biene; sie wird allezeit Wachs bereiten, ohne welches man keine Messe lesen kann."

In Uebereinstimmung damit heißt es in den alten wallisischen Gesetzbüchern: „Die Bienen sind aus dem Paradiese entsprossen, und wegen der Sünde des Menschen kamen sie von da heraus. Gott schenkte ihnen seinen Segen, und deshalb ist die Messe nicht zu singen ohne Wachs." Aehnlich heißt es in einem vlämischen Volksliede: „Die Biene, das angenehme Thierchen, dem Menschen so getreu, vertreibt ihm auch (durch das Wachs der geweihten Kerzen) beim Sterben die höllischen Geister."

Nach einer schwäbischen, in Niederösterreich und Norddeutschland ähnlich erzählten Sage ließ Gott den Bienen gleich nach der Schöpfung die Wahl, entweder am Sonntag zu feiern oder den dreiblätterigen Klee zu meiden; da wählten sie das letztere, weil sie glaubten, es könne einmal die ganze Woche hindurch regnen, am Sonntage aber schönes Wetter sein, so daß sie sieben Tage hungern müßten, und deshalb vermeiden sie auch jetzt noch die rothe Blüthe des dreiblätterigen Klee's.

Die Biene, als reines, vom Himmel gekommenes Geschöpf, das hienieden ein unschuldiges Leben führt, ward auch zum Symbol der Seele. In deutschen Sagen kommt zuweilen die Seele in Bienengestalt aus dem Körper eines

Schlafenden heraus. Noch heute gelten die Bienen dem deutschen Volke als geheiligte Thiere, und nach der Volksmeinung sind sie in der Oberpfalz „Gottesthierchen“, in Niederösterreich „Muttergottesthierchen“, in Schwaben heißen sie überdies noch „Herrgotts- oder Marienvögel“.

Das Volk traut den Bienen Unterscheidung des Guten und Bösen, sowie ein Gefühl für Recht und Unrecht zu, und man glaubt, daß sie die Nähe gewisser Menschen störe, ängstige und verletze.

Die Biene heißt mit altem Namen „Imme“, und von diesen alten Namen her heißt der Bienenzüchter Imker. Im Slavischen hat die Biene den Namen Zeidel, der Bienenzüchter heißt der Zeidler, und den Ort, wo die Bienen sich nähren, nennt man die Zeidelweide.

Die Bienen werden in der Regel vom Volke zärtlich und mit Achtung behandelt, und Wolfgang Menzel hat in seiner „Monographie der Biene“ treffend bemerkt, daß schon der patriarchalische Ausdruck „Bienenvater“ für den Bienenpfleger auf die Werthschätzung der Biene hinweist.

„Alle Thiere krepiren, aber die Biene stirbt,“ sagt das Volk am Lech. Aehnlich heißt es in Niederösterreich, wenn die Bienenstöcke zu Grunde gegangen sind, „sie sind abgestorben,“ während es im gleichen Falle bei den übrigen Thieren heißt: „sie sind hingeworden.“ Nach dem Volksglauben darf man keine Bienen tödten; in Böhmen sagt man, daß die Hand Desjenigen, der dies thue, dem Teufel verfalle. Bei geizigen Leuten sollen die Bienen nicht gedeihen, sondern sterben, und in Niederösterreich heißt es, daß sie absterben, wenn man zeidelt, ohne etwas vom Wachs und Honig zu verschenken. Sie sollen ferner unruhig werden und fortfliegen, wenn die Hausleute in Unfrieden leben, oder wenn Zwei zusammen Bienen halten, von denen Einer den Anderen betrügt. Ein Bienenvater soll auch, nach einer Volksmeinung aus dem Waldeck'schen,

keinen Bienenstock verschenken, weil sonst seine Bienen nicht gedeihen. In der Oberpfalz heißt es dagegen, man sei mit geschenkten oder geerbten Bienen am glücklichsten und dürfe beim Kaufe eines Bienenstockes nicht handeln. In Niederösterreich sagt man, wenn sich Jemand Bienen anschaffen wolle, so solle er den ersten Stock nicht kaufen, sondern trachten, daß er ihn geschenkt bekomme, weil er dann in der Bienenzucht Glück habe. Nach der Meinung des Volkes im niederösterreichischen Waldviertel soll man, wenn man einen Bienenstock kauft, eine Messe lesen lassen, ein Almosen geben oder ein anderes gutes Werk verrichten und jeden in's Haus kommenden Bienenschwarm wie einen Menschen mit „Grüß Dich Gott!" begrüßen, sowie den Tag seiner Ankunft mit geweihter Kreide auf den Bienenkorb schreiben. Bekommt man jedoch einen Bienenstock aus dritter Hand, so muß man, nach der Ansicht des Volkes in der Oberpfalz, beim Heimtragen desselben recht laufen, damit er fleißig arbeite.

Die böswillige Beschädigung oder den Diebstahl eines Bienenstockes hält man in Niederösterreich für ein sehr schweres Vergehen, wobei zugleich erwähnt sei, daß nach den „Rechten der Zeidler", wie Grimm in seinen „Weisthümern" mittheilt, der Erbrecher von Bienenstöcken gleich einem Kirchendieb bestraft werden soll, und daß nach sächsischem Rechte der Bienendieb, wenn er sein Verbrechen innerhalb der Umzäunung verübt hatte, zum Tode, wenn es aber außerhalb derselben geschehen war, zu neunfachem Ersatz des Werthes verurtheilt wurde.

Im niederösterreichischen Waldviertel glaubt man, wenn ein Bienenstock gestohlen werde, so komme es gewiß an den Tag, denn die Bienen seien ehrlich; in Westfalen aber meint man, daß ein gestohlener Bienenschwarm sterbe. Nach dem Volksglauben gibt es indessen nicht nur gewisse Mittel, um die Diebe von den Bienen fern-

zuhalten, sondern auch um einen gestohlenen Bienenstock wieder zu bekommen. So glaubte man die Diebe von den Bienen abzuhalten, wenn man dreimal um den Bienenstock herumging und dabei sagte:

„Steh Stock fest,
In deinem Bienenkäst,
Daß dich kein Diebeshand berühre
Und dich von hinnen führe!“

Einen gestohlenen Bienenstock wähnten ferner die Leute wieder zu bekommen, wenn sie ein Stück vom Altartuch und etwas Wachs von den Altarlichtern in einem Beutelchen an ein Mühlrad hängten, worauf das Gewissen den Dieb, falls er den betreffenden Stock nicht zurückerstatte, so lange peinigen werde, als dieses Rad ginge. Man meinte ferner, wenn man todte Bienen und Unrath in ein Tüchlein thue und dasselbe, ohne es mit bloßen Händen zu berühren, nach Sonnenuntergang an dem Orte, wo der Dieb den Bienenstock gestohlen, vergrabe, so bekäme der Dieb die Schwindsucht. Dem Holze, an das sich ein Bienenschwarm gesetzt hat, legt man eine magische Kraft bei; denn im Voigtlande nehmen die Mädchen etwas davon auf den Tanzboden mit, in der Meinung, dann viele Tänzer zu finden, und beim zu Markte Treiben peitscht man das Vieh daselbst mit einem Zweige, welcher am Charfreitag von einem Baume geschnitten wurde, an den sich ein Bienenschwarm gesetzt hatte, weil man glaubt, es würden sich alsdann viele Käufer finden.

Den Bienen muß nach der Volksmeinung angemeldet werden, sobald Jemand im Hause stirbt. Das geschieht z. B. in Westfalen beim Tode des Hausvaters, indem man an die Bienenkörbe klopft und den Bienen sagt, sie sollten aufwachen, denn der Hausherr sei todt. Im Oldenburgischen werden bei der Todesanzeige des Bienenhalters

die Bienenstöcke ein wenig umgesetzt, und man meint, wenn dies nicht geschähe, so würden die Bienen nicht gedeihen, sondern krank werden und sterben. Ebenso ist auch in Niederösterreich die Meinung verbreitet, daß die Bienen absterben, wenn man ihnen den Tod des Bienenvaters nicht anzeige durch Verstellen der Bienenstöcke oder durch Anklopfen an dieselben mit den Worten: „Der Bienenvater ist gestorben!“ Im Waldeck'schen aber glaubt man, wenn sonst Jemand im Hause sterbe, und den Bienen der betreffende Todesfall nicht durch dreimaliges Anklopfen bekannt gegeben werde, so würden sie fortfliegen. Im Oldenburgischen werden außerdem, während die Leiche des Bienenhalters weggeführt wird, die Bienenkörbe umgedreht, und zwar so, daß die Fluglöcher nach hinten zu stehen kommen. In Masuren aber nimmt man, sobald die Leiche des Hausherrn weggetragen wird, an den Bienenstöcken das Deckholz ab, damit sie derselbe noch segnen könne, und in Böhmen wurden im gleichen Falle die Bienenkörbe mit Flor behängt. In den eben angeführten Bräuchen ist übrigens kein spezieller Bienenkultus zu erblicken, da der Aberglaube verlangt, daß auch dem Vieh im Stalle und den Bäumen im Garten der Tod des Eigenthümers angesagt werde.

Außer den bisher angeführten Familienereignissen nennt die Volksmythe für die Bienen, sowie für die Bienenzucht gewisse Zeiten und kirchliche Feste von Bedeutung. In den drei sogenannten Rauch- oder Rauhnächten, nämlich in der Thomasnacht (21. Dezember), sowie in den Nächten von Weihnachten und Dreikönig, werden in Niederösterreich außer den Wohnungen und Stallungen auch die Bienenhütten mit geweihtem Weihrauch durchräuchert und mit Weihwasser besprengt, und wenn man am Weihnachtsabende die Bienenkörbe an einen anderen Ort überträgt, so werden sie, nach einer Volks-

meinung in Mähren, wohl viel Honig haben, aber nicht schwärmen.

In Masuren rechnet man auf viele Bienenschwärme, wenn es zu Neujahr schneit. Wenn auf Petri Stuhlfeier das Wetter irgend darnach ist, so muß man nach dem Glauben der Leute in Mecklenburg die Bienenstöcke reinigen, d. h. mit einem Flederwisch den Schmutz vom Bodenbrette unter den Bienenkörben wegfegen. Am Feste Mariä Lichtmeß darf im Waldeck'schen ein Bienenvater weder eine Reise noch einen Besuch außerhalb des Hauses machen, sonst ziehen im nächsten Frühling die jungen Bienenschwärme fort, und am Niederrhein versprach man sich ein gutes Bienenjahr, wenn bei der Lichterprozession, wie sie an diesem Tage früher daselbst um die Kirche stattfand, der Wind die brennenden Kerzen nicht auslöschte. Nach der Meinung des Volkes in Schwaben soll man die Bienen das erste Mal am St. Gertrudstage (17. März) ausstellen, und es wird vor dieser Ausstellung der Bienenkorb mit „Dreifaltigkeitswasser" besprengt und auf das Bodenbrett vor das Flugloch „Dreikönigssalz" gelegt. Im Oldenburgischen meint man, daß im ganzen Jahre keine Bienen wegfliegen und sich beim Schwärmen niedrig setzen, wenn man sie am Gründonnerstag, bevor die Sonne aufgeht, füttert und ihnen etwas Erde von einem in der letzten Nacht aufgeworfenen Maulwurfshaufen in das Futter gibt. Am Charfreitag, und zwar ebenfalls vor Sonnenaufgang, nimmt man in Masuren einen Teller mit Schrotmehl und segnet die Bienenstöcke, indem man um sie herumgeht und das Mehl ausstreut, mit den Worten: „Ihr Bienen und Königinnen, setzt euch auf eueres Herrn Acker und Wiesen, wie es der Herr Christus geboten zum Sammeln von Wachs und Honig." Am Fronleichnamstage werden im Böhmerwalde aus natürlichen Blumen und drei Kornähren gewundene Kränze,

nachdem sie zuvor bei der Prozession von den Leuten mitgetragen wurden, auf die Bienenstöcke gelegt, wo sie bis zum nächsten Fronleichnamsfeste liegen bleiben.

Ein recht frühes Schwärmen der Bienen sehen die Bienenväter sehr gerne, weil dann das Volk desto eher erstarken, sowie reichliche Wintervorräthe einsammeln kann, und weil dann weniger mit künstlichem und kostspieligem Futter nachgeholfen werden muß. So sagt eine Bauernregel:

Ein Schwarm im Mai,
Gilt ein Fuder Heu;
Ein Schwarm im Jun',
Ein fettes Huhn;
Ein Schwarm im Jul',
Keine Federspul.

In Bayern wird, wenn ein Bienenstock schwärmt, mit einem Schlüssel auf eine stiellose Sense geklopft, damit sich die Bienen niederlassen oder an eine eigens aufgepflanzte Stange anhängen. Ist dies geschehen, so faßt man den Schwarm in den zuvor mit weißem Wachs und „Imkraut" ausgestrichenen Bienenkorb. In der Schweiz, wo es, sobald ein „Imb stößt", gleichfalls üblich ist, auf Sensen und Sicheln zu „dängeln", heißt es, man solle auf den Korb, in welchem man die Bienen fassen will, ein Kränzchen von frischen Blumen legen und ihn mit einem weißen Tuche beschatten. Schwärmen im niederösterreichischen Waldviertel die Bienen, und will der Schwarm fortziehen, so spritzt man Wasser in die Luft oder man wirft Sand empor, aber auch hier soll das Klopfen auf einer Sense und das Läuten mit einem Glöckchen bewirken, daß der Bienenschwarm sich niederläßt und ansetzt. Desgleichen wird auch in Schwaben, wenn die Immen schwärmen, mit Gießkannen, Pfannendeckeln, sowie mit Blechen aller Art Lärm gemacht, und wenn in der Oberpfalz die Bienen

beim Schwärmen recht hoch fliegen, und kein Klopfen mit Sense und Pfanne mehr helfen will, so kehrt man den Brodlaib in der Tischlade um, damit der Schwarm zurückkomme und sich anlege.

Der Lärm, welcher beim Schwärmen der Bienen gemacht wird, hat übrigens nicht nur den Zweck, dieselben zum Niedersetzen zu bringen, sondern es sollen dadurch auch die Nachbarsleute von dem rechtlichen Anspruche an den Schwarm in Kenntniß gesetzt werden; so heißt es z. B. bereits in der herzoglich württembergischen Forstordnung vom Jahre 1669, daß die Verfolgung eines ausgeflogenen Bienenschwarmes von Seiten des Eigenthümers unter Klopfen und Läuten geschehen solle.

Schon im klassischen Alterthum glaubte man, daß die Bienen Wohlgefallen am Klappern des Erzes hätten und sich dabei sammelten; sie sind, wie Plinius sagt, für Musik empfänglich; Erzklang und Wohllaut lockt sie und hält sie fest in ihrem Fluge. Deshalb pflegten römische Bienenzüchter Schwärme, die unstät herumflogen, durch harmonischen Klang wieder zurückzuführen. Das Mittelalter nahm zu Beschwörungen seine Zuflucht, und Du Cange theilt eine solche Beschwörungsformel mit, durch welche die „Bienenmutter" beschworen wurde, das Herumschwärmen aufzugeben und sich mit ihrem ganzen Stamme an dem ihr bereiteten Wohnsitze niederzulassen.

„Die peinen fräwent sich, wenn man die hend ze samen klopfet, und wenn man klingelt mit gesmeid, so samnent sö sich", sagt Konrad von Megenberg in seinem „Buch der Natur," und ebenso räth Coler in seiner „Oekonomia", den schwärmenden Bienen mit einem Becken aufzuwarten und zu klingeln; denn die Biene sei ein „musicum animal".*) Auch Friedrich v. Spee singt:

---

*) Ein musikliebendes Thier.

Schau da, wie schön muntieret,
Wie schön geputzter Hauf'!
In Lüften er bravieret
Zun Wolken schwebet auf.
Frisch hin und her sich schwenket
Die güldengelbe Schaar,
Nach frembde Land gedenket,
Sucht neuen Sitz fürwahr.
Her, her nun Pfann und Becken,
Schlagt auf, daß glücklich kling,
Uns laßt den Schwarm erschrecken,
Daß er net gar entspring.

Von übler Vorbedeutung ist das Absterben der Bienen; in der Oberpfalz weist es auf ein Unglück in der Familie, wenn der „Bien" oder der „Bienstock" abstirbt, und in der Schweiz bedeutet es „Sterbet" unter den Leuten, wenn es viele todte Immen im Bienenstande gibt.

Allein nicht blos in Sitte und Brauch, auch in Krieg und Politik haben die Bienen ihre Rolle gespielt. Nach mittelalterlichen Sagen hat man sich der Bienenkörbe anstatt der Bomben bedient und solche in belagerte Städte hineingeschleudert, während wieder die Belagerten von den Mauern andere volle Bienenkörbe hinabwarfen. Das Alles haben sich die Bienen gefallen lassen müssen; aber auch die Menschen werden oft gegen ihren Willen vom Schicksal hin und her geschleudert, wie die zum geflügelten Worte gewordene Phrase: „Der Bien muß", hinlänglich beweist.

Als ein russischer Gutsherr nämlich einst einem Deutschen gegenüber die Vorzüge seines Vaterlandes rühmte und unter Anderem behauptete, in Rußland seien die Bienen so groß wie in Deutschland die Schafe, und der Deutsche darauf seine Verwunderung darüber ausdrückte, wie denn die großen Bienen in die kleinen Bienenkörbe hineinkämen, versetzte der Russe mit der ganzen Zuversicht des Autokraten: „Der Bien muß!"

In der Porzellanfabrik.

Ein technischer Spaziergang.

Von

Th. v. Wittenbergk.

(Nachdruck verboten.)

Zu denjenigen Erfindungen, welche, wie das Schießpulver, das Papier und der Kompaß, lange vor ihrer Kenntniß in Europa von den bezopften Söhnen des Reiches der Mitte verwendet wurden, die aber unabhängig von diesen zum zweiten Male im Abendlande von erfinderischen Köpfen ersonnen werden mußten, gehört auch das Porzellan, dessen Gebrauch schnell Allgemeingut geworden ist.

Noch vor nicht ganz zweihundert Jahren tauschte der Kurfürst August II. von Sachsen von dem ersten preußischen Könige, Friedrich I., achtundvierzig chinesische Porzellanvasen für ein ganzes Dragonerregiment ein, und heute findet sich das Porzellangeschirr als Tasse und Teller auf dem Tische des ärmsten Tagelöhners. Für die meterhohen Prunkvasen, das kostbarste Tafelgeschirr, die künstlerisch ausgeführten Statuetten, Blumengewinde und Thiergruppen des Nippestisches, und ebenso für den einfachsten Eßnapf bietet die Porzellanerde das leicht formbare Material, eine Vielseitigkeit, die außer durch die Geschicklichkeit des Arbeiters nur durch die Heranziehung aller technischen Hilfsmittel ermöglicht wird.

Eine volle Würdigung der errungenen Fortschritte aber wird erst aus einer Bekanntschaft mit ihrer Anwendung

hervorgehen, und darum möge der Leser einer Einladung Folge leisten, die ihn zu einem Besuche in der Porzellanfabrik auffordert.

Wir wollen auf unserem Rundgange durch die Fabrik den Herstellungsprozeß des Porzellans vom ersten Anfang an verfolgen und treten deshalb in den Vorrathsraum für die Rohmaterialien, die wir in drei großen Behältern angehäuft sehen, ein. Die aufgeschütteten Massen machen auf uns den Eindruck, als ob wir große Mehlhaufen vor uns hätten, in Wirklichkeit ist aber der Inhalt des ersten Behälters der Hauptbestandtheil der Porzellanmasse, die Porzellanerde oder das Kaolin. Fast ganz weiß, nur in einzelnen Strichen in das Röthliche und Gelbliche übergehend, stellt sich uns das Kaolin als eine lichtfarbige Thonart dar, die wir leicht mit den Fingern zerreiben können. Zwischen der weißen, aber noch nicht gereinigten Erde bemerken wir einige dunklere Steinsplitter und festere Körner, und diese Beobachtung führt uns zur Beantwortung der Frage nach dem Ursprung des Kaolins. Jene kleinen Bruchstücke sind nämlich Rückstände von dem Muttergestein der Porzellanerde, dem Feldspath, die noch nicht in den thonartigen Zustand umgewandelt worden sind. Ueberall, wo Granit, Gneiß, Porphyr und andere feldspathhaltige Gesteine an der Erdoberfläche der Verwitterung ausgesetzt sind, bleibt als das Erzeugniß der atmosphärischen Einwirkung das aus kieselsaurer Thonerde, freier Kieselsäure und Wasser bestehende Kaolin zurück.

Der zweite Behälter birgt den Feldspath selbst. Wie wir sehen, ist seine Farbe nicht von der gleichen weißen Reinheit, welche die Porzellanerde auszeichnet, vielmehr erscheint er stellenweise grau, gelblich und bläulich. Sein Zusatz zu dem Kaolin erfolgt aus dem Grunde, weil er beim Brennen des Porzellans zu einem Glase schmilzt, das die

Zwischenräume der porösen Porzellanmasse durchsetzt, hierdurch Undurchdringlichkeit für Flüssigkeiten herbeiführt und zugleich eine günstige Anhaftefläche für die spätere Glasur bietet.

Noch dunkler, mit Schattirungen bis in's Braune und Violette, zeigt sich uns die im letzten Behälter aufgehäufte Masse, welche durch das Zerstampfen von Quarzgestein gewonnen wird. Der Quarz ist dieselbe Steinart, die in ihrer größten Reinheit als Bergkrystall allgemeine Bewunderung findet und an Durchsichtigkeit oft mit dem besten Glase wetteifert. Da unversetztes Kaolin beim Formen gegen Druck sehr empfindlich ist, außerdem aber auch beim Trocknen stark schwindet und leicht Risse bekommt, so wird der Quarz beigemischt, um die Porzellanmasse strengflüssiger und zäher zu machen.

Da Feldspath und Quarz von ziemlicher Härte sind, so bedarf es verschiedener Behandlungsweisen, ehe die gewünschte mehlartige Beschaffenheit erzielt wird. Zunächst muß der Quarz in den Glühöfen erhitzt und durch plötzliche Abkühlung mürbe gemacht werden, eine Vornahme, die bei dem Feldspath, seiner leichten Theilbarkeit wegen, nicht nöthig ist. Dagegen wird der Feldspath gleich dem Quarz in den Stampfen von den Pochschuhen zerkleinert und darauf in der Mühle zermahlen. Damit ist aber die Vorbereitung zur Verarbeitung noch nicht beendet, sondern alle drei Bestandtheile der Porzellanmasse müssen erst noch einem Schlämmverfahren unterworfen werden, und diese Einrichtung wollen wir jetzt in der Schlämmstube besichtigen.

Bei unserem Eintritt in den überall von einer weißen Staubschicht überzogenen Raum sehen wir große, in drei Etagen aufgebaute Bottiche vor uns, deren oberste Abtheilung wir auf einer kleinen Treppe erklimmen. Der umfangreiche Bottich vor uns ist der Schlämmbottich, in den

durch eine Rinne von Außen her Wasser geleitet werden kann. Eben ist ein Arbeiter damit beschäftigt, in denselben das uns bekannte Kaolin zu schütten, jetzt läßt er aus der Rinne eine Quantität Wasser zufließen, und zugleich wird eine in dem Behälter senkrecht angebrachte Welle mit schmalen Schaufeln in Bewegung gesetzt, welche das Wasser und das darin sich auflösende Kaolin kräftig aufwühlt. Eine milchige Flüssigkeit entsteht, in der die gröberen Bestandtheile sich auf dem Boden absetzen, während auf der Oberfläche noch einige Verunreinigungen, Holzspäne und Blätterreste schwimmen. Nach einigen Minuten öffnet der Arbeiter einen in halber Höhe des Schlämmbottichs befestigten Hahn und läßt das Schlämmwasser mittelst einer Rinne in die tiefer gelegenen Kufen ab. Von hier wird nun die Milch durch eine zweite, nur wenig geneigte Rinnenleitung in die unterste Reihe der Setzbottiche übergeführt, in denen die feinsten Kaolinkörnchen zur Ruhe kommen. Die verschiedenen Kufen sind schon mehr oder weniger hoch von dem Kaolinschlamm angefüllt; während einige kaum von dem weißen Bodensatz bedeckt werden, sind andere bald voll, so daß aus ihnen die flüssige Schlempe entnommen wird.

Wir durchschreiten jetzt einen nebenan gelegenen Raum, in dem Feldspath und Quarz in ähnlicher Weise geschlämmt werden, und begeben uns in das sogenannte Masselokal, in dem die Porzellanmasse des Weiteren zugerichtet wird. Nachdem nämlich Kaolin, Feldspath und Quarz nach festgesetzten Verhältnissen vermengt worden sind, ein Vorgang, dem wir keine besondere Beachtung zu schenken brauchen, weil er im Wesentlichen dem schon besichtigten Schlämmverfahren gleicht, muß das Gemenge noch von dem überschüssigen Wasser befreit werden, um den nöthigen Zusammenhalt zu erlangen. In dem Masselokal sehen wir, wie die Arbeiter den weißen Schlamm in angefeuchtete

Säcke füllen und diese auf einen Tisch legen, dessen Platte schräg steht und vielfach durchlöchert ist. Indem hier die Säcke schichtweise übereinander liegen, wird aus den unteren schon durch das Gewicht der oberen ein Theil des Wassers ausgepreßt, welches in einen Bottich abläuft. Nun werden die Säcke unter eine starke Schraubenpresse gebracht. Da der ganze Wassergehalt nicht in einem Zuge ausgepreßt werden kann, so wird der Druck alle halbe Stunden erhöht, bis endlich in 3 bis 4 Stunden der verlangte Grad der Trockenheit erreicht ist, die Porzellanmasse ausgeschüttet und in den Kellern zu Ballen geformt aufgestapelt wird.

Aber auch in diese dunklen Gründe müssen wir hinabsteigen, um einen merkwürdigen Prozeß kennen zu lernen, der sich in der Porzellanmasse vollzieht. Wir beobachten hier, daß die weiße Färbung bei den Ballen, welche längere Zeit lagern, bedeutend nachgedunkelt, ja an einzelnen Stellen sogar sich völlig in's Schwarze umgewandelt hat. Der Grund des Farbenwechsels ist noch nicht gänzlich festgestellt, zweifellos dagegen ist es, daß sich während der Lagerzeit, die wenigstens ein Jahr dauern muß, eine Art von Gährung entwickelt, durch welche der Thon an Zähigkeit und Bildsamkeit gewinnt. In Berührung mit der Luft verliert sich die Schwärzung allmälig.

Und nun wieder hinauf zum Licht in den Formsaal! Ehe wir aber den großen Arbeitsraum betreten, passiren wir ein kleines Vorgemach, in dem wir einen Mann schweißtriefend die Ballen aus Porzellanmasse bearbeiten sehen. Das ist der Herkules der Porzellanfabrik. Mit der größten Kraftanstrengung knetet, schlägt und drückt er die Thonerde, schneidet mit einem hölzernen Messer kleine Schnitten von der großen Masse ab, preßt sie zusammen, fügt einen anderen Ballen hinzu, bis er endlich einen Klumpen von fast vierzig Pfund mit seinen muskulösen Armen in die Höhe hebt und ihn mit voller Wucht immer wieder

dröhnend vor sich auf den Tisch wirft. Jetzt ist die Porzellanmasse in dem Zustande, wo sie den Arbeitern übergeben werden kann.

Bei dem Eintritt in den Formsaal empfängt uns kein ohrenbetäubender Lärm, wie er in Eisenwaarenfabriken zu herrschen pflegt, sondern es waltet eine fast befremdende Stille. In einer langen Reihe sitzen die Arbeiter, emsig über das Werk ihrer Hände gebückt, nur zuweilen klingt ein leises Schnurren von den Drehscheiben her an unser Ohr. Den Mittelraum des weiten Saales nehmen hohe Gerüste ein, die über und über mit fertigen Formen besetzt sind, welche austrocknen sollen. Teller, Tassen, Kannen und Schüsseln stehen in erstaunlicher Menge nebeneinander, alle von einem thonartigen Aussehen, welches ihnen durch die noch anhaftende Feuchtigkeit verliehen wird.

Doch wenden wir uns jetzt den Arbeitern selbst zu! Das Haupthandwerkszeug des Porzellanformers ist die Drehscheibe, die genau so eingerichtet ist wie die Töpferscheibe. An einer senkrecht stehenden Welle, die am unteren Ende mit einer Metallspitze in einer Pfanne ruht, bemerken wir eine ziemlich umfangreiche Scheibe, das obere Ende trägt eine kleine Platte, den sogenannten Scheibenkopf. Der Arbeiter sitzt auf einer schmalen, der Scheibe zugeneigten Sitzbank, und während er den linken Fuß gegen ein ebenfalls geneigtes Brett stemmt, beginnt er mit dem rechten die Scheibe zu drehen. Zugleich hat er aber auch auf die Platte des Scheibenkopfes ein Klümpchen Porzellanmasse gesetzt, das er, um es geschmeidiger zu machen, mit Wasser anfeuchtet. Unter fortwährenden Drehungen der Scheibe drückt und formt er nun das Klümpchen so, daß es zu einem stumpfen Kegel emporwächst. Jetzt preßt er die Daumen beider Hände in den obersten Theil des Kegels ein, indem er zu gleicher Zeit mit den Fingern auf die Seitenflächen drückt, und ehe

wir es uns versehen, rückt der Kegel zusammen, baucht sich oben eine Höhlung aus, und ganz deutlich prägt sich schon der Umriß einer Untertasse aus. Mit Hilfe des Richtmaßes wird dem bis jetzt entstandenen Körper der gewünschte Umfang gegeben, dann das Stück mit einem dünnen Messingdraht vom Kegel abgeschnitten und auf eine einem seitwärts stehenden Gerüst entnommene Form geschlagen.

Aber unser Geschirr ist noch viel zu stark, es muß von seinen Wänden noch ein gutes Theil entfernt werden. Zu diesem Zweck setzt der Arbeiter nun die Form auf den Scheibenkopf und senkt, während sich die Scheibe dreht, eine Schablone, welche die eine Hälfte der Geschirrkonturen trägt, auf die weiche Masse herab. Hierdurch streift sich im Augenblick das überflüssige Material ab, die Untertasse ist ihrer äußeren Gestaltung nach fertig und wird nun auf der Form zum Trocknen bei Seite geschoben.

Der nebenan arbeitende Former befolgt eine andere Herstellungsmethode. Seine Beschäftigung besteht in der Formung von Schüsseln, und zwar dreht er dieselben nicht erst mit der Hand vor, sondern er legt dünne Thonplatten, die sogenannten Schwarten, welche mit einer dem Nudelholz ähnlichen Walze vorgerichtet werden, über seine auf dem Scheibenkopf befindliche Form. Die Form bildet das Innere des Gefäßes, dessen äußere Seite wieder mit der Schablone abgedreht wird. Auch diese Form bleibt so lange unter der Schüssel, bis die Porzellanmasse lufttrocken ist und sich nicht mehr verziehen kann. Der Arbeiter greift daher, nachdem er die Formung vollendet hat, zu einer neuen Unterlage und beginnt ein zweites Stück.

In ganz ähnlicher Weise erfolgt die Anfertigung von Tassen, Kannen, Tellern und anderen Geschirren.

Wir kommen jetzt zu der Abtheilung, wo Frauen und Mädchen die Herstellung besorgen. Ihre Arbeit besteht in dem Formen von Henkeln und Schneppen, die sie den Tassen und Kannen anfügen. Das Verfahren ist sehr einfach. Das Mädchen hat eine zweitheilige Form vor sich, in deren eine Hälfte sie ein nudelförmiges Stück Porzellanmasse legt und nun die andere Hälfte darüber klappt. Nach kurzem Stehen geht der Henkel leicht aus der Form. Neben dem Mädchen steht ein Gefäß mit einer zähen Flüssigkeit, die verdünnte Kaolinmasse ist und als Töpferleim verwandt wird. Mit diesem Bindemittel benetzt jetzt das Mädchen einen schon ausgetrockneten Henkel, hält ihn an eine Obertasse, und der Henkel sitzt fest. Die nebenan arbeitende Frau verfertigt in ganz ähnlicher Weise die Schneppen zum Ausguß an Kannen und Töpfen.

Außer dem Formen auf der Drehscheibe bedient man sich noch des Gießens, das wir uns nun erklären lassen wollen. Der Werkführer zeigt uns eine Gypsform, die zweitheilig ist, oben eine Eingußöffnung und unten einen kleinen Zapfen trägt. Die Form stellt eine Saucenschale dar. Der Werkführer gibt jetzt dem Arbeiter die Weisung, den Guß zu beginnen. Langsam und vorsichtig, damit die Luft aus der Form entweichen kann, füllt der Gießer die sahnendicke Porzellanmasse in die starkwandige Gypsform. Der Gyps saugt das Wasser aus der anliegenden Masse und verdichtet dieselbe, so daß, wenn nun unser Arbeiter unten den Zapfen auszieht, der überschüssige Porzellanteig abfließt, und nur die verdichtete Wand in der Form sitzen bleibt. Um uns von den Ergebnissen der Gießmethode überzeugen zu können, bitten wir den Werkführer, eine Form, welche schon längere Zeit gestanden hat, öffnen zu lassen. Der Arbeiter nimmt bedächtig die beiden Formtheile auseinander und stellt uns eine tadellose Saucenschale auf den Tisch.

Unsere Fabrik befaßt sich nicht nur mit der Anfertigung einfacher Geschirre, sondern sie hat auch eine Abtheilung für die Erzeugung von Kunstgegenständen. Hier wird der Arbeiter schon mehr zum Künstler, die mechanische Arbeit hört auf, und individuelle Selbstständigkeit tritt an ihre Stelle. Beobachten wir zuerst jenen jungen Mann, welcher einen dreiarmigen Kandelaber mit dem schmückenden Beiwerk versieht. Wohl sind schon die Umrisse und Formen im Großen und Ganzen gegeben, aber wie treten unter seinen Händen die Schnörkel und Verzierungen erst hervor, wie weiß er die Erhebungen scharf herauszuarbeiten, scharfe Kanten abzustumpfen und zu verwischen und dem Ganzen die zarte Gliederung und Leichtigkeit in der Form zu verleihen! Und nun gar erst der ältere Mann an seiner Seite! Vor ihm liegt ein Sträußchen prachtvoller Rosen, auf dem Tisch steht ein Porzellanrahmen für Photographien, in den Händen hält er ein Klümpchen Porzellanmasse. Jetzt formt er und drückt, knetet und preßt, und allmälig entwickelt sich unter seinen Fingern ein Blatt, das mit einem des vor ihm liegenden Rosenstraußes seiner äußeren Gestaltung nach täuschende Aehnlichkeit hat. Nun greift er zum Bossirgriffel und bildet die Blüthe nach. Blättchen um Blättchen entsteht und fügt sich aneinander, die Aederchen, Ausschnitte und Stellungen erscheinen mit vollkommener Naturtreue, und mit überraschender Zartheit in der Formengebung wächst vor unseren Augen die Blüthe empor. Der Künstler verbindet jetzt Blatt mit Blüthe und befestigt beide am Rande des Photographierahmens.

Ganz besonders geübte Hände gehören auch zu der Arbeit, welche ein gegenübersitzendes junges Mädchen ausführt. Auf ihrem Tisch steht eine zierliche Rokokodame, die einen Miederbesatz erhalten soll. Die Arbeiterin taucht deshalb einen Pinsel in die zu einem sahnesteifen Teig

angerührte Porzellanmasse, die neben ihr steht, betupft damit das Mieder der Rokokofigur an der Stelle, wo sie den Spitzenbesatz anlegen will und zieht den Pinsel rasch zurück. Das schon verglühte Porzellan saugt das Wasser aus dem Pinsel rasch ein und setzt ein kleines Massekügelchen an, das sich beim Abziehen des Pinsels in die Länge zu einem Faden ausspinnt. Mit diesem Faden bildet nun die Arbeiterin ein feines Zäckchen nach dem anderen, legt Bogen und Spitzen an, setzt Punkte und Tüpfelchen auf, und schneller, als wir es geglaubt hätten, hat das lustig dreinschauende Rokokodämchen einen Spitzenbesatz, über den sie sich nicht beklagen kann.

Geringere Ansprüche darf eine kleine Porzellan-Bauerndirne stellen, die von einer anderen Arbeiterin eine Spitzenschürze erhalten soll. Das junge Mädchen schneidet zuerst aus einem Stück Tüll die Form der Schürze aus, weicht dann dieselbe in einem ganz dünnen Brei von Porzellanmasse ein und legt nun das feuchte Gewebe der pausbackigen Landschönen um den Leib. So, nun mag sie warten, bis ihre Schürze getrocknet ist! Dann kommt sie in den Ofen, wird gebrannt, und dabei werden auch die organischen Fäden des Tüllgewebes zerstört, so daß später es kein Porzellan-Bauernbursche errathen wird, auf wie einfache und schnelle Weise die kostbare und schneeweiße Spitzenschürze entstanden ist.

Einen besonderen Zweig bildet die Anfertigung von Porzellanknöpfen, die in dem benachbarten Raume betrieben wird. Zwischen vier Säulen einer hydraulischen Presse sehen wir eine starke Bronzeplatte liegen, auf der sich vierhundert Vertiefungen befinden, welche der Form der herzustellenden Knöpfe entsprechen. Der Arbeiter nimmt soeben eine Handvoll pulveriger Porzellanmasse — es wird hier keine Schlempe, sondern ein ziemlich trockenes Porzellanpulver verwandt — streicht sie über die Platte, so daß sich alle

Vertiefungen ausfüllen, und kehrt den Rest ab. Betrachten wir inzwischen die obere Preßplatte: sie trägt, wie uns ein einziger Blick lehrt, genau so viele kleine Erhöhungen wie die untere Vertiefungen. Jetzt läßt der Arbeiter die obere Preßplatte heruntergehen, der starke Druck preßt die Thontheilchen fest zusammen und sie besitzen jetzt schon, wie wir uns durch Herausnehmen eines Knöpfchens überzeugen, einen ziemlichen Halt. Aber die Knöpfchen müssen auch Löcher haben, damit sie angenäht werden können. Daher werden sie unter einer zweiten Platte, welche Nadeln trägt, einer nochmaligen Pressung unterworfen — ein Druck und alle Knöpfchen sind auf einmal mit Löchern versehen. Nun deckt der Arbeiter einen in einen Rahmen gespannten Bogen Papier über die untere Preßplatte, kehrt diese um und klopft leise auf ihre Rückseite. Nachdem er sie in die Höhe gehoben hat, sehen wir die Knöpfchen alle wohlgeordnet in Reih und Glied auf dem Bogen liegen, den auch schon ein Lehrbursche ergreift und über den Hof zu dem Brennofen trägt.

Wir treten nun in die Malstube, in der die Porzellangeschirre ihr buntes Kleid erhalten. An den Wänden steht eine Reihe von Gefäßen, theils mit glänzender, theils mit matter Oberfläche, je nachdem sie schon eine Glasur im Brennofen erhalten haben oder erst verglüht worden sind. Die Farben des Porzellanmalers sind mineralischer Natur, Goldpurpur gebraucht er für alle Abstufungen des Roth, Kupferoxyd für Braun, Eisenoxyd für Blau, Braun und Gelb, Manganoxyd für Schwarz. Der erste Maler, dem wir bei seiner Arbeit zusehen, überträgt seine Farben auf eine einfache Schüssel mit matter Oberfläche. Da die Zeichnung eine kunstlose ist, so kann sie, ohne Gefahr, durch einen falschen Strich verdorben zu werden, gleich auf das ausgetrocknete Gefäß, also vor der Glasirung angebracht werden. Freilich ist eine Verbesserung nicht mög-

lich, denn die trockene Porzellanmasse saugt die Farbe begierig ein, welche daher nicht wieder zu entfernen ist. Freiere Hand hat dagegen der nächste Maler, welcher auf der Glasur malt, und nach Belieben Verzeichnungen wegwischen kann. Allerdings erfordern seine Malereien bedeutendere Kunstfertigkeit. Seine Farbstoffe sind in Gestalt eines feinen Pulvers zerrieben, mit Spieköl vermischt und mit einem Flußmittel, Feldspath, versetzt worden, welches sie beim Glattbrennen leichter schmelzen und mit der Glasur die nöthige Verbindung eingehen läßt. In diese ölige Masse taucht er nun seinen Pinsel und malt Blättchen auf Blättchen, legt Farbe neben Farbe, bei denen er, da ein ziemlicher Theil der Farbstoffe seine Töne wechselt und nach dem Brennen anders als beim Auftragen erscheint, sorgfältige Auswahl treffen muß.

Die Verzierung des Porzellangeschirrs findet bei billigeren Waaren auch noch durch Druck statt. Das Verfahren geht schnell vor sich und erfordert keine großen Anschaffungen. Wir sehen soeben einen Arbeiter eine Kupferplatte, in welche die Zeichnung eines Blumengewindes eingravirt ist, auf einen kleinen eisernen Ofen legen, um sie zu erwärmen. Nun reibt er die Platte mit einer öligen Flüssigkeit — sie enthält Nußöl, den Farbstoff und ein Flußmittel — ein, wischt darauf die außerhalb der Gravirung zurückgebliebene Farbe mit einem biegsamen zweischneidigen Stahlmesser weg und reinigt die Fläche mit einem Musselinballen vollends. Jetzt nimmt er einen Bogen weichen, ungeleimten Papiers, befeuchtet ihn, legt ihn auf die Platte und streicht mit der Hand darüber hinweg. Die Zeichnung ist auf dem Bogen abgedruckt. Der Arbeiter legt nun das Papier, den Druck nach aufwärts gekehrt, in Wasser, ergreift das Porzellangefäß, das auf der Stelle der Glasur, welche die Zeichnung führen soll, vorher mit einer Mischung von Terpentinöl

und Kopalfirniß überzogen ist, und bedeckt es mit dem Druck, den er mit dem Ballen anpreßt. Jetzt zieht er das Papier wieder vorsichtig ab, und wie wir zu unserer Freude bemerken, trägt das Geschirr die Zeichnung in tadelloser Klarheit. Die Farbe braucht nun nur noch im Ofen mit der Glasur verschmolzen zu werden.

Wir haben schon wiederholt die Glasur erwähnt und wollen uns jetzt näher über dieselbe unterrichten. Zu diesem Zwecke steigen wir in das Erdgeschoß hinab. In der Mitte des Raumes, der uns aufnimmt, sehen wir einen großen Kübel, der mit einem bläulichen Schlämmwasser angefüllt ist, stehen. Die Flüssigkeit ist die Glasur. Ihre Zubereitung und Zusammensetzung ist der Porzellanmasse ähnlich, dieselben Bestandtheile, welche wir schon bei dieser kennen lernten, werden gestampft, gemahlen und geschlämmt, nur daß man noch als Flußmittel Feldspath oder Kalk zusetzt, um die Schmelzbarkeit zu erhöhen. Die Gefäße, welche glasirt werden sollen, sind schon einmal im Ofen gewesen, sie sind, wie sich der Porzellanarbeiter ausdrückt, verglüht worden. Da von der Glätte und Reinheit der Glasur das Aussehen des Porzellans nicht wenig abhängt, so erfordert die Arbeit des Glasirers mehr Geschicklichkeit, als es auf den ersten Augenblick scheinen mag, denn sobald an irgend einer Stelle die Glasur sich in einer stärkeren Schicht ansetzt, ist es um die Gleichmäßigkeit der Färbung geschehen, die Glasur wird an diesem Punkte undurchsichtig werden. Der Arbeiter taucht jetzt ein Geschirrstück in die Glasurflüssigkeit, wendet es schnell um, damit der zuerst eingetauchte Theil auch wieder zuerst aus der Flüssigkeit komme, und somit alle Stellen gleich lange in ihr verweilen, und zieht darauf das Gefäß heraus. Nun prüft er die Glasur. Da sich trotz aller Achtsamkeit einige Glasurwülste gebildet haben, so nimmt er sie mit dem Pinsel weg und gleicht dadurch

die Glasurhaut aus. Aber es muß noch ein kleiner Theil der Glasur wieder entfernt werden, nämlich da, wo der Boden des Gefäßes seine Unterlage berührt. Geschähe dies nicht, so würde das Geschirr beim Brennen im Ofen an dieser Stelle anschmelzen. Der Glasirer fährt daher mit einem steifen Pinsel auf der Randerhöhung des Bodens entlang und kehrt, wie der Fachmann sagt, die Glasur ab. Das Geschirr kann nun zum Brennen in den Ofen eingesetzt werden.

Der Ofen selbst ist ein hoher cylinderischer Körper, der nach oben in einen kegelförmigen Schlot übergeht. Die Wandungen, welche, um die Hitze zusammenzuhalten, doppelt und mit Asche ausgefüttert sind, werden von einem Netz starker Eisenschienen umspannt, und sind, wie uns ein Blick in den Ofen zeigt, von zwei Böden durchschnitten, so daß das Innere aus drei Stockwerken besteht. Vor dem Ofen stehen eine Menge schachtelartiger Gefäße, die Schamottekapseln, in welche die Arbeiter kleine, ebengeschliffene Platten, die Pumpse, einschieben und darauf die Geschirre setzen. Die Schamottekapseln sowie die Pumpse sind aus feuerfestem Thon gebrannt. Interessant ist der Aufbau dieser runden Kapseln. Die Arbeiter setzen nämlich eine Kapsel immer so auf die andere, daß die nächstobere stets die unter ihr stehende als Deckel verschließt und förmliche Kapselsäulen vor unseren Augen emporwachsen. In das oberste Stockwerk, im welchem die Hitze am schwächsten wirkt, wird das Geschirr zum ersten Brande, zum Verglühen, eingebracht, das die Porzellane zur Aufnahme der Glasur geeignet machen soll. In den zwei unteren Stockwerken, welche unmittelbar mit den Feuerstellen in Verbindung stehen, vollzieht sich das endgiltige Brennen, das Glattbrennen. Wenn das Porzellan weißglühend geworden ist — die Hitze steigt oft bis auf 1800 ° C — wird der Ofen ganz geschlossen und kann

nun auskühlen. Das Gutbrennen dauert gewöhnlich 17 bis 18 Stunden, das Verkühlen dagegen meist 5 bis 6 Tage.

Die Porzellanknöpfe werden in einem besonderen Ofen gebrannt. Sobald ein Lehrjunge mit dem uns schon bekannten Papierrahmen auf dem Arme erscheint, zieht der vor dem Ofen stehende Arbeiter eine glühende Platte aus demselben, der Bogen mit den gepreßten Knöpfen wird darauf gelegt und in demselben Augenblick verbrennt auch schon das Papier, während die kleinen Thonkörperchen in regelrechter Anordnung nebeneinander liegen. Die Platte wird nun in den Ofen geschoben, in sechs Minuten ist der Brand beendet, die Knöpfchen werden auf Karten geheftet und können in den Handel gebracht werden.

Unsere Wanderung ist an ihrem Ende angelangt, und wir können die Fabrik verlassen. Während noch vor zehn Jahren die Erzeugnisse der Porzellanfabriken vielfach nach Form und Ausstattung geschmacklos waren, hat sich in letzter Zeit auch auf diesem Gebiete eine Wendung zum Guten vollzogen. Die äußere Gestaltung beginnt edlere Linien und reinere Formen auch bei geringeren Porzellanwaaren zu zeigen, die Ausschmückung mit Farben und Verzierungen verräth einen gewählteren Geschmack.

Mannigfaltiges.

Amerikanische Projekte. — Ueber die Bedeutung des Ausdruckes: „Das ist amerikanisch," dem wir im täglichen Leben so häufig begegnen, brauchen wir uns glücklicherweise nicht den Kopf zu zerbrechen, denn Jedermann weiß, daß darunter etwas Ungewöhnliches, Seltsames, oder Erstaunliches zu verstehen ist. Man kann sich daher denken, welche Projekte im erfinderischen Yankeegehirn alle entstanden sind, um die bevorstehende Jubiläumsausstellung in Chicago zu der merkwürdigsten aller je dagewesenen zu machen.

Als Vorläufer dazu können wir folgende echt „amerikanische" Projekte betrachten.

Der Besitzer eines New-Yorker Raritätenkabinets hat dem im vorigen Jahre wegen verschiedener Absonderlichkeiten abberufenen britischen Gesandten bei der Union, Lord Sackville, allen Ernstes den Vorschlag gemacht, sich in einer Schaubude in der achten Avenue zweimal die Woche zwei Stunden lang gegen Bezahlung von 2000 Dollars wöchentlich und freie Station für sich und sein Gefolge sehen zu lassen. Echt amerikanisch war ferner auch das der Bundesregierung in Washington gemachte Anerbieten eines Theaterdirektors, sämmtliche zum Tode verurtheilten Verbrecher kostenfrei auf dem Theater, in eigens zu diesem Zwecke geschriebenen Stücken, hinzurichten, und in dieselbe Kategorie fiel die Aufführung des Schauerdrama's „Blue Jans", in welchem der Held von einem Verräther in eine Falle gelockt, geknebelt und an ein Brett gebunden ward, welches eine Kreissäge gerade zu zerschneiden sich anschickte. Das Opfer näherte sich immer mehr und mehr der Säge und war nur noch wenige Centimeter von ihr entfernt, als plötzlich die weibliche Hauptperson des

Stückes hereinstürzt, die Stricke zerschneidet und den Unglücklichen einem sicheren Tode entreißt. Bedenkt man nun, daß in diesem Bilde Alles „echt“ war, daß sich eine wirkliche Dampfsäge bewegte, und daß der Mann wirklich an das Brett gebunden war, so kann Einem bei dem Gedanken, was Alles bei der geringsten Nachlässigkeit geschehen konnte, schon ein Schauder über den Rücken gehen. Thatsächlich verspätete sich bei der dritten Vorstellung der Auftritt der Heroine nur um wenige Sekunden, so daß der an das Brett gebundene Schauspieler bereits den von der Maschine verursachten Luftzug über sein Gesicht streichen fühlte. Man kann sich vorstellen, welches seine Gedanken in diesem Augenblicke waren. Aber die Möglichkeit, daß einmal hier wirklich ein Versehen vorkommen könnte, genügte allein, um dem Stücke 100 Wiederholungen zu sichern.

Vor Kurzem hat nun ein gewisser Linell an die Regierung der westindischen Insel San Domingo das echt amerikanische Ansinnen gerichtet, ihm die in der dortigen Kathedrale beigesetzten angeblichen Gebeine des Kolumbus gegen eine Jahrespachtsumme von 40,000 Dollars leihweise zu überlassen, da er dieselben in den Vereinigten Staaten zur Verherrlichung der 400jährigen Gedenkfeier der Entdeckung der neuen Welt öffentlich zur Schau stellen wolle. Der nordamerikanische Konsul befürwortete das betreffende Gesuch mit dem allerdings verlockenden Hinweise darauf, daß „die thatsächliche Anwesenheit der Ueberreste des Entdeckers in den amerikanischen Städten die Schaulust des Volkes förmlich auf den Kopf stellen und das allergrößte Interesse für San Domingo erwecken wird,“ allein dennoch wollte die Regierung der Negerrepublik von dem Handel nichts wissen. Sie besaß, wie sie dem Konsul schrieb, Selbstachtung genug, um der civilisirten Welt das Schauspiel eines unerhörten Schachers zu ersparen und wollte sich nie dazu hergeben, kontrahirender Theil eines Uebereinkommens zu sein, welches die Gebeine eines großen Mannes zu einem Handelsgegenstande macht, ein Verfahren, welches ihr für immer zur Schmach gereichen würde.

Diese vernichtende Lektion von einem Negerminister für den Konsul eines Landes, das in der Civilisation am höchsten zu stehen wähnt, war wohl bitter, doch ist dadurch keine Wendung

zum Besseren erzielt worden. Im Gegentheile. Unmittelbar darauf wurde im Dime-Museum zu New-York ein nach 20jähriger Zuchthausstrafe begnadigter Mörder Namens James Kelley ausgestellt, „weil er die Ehre gehabt hat, seinerzeit von dem Präsidenten Grover Cleveland, als derselbe noch Sheriff war, ergriffen und in das Gefängniß gebracht zu werden.“ Bei uns wäre solch' eine Ausstellung natürlich unmöglich.

Unmöglich wäre bei uns auch folgender verbürgter Vorfall. Vor einiger Zeit sollte die Vermählung der 17jährigen Gertrude Jaffe mit dem Geldwechsler Lovenberg in New-York stattfinden. Eine große Gesellschaft versammelte sich im Hause der Braut; diese selbst stand im schönsten Schmucke, den Gästen die Honneurs machend. Plötzlich wurde der Vater abberufen, und bald darauf holte man auch die Braut in ein Nebengemach. Nach einer Pause von fünf Minuten kehrte Gertrude in den Empfangssalon zurück und sagte zu den Versammelten: „Mein Bräutigam hat sich vor einer Stunde erschossen, somit fällt die Trauung, zu der wir Sie geladen haben, weg, Diner und Ball aber werden stattfinden, und wir bitten Sie, sich durch die kleine Störung nicht an dem Vergnügen hindern zu lassen.“

Diese Aeußerung wird wohl Vielen barbarisch vorkommen, allein sie ist im Grunde nur echt amerikanisch und dürfte keinem Eingeborenen seltsam erschienen sein. Den Amerikanern ist, wie es scheint, der Maßstab für das Ungewöhnliche und die Fähigkeit zu erstaunen überhaupt abhanden gekommen, denn selbst die Idee, das Kolosseum in Rom anzukaufen, zu zerlegen und nach Chicago zu transportiren, wo es wieder aufgerichtet werden sollte, um als Ausstellungsobjekt zu paradiren, wurde sofort als ausführbar begrüßt. Man zeichnete nicht nur die geforderten 200, sondern sogar 1000 Millionen Franken zu obigem Zwecke in der sicheren, echt amerikanischen Erwartung, daß die italienische Regierung der Verlockung dieser Summe, womit sie vielleicht die ganze Staatsschuld tilgen könnte, nicht widerstehen und somit das weltberühmte, unter Vespasian begonnene und von Titus im Jahre 80 n. Chr. vollendete Kolosseum, ein 87,000 Zuschauer fassendes Amphitheater, respektive dessen Ruine, verkaufen werde. Dessenungeachtet hat sie dies nicht gethan. Das Kolosseum steht

daher noch auf dem alten Flecke und wird dort wohl auch stehen bleiben, vorausgesetzt natürlich, daß nicht irgend ein Amerikaner die Möglichkeit entdeckt, es ganz unbemerkt in die neue Welt zu schaffen.

Solch' ein Unternehmen scheint auf den ersten Blick allerdings unausführbar zu sein, allein man braucht nur Nachstehendes zu lesen, um anderer Meinung zu werden. Ein Ingenieur Namens Carron hat nämlich in Form einer Bombe eine Art Käfig konstruirt, der ein Zimmer von 3 Metern Durchmesser und 4 Metern Höhe enthält. Dieser Raum faßt 45 Personen, die sich auf gepolsterten Sesseln niederlassen können. Nachdem dies geschehen ist, wird die Thüre des insgesammt 10 Meter hohen und 80 Centner schweren Gehäuses geschlossen und dasselbe durch irgend eine Vorrichtung, die noch Geheimniß des Erfinders ist, 300 Meter hoch emporgeschleudert. Nun sollte man glauben, daß dies zu dem Zwecke geschieht, um die Insassen der Bombe in's Jenseits zu befördern. Indeß Herr Carron ist so grausam nicht und hat seine Bombe nicht für Lebensüberdrüssige, sondern blos zu Vergnügungsfahrten mit 77 Metern Geschwindigkeit per Sekunde hergestellt und läßt sie deshalb nicht etwa zur Erde, sondern in ein weites, mit Wasser gefülltes Bassin fallen, das die Form eines riesigen Champagnerkelches mit einem oberen Durchmesser von 50 und einer Tiefe von 55 Metern hat. Dieser Wasserkelch, der bei einer Tiefe von 28 Metern noch immer 5 Meter Durchmesser hat, ist dazu bestimmt, das herabstürzende Geschoß aufzunehmen und dadurch, daß die Bombe bei ihrem Einsturz 30 Tonnen Wasser verdrängt, jede Stoßwirkung auf die Insassen um so mehr aufzuheben, als den Boden des Geschosses eine mit 50 Centimeter hohen Sprungfedern versehene Matratze bedeckt. Von der Beschaffenheit dieser Bombe wäre natürlich noch sehr viel zu sagen, allein sie soll ja auf der nächstjährigen Weltausstellung zu Chicago in Funktion treten, und dann wird man von ihr ohnehin alles Nähere erfahren.

Möglicherweise kommt sie uns nachher sogar ganz natürlich vor, jetzt aber scheint sie noch die Krone alles echt Amerikanischen zu sein. Wir sagen scheint, denn nicht alles „Echtamerikanische“ wird so rasch bekannt, als man glauben sollte. Allerdings

wurde die Idee eines Klavierfabrikanten in Chicago, auf der dortigen Ausstellung eine Pyramide aus 400 Klavieren zu errichten und dieses Riesenorchester von Tasten durch einen elektrischen Apparat zugleich in Bewegung setzen zu lassen, kaum geboren, auch schon aller Welt verkündet, allein dafür hat es sehr lange gedauert, bis man erfuhr, warum gerade im Staate Minnesota so viele Wölfe existiren. Im letzten Jahre wurden ihrer allein nicht weniger als 5000 erlegt und die Felle der Regierung präsentirt, wofür sie das von ihr selbst ausgesetzte Schußgeld von 5 Dollars per Stück bezahlen mußte. Die Anzahl der Wölfe erregte aber schließlich doch Bedenken und bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß es in den nördlichen Theilen des Staates in großem Maßstab eingerichtete Wolfszüchtereien gab, welche ein sehr einträgliches Geschäft daraus machten, Wölfe zu ziehen und später ihr Fell dem Staate zu verkaufen. Auch das ist ebenso echt amerikanisch, wie der Umstand, daß den ehrenwerthen Wolfszüchtern keinerlei gerichtliche Strafe auferlegt werden konnte. Denn sie hatten, wie verlangt wurde, die Wölfe wirklich geschossen; woher sie dieselben nahmen, war ganz Nebensache.

Uns Bewohnern der alten Welt will dies allerdings nicht einleuchten. Unsere Ansichten sind eben veraltet und wir können froh sein, daß sich drüben für den Begriff dessen, was vom Zeitgeiste überflügelt worden ist, sich überlebt hat und daher in's alte Eisen gehört, noch nicht das Wort „Europäisch“ eingestellt hat.

Ob wohl Christoph Kolumbus, als er vor 400 Jahren seine Entdeckung machte, es geglaubt haben würde, wenn ihm das Jemand gesagt hätte? R. M.

Künstlerstolz. — Einer der berühmtesten Violinspieler seiner Zeit war der im Jahre 1706 in Bergamo geborene Pietro Locatelli. Kaum 20 Jahre alt, erregte er durch sein Spiel, namentlich durch seine seelenvollen Phantasien, die Bewunderung aller Musikliebhaber. Der prachtliebende Friedrich August von Sachsen machte ihm den Antrag, in seine Dienste zu treten und ihn auf seinen häufigen Reisen zu begleiten, welchem Antrag Locatelli auch Folge leistete. 22 Jahre alt ging der Künstler,

zu dessen Schattenseiten Putzsucht, Eitelkeit auf seine keineswegs anziehende Persönlichkeit — er war von kleiner Gestalt und besaß eine schiefe Schulter — und Habsucht gehörten, mit seinem fürstlichen Beschützer nach Berlin, um sich vor Friedrich Wilhelm I. hören zu lassen. Er erschien vor dem ernsten, der Sparsamkeit huldigenden Könige in einem überaus prachtvollen, über und über mit Silber bestickten Sammetwammse, das er sich eigens zu diesem Zwecke hatte anfertigen lassen, an allen seinen Fingern kostbare Brillantringe und mit einem Degen, dessen Gefäß reich vergoldet war, an der Seite. Die Violine, eine kostbare Stradivarigeige, trug er in einem Rosenholzfutteral unter dem Arme.

„Wenn der Kerl nicht die Geigenschachtel bei sich führte, würde ich ihn für einen Kriegsrath halten," äußerte der König zu seinem königlichen Besucher, laut genug, daß es der Künstler hören konnte.

„Euer Liebden wollen gnädigst verzeihen," erwiederte Friedrich August lächelnd; „ein so ausgezeichneter Virtuose darf sich wohl auch in der Kleidung auszeichnen."

Friedrich Wilhelm, welcher von Personen, die sich durch übermäßigen Putz hervorthaten, keine gute Meinung hegte, hatte gegen Locatelli bereits ein Vorurtheil gefaßt; aber um seinen hohen Gast, dessen Vorliebe für Prunk er kannte, nicht zu beleidigen, begnügte er sich, schweigend mit den Schultern zu zucken.

Der Künstler, dem keines der über ihn geäußerten Worte entgangen war und welcher sich dadurch auf das Empfindlichste gekränkt fühlte, beschloß, die Voreingenommenheit des Königs durch seine Kunst zu besiegen. Und dies gelang ihm über alle Maßen. Friedrich Wilhelm war über das Spiel Locatelli's so entzückt, daß er ihn ersuchte, mehrere seiner Phantasien und Soli zu wiederholen, und nachdem der Künstler diesem Wunsche nachgekommen war, zu ihm sagte: „Er hat mich in der That durch sein Spiel überrascht, denn Er gibt sich besser, als Er sich darstellt, und ich danke Ihm dafür."

Der geschmeichelte Künstler verneigte sich mit der Geschmeidigkeit eines vollendeten Höflings. Durch das ihm von dem Monarchen gespendete Lob stieg seine Eitelkeit um mehrere Zoll, aber sie sank ebenso schnell wieder, als ihm der König am nächsten

Tage ein Geschenk von 20 Thalern überreichen ließ. Während der König bei seiner Sparsamkeit mit dieser Summe viel gegeben zu haben meinte, fühlte sich der Künstler durch eine nach seiner Ansicht „bettelhafte Belohnung seiner Leistungen" auf's Tiefste verletzt und sandte dem Könige die Summe durch den Ueberbringer mit der sarkastischen Bemerkung zurück: die königlichen Worte geben sich besser als die königliche Münze. Indem er sich für die ersteren bedanke, müsse er sich aber auch für die letztere bedanken.

Ueber diese Parodie seiner Aeußerung und das daran geknüpfte Wortspiel war der Monarch sehr aufgebracht, und er beschwerte sich dieserhalb bei seinem königlichen Gaste.

„Euer Liebden," erwiederte Friedrich August, „wollen meinem Schützling gnädigst verzeihen, welcher ohne Zweifel tief unglücklich sein wird, wenn er erfährt, daß er dero Mißfallen erregt hat. Allein Euer Liebden mögen bedenken, daß ein Künstler seines Genre's an Uhren, Ringe, Tabatieren und dergleichen gewöhnt ist. Die ihm übersandte Geldsumme mag ihm daher nicht als ein Beweis königlicher Huld erschienen sein."

„Hm," entgegnete Friedrich Wilhelm mit spöttischem Lächeln, „ich finde das sehr begreiflich, indem ich mir seine Person vergegenwärtige; nun, da müssen wir es das nächste Mal besser machen."

Und der König bethätigte diese Aeußerung dadurch, daß er Locatelli, nachdem dieser in einem zweiten Konzert gespielt hatte, zu sich bescheiden ließ und ihm eine goldene, bis zum Rande mit Dukaten gefüllte Dose überreichte. Dabei sagte er zu ihm: „Er hat sich gegen meinen Boten gestern so splendid gezeigt, daß ich mir heute das Trinkgeld für mein Geschenk selbst verdienen möchte."

„Euer Majestät mögen gütigst verzeihen," erwiederte der schlaue Künstler; „aber ein solches Geschenk aus der Hand eines Königs ist doch zu gewichtig und bedeutend, als daß ich mich diesmal davon trennen könnte."

„So so," sagte der König, ihm lächelnd auf die Schulter klopfend und nun vollends mit ihm ausgesöhnt, „dann muß ich freilich auf den Botenlohn verzichten."

Locatelli starb, nachdem er auch vor Friedrich dem Großen konzertirt und dessen aufrichtige Bewunderung sowohl als Geigen- wie als Flötenvirtuose errungen hatte, 1764 in Amsterdam.

Hmn.

Eine Heine-Anekdote. — Der Bruder von Rahel Varnhagen machte Heine einst halb mißlaunig, halb scherzend den Vorwurf, seine Dichtungen verdienten durchaus nicht die Lobpreisungen, die ihnen im Allgemeinen gemacht würden; ihr Hauptreiz liege meist in gesucht schroffen Uebergängen vom Schwunghaften zum Gewöhnlichen; es sei durchaus nicht schwer, wenn man dies durchschaut habe, ganz ähnliche Gedichte zu fabriziren.

„Nun, mach' doch einmal ein solches Gedicht", entgegnete Heine lachend, „ich fürchte Deinen Wettbewerb nicht!"

Anderen Tages erschien der Freund bei ihm, ein selbstverfaßtes lyrisches Gedicht überreichend:

„Sie gab mir bei ihrem Tode
Ein blasses blaues Band —
Es liegt in meiner Kommode
Im Schubfach rechter Hand."

So las Heine und fiel mit herzlichem Lachen dem Freunde um den Hals.

„Wenn Du das veröffentlichst, bin ich verloren!" rief er, sich durch die gelungene Nachahmung besiegt erklärend. —dn—

Zither und Zitherspiel. — Eine eigenthümliche Stellung nimmt unter den Musikinstrumenten die Zither ein. Daß sie, wenigstens der Grundform nach, sehr alt sein muß, beweisen nicht nur die verschiedenen, der heutigen Zitherform sehr nahekommenden Instrumente, die man auf dem Mittelalter entstammenden echten Kupferstichen und Holzschnitten abgebildet sehen kann, sondern auch Originalinstrumente, bezüglich deren Echtheit es keinen Zweifel gibt. Jedenfalls aber hat die Zither im Laufe der Jahrhunderte solche Fortschritte gemacht, daß sie in ihrer jetzigen vervollkommneten Form eine größere Würdigung verdient, als sie sich solcher bisher erfreuen kann. Es ist gewiß eine ganz besondere Auszeichnung, wenn ein Tondichter wie Meyerbeer den Ausspruch that: „Was ich an der Zither am meisten beklage, ist der Umstand, daß man sie nicht mit im Orchester ver-

Es muß nun noch der Streichzither Erwähnung gethan werden, die ebenfalls einen flachliegenden Körper, jedoch in Herzform besitzt, und deren vier in Quinten c, g, d und a stehende Saiten mit einem Geigenbogen gestrichen werden. Die beiden tiefsten Saiten sind von Seide und mit Silberdraht übersponnen, die zwei andern sind glatte Stahlsaiten. Das Instrument hat einen etwas gepreßten, näselnden Klang; doch ist sie in Verbindung mit einer Guitarre ebenso verwendbar, als man sie einem Zitherquartett mit besonderem Effekt zugesellen kann, wobei sie sowohl für Solopartien als auch als sogenannte Füllstimme ausgezeichnet wirkt. Auch zum Klavier passend arrangirt, hat die Streichzither bereits ein dankbares Feld gefunden.

Doch ist das größere Interesse der Zitherfreunde auf die Schlagzither gerichtet, die eine vollständige Musik ermöglicht, einen angenehmen sanften Ton besitzt, und mit demselben nicht aufdringlich wirkt; dabei paßt sie zu den meisten anderen Instrumenten, ist vielseitig in ihrer Anwendungsweise, und außer ihrer leichten Transportfähigkeit spricht die verhältnißmäßig geringe Kostspieligkeit der Anschaffung auch noch ein besonderes Wort mit, und es ist daher kein Wunder, daß die Zither gegenwärtig zahlreiche Freunde und Förderer und eine immer wachsende Zahl begeisterter Anhänger findet. Paul Relsom.

Am Tage von Großbeeren. — Am 23. August 1813 schlug General Bülow die Franzosen unter Oudinot bei Großbeeren und vereitelte dadurch deren Vordringen nach Berlin. Die Nachricht von dieser Befreiungsthat traf des Abends in Berlin ein und wurde auch den Schauspielern auf die königliche Bühne gebracht, mitten in dem Singspiel „Das Geheimniß". Unzelmann spielte den Bedienten Thomas. Als er die Siegesbotschaft vernahm, ergriff er den dreieckigen Bedientenhut und trat auf die Bühne hinaus, obgleich seine Scene nicht an der Reihe war. Die Schauspielerin, welche die Hofräthin gab, sah ihn befremdet an, worauf der Komiker in seiner Rolle folgendes Extempore anbrachte: „Ich wollte der Frau Hofräthin und den Herrschaften da unten — auf das Publikum zeigend — nur melden, daß wir heute keine französische Einquartierung mehr bekommen." — Es sei hier eingeschaltet, daß Unzelmann's frappante Aehnlichkeit

durch die gemischte Verwendung von übersponnenen Seidensaiten und Darmsaiten hervorgerufen wird. Dabei ist dem Instrument eine höchste universelle Verwendbarkeit eigen, indem man ebenso gut Tonstücke von munterem, neckischem Charakter, als auch solche ernsterer Richtung mit Erfolg darauf vorzutragen vermag.

Lange Jahre hindurch hat man die Zither als ein unvollkommenes Instrument angesehen, und erst der neueren Zeit war es vorbehalten, dieselbe zu Ansehen zu bringen. Zunächst ist es als eine Verbesserung zu erachten, daß man die früher beiderseitig im Diskantschlüssel geschriebenen Noten für rechte und linke Hand nunmehr getrennt von einander notirt, und zwar die Melodie im Diskant-, die Begleitung im Baßschlüssel, wodurch wir leichtere Uebersicht gewonnen haben. Außerdem wirkten die großen bestehenden Zithervereine dahin, daß das Begleitungs- und Baßmaterial im Quintenzirkel, und zwar in lückenloser Folge angeordnet wurde, und gerade hierdurch erwächst dem Instrument eine ganz außerordentliche Vielseitigkeit, so daß man jetzt im Stande ist, schwierigere Sachen mit bestem Erfolge wiederzugeben. Nur der Triller bietet eine große technische Schwierigkeit, die nur von einzelnen bedeutenden Spielern zu überwinden ist; dagegen hat die Zither wunderbar schöne Flageolet- oder Glockentöne aufzuweisen, und zwar so rein und lieblich, wie kein anderes Saiteninstrument.

Diese Töne werden bekanntlich dadurch erzielt, daß man die Saiten an bestimmten Stellen nicht niederdrückt, sondern nur ganz leise berührt, worauf der Finger rasch weggenommen wird, und nun der Ton in heller, reiner Weise nachklingt. Doppel- und Dreigriffe, Läufer, Sprünge, Schleifer (auf- und abwärts), Triolen und Arpeggios sind auf der Zither sämmtlich gut auszuführen, und daher ist die noch vielfach verbreitete Meinung, daß man nur Tirolerliedchen, Schnadelhüpferln und ähnliche Stückchen darauf wiederzugeben im Stande sei, als eine völlig irrige und unzutreffende zu bezeichnen. Die Zither eignet sich vielmehr in ihrer heutigen Gestalt ganz vorzüglich zum Vortrage größer angelegter Tonwerke, und aus diesem Grunde entspringen auch die Bestrebungen der Zithervereine, diesem Instrument die ihm gebührende Stellung zu verschaffen.

Es muß nun noch der Streichzither Erwähnung gethan werden, die ebenfalls einen flachliegenden Körper, jedoch in Herzform besitzt, und deren vier in Quinten c, g, d und a stehende Saiten mit einem Geigenbogen gestrichen werden. Die beiden tiefsten Saiten sind von Seide und mit Silberdraht übersponnen, die zwei andern sind glatte Stahlsaiten. Das Instrument hat einen etwas gepreßten, näselnden Klang; doch ist sie in Verbindung mit einer Guitarre ebenso verwendbar, als man sie einem Zitherquartett mit besonderem Effekt zugesellen kann, wobei sie sowohl für Solopartien als auch als sogenannte Füllstimme ausgezeichnet wirkt. Auch zum Klavier passend arrangirt, hat die Streichzither bereits ein dankbares Feld gefunden.

Doch ist das größere Interesse der Zitherfreunde auf die Schlagzither gerichtet, die eine vollständige Musik ermöglicht, einen angenehmen sanften Ton besitzt, und mit demselben nicht aufdringlich wirkt; dabei paßt sie zu den meisten anderen Instrumenten, ist vielseitig in ihrer Anwendungsweise, und außer ihrer leichten Transportfähigkeit spricht die verhältnißmäßig geringe Kostspieligkeit der Anschaffung auch noch ein besonderes Wort mit, und es ist daher kein Wunder, daß die Zither gegenwärtig zahlreiche Freunde und Förderer und eine immer wachsende Zahl begeisterter Anhänger findet. Paul Relsom.

Am Tage von Großbeeren. — Am 23. August 1813 schlug General Bülow die Franzosen unter Oudinot bei Großbeeren und vereitelte dadurch deren Vordringen nach Berlin. Die Nachricht von dieser Befreiungsthat traf des Abends in Berlin ein und wurde auch den Schauspielern auf die königliche Bühne gebracht, mitten in dem Singspiel „Das Geheimniß". Unzelmann spielte den Bedienten Thomas. Als er die Siegesbotschaft vernahm, ergriff er den dreieckigen Bedientenhut und trat auf die Bühne hinaus, obgleich seine Scene nicht an der Reihe war. Die Schauspielerin, welche die Hofräthin gab, sah ihn befremdet an, worauf der Komiker in seiner Rolle folgendes Extempore anbrachte: „Ich wollte der Frau Hofräthin und den Herrschaften da unten — auf das Publikum zeigend — nur melden, daß wir heute keine französische Einquartierung mehr bekommen." — Es sei hier eingeschaltet, daß Unzelmann's frappante Aehnlichkeit

mit dem französischen General Augereau allbekannt war. Diese in demselben Augenblicke benutzend, stülpte er seinen dreieckigen Hut in der schiefen Richtung auf den Kopf, wie ihn die französischen Generale zu tragen pflegten, und Augereau kopirend, fügte er der obigen Nachricht hinzu: „Wir konzentriren uns rückwärts nach Trebbin!" Dabei machte er Kehrt, und es brach im Publikum nun ein lautes Geschrei aus. Die Vorstellung war zu Ende, denn Alles stürmte zum Hause hinaus. C. T.

Friedrich der Große über altdeutsche Poesie. — Der Berliner Professor Christoph Heinrich Müller gab im Jahre 1782 eine Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12. bis 14. Jahrhundert heraus und widmete den ersten Band seinem Landesherrn. — Dieser äußerte sich über das ihm zugesandte Buch folgendermaßen:

„Hochgeachteter, Lieber, Getreuer!

Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht Einen Schuß Pulver werth und verdienen nicht aus dem Staube und der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeissen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viel Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König

Friedrich." G. W—r.

Ornithologische Eigenthümlichkeit. — Die Beobachtung hat gelehrt, daß viele Vögel für einzelne Bäume eine gewisse Vorliebe zeigen und von jeder Oertlichkeit entweichen, wo sie diese nicht finden. So zieht die Esche Waldtauben und Drosseln an, die Buche Spechte, die Birke Schnarrdrosseln, der Schwarzdorn Haidelerchen, der Brombeerstrauch Weißkehlchen und Goldammern, die Eiche Amseln, Häher und Saatkrähen. Bei der Anlage öffentlicher Parks wäre man daher leicht im Stande, durch geeignete Bepflanzung eine große Mannigfaltigkeit gefiederter Sänger anzulocken, was bislang noch kaum geschehen ist.

—dn—